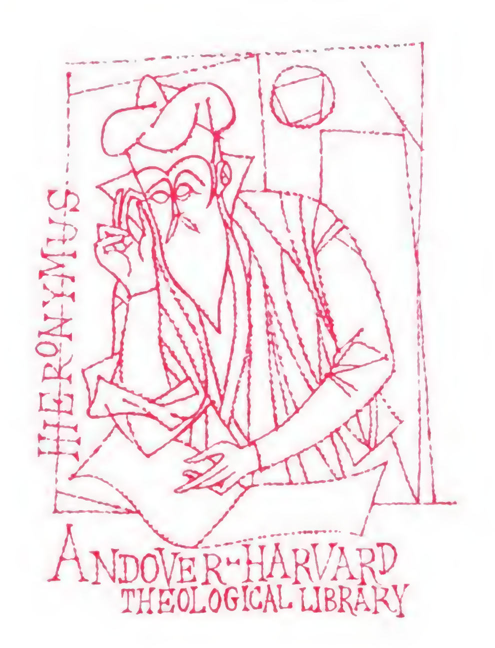
WILHELM STERN, WEILAND PROFESSOR UND SEMINARDIRECTOR IN KARLSRUHE, ...

Karl Friedrich Ledderhose




HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY



Christliche

Biographieen

von

Karl Fr. Ledderhose.

Zwölftes Bändchen.

Wilhelm Stern,

weiland Professor und Seminardirector in Karlsruhe,

nach seinem Leben und Wirken geschildert.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1877.



Leide dich als ein guter Streiter
Jesu Christi! 2 Tim 2,3.
W. Stern.



weiland Professor und Seminardirector
in Karlsruhe,

nach

seinem Leben und Wirken

geschildert

von

Karl Friedrich Ledderhose.

Mit dem Bildniß und Facsimile Stern's.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1877.

Vorwort.

Es ist mir dies Mal nicht sehr leicht geworden, die vorliegende Biographie zu schreiben. Einmal gehört es nicht unter die leichten Aufgaben, einen reichhaltigen Stoff, wie er mir vorlag, zu einem richtigen Bilde des bedeutenden Mannes zu sichten und zu verarbeiten. Dann reicht Stern's Leben bis in die letzte Zeit hinein und berührt so manche Personen und Verhältnisse, die entweder gar nicht oder nur mit rücksichtsvoller Zartheit erwähnt werden dürfen. Es war mir leid, Personen, die unschön in die Arbeit des verdienten Mannes eingriffen und ihm viel Herzeleid bereiteten, aufführen zu müssen. Es ging aber nicht anders, wenn die Sache nicht farblos erscheinen sollte. Ich wollte gewiß Niemanden beleidigen. Dann darf man nicht vergessen, daß die Streiter auf der andern Seite meinen, sie hätten Recht. Wir wissen es aber ganz bestimmt, daß sie auf einem verkehrten, verderblichen Wege sind.

Wenn man nicht zwei verschiedene Perioden, die das Leben Stern's in zwei Abschnitte theilen, annimmt, so versteht man dieses Leben nicht. Seine entschiedene Bekehrung mußte besonders hervorgehoben werden. Er war schon vorher, wie es in unserer Zeit gerade nicht Viele giebt, ein ganzer Mann mit reicher Begabung und starker Willenskraft, und ein Zug nach etwas Höherem, ja nach dem Ewigen ziert schon das Leben seiner ersten Periode. Weil er aber nicht mit dem Herzen auf dem rechten Grunde stand,

so gab er sich Bestrebungen hin, die zu verwerfen sind, und die er späterhin selber verwarf.

Es hat mich ein Schulmann gefragt, ob ich den Pädagogen oder den Christen Stern schildern wolle? Ich antwortete: Den ganzen Stern. Ob mir das gelungen ist, überlasse ich billiger Beurtheilung. Wenigstens erstrebt habe ich es. Was die Orthographie in meinem Buche betrifft, so kommt sie auf meine, nicht auf Stern's Rechnung.

Er hat immer ein liebendes Herz für die Lehrer bewahrt. Das wird mein Buch richtig geben. Ich habe den Herzenswunsch, daß auch diejenigen seiner ehemaligen Zöglinge, welche sich von ihm im Wissen bilden ließen und ihn hochstellen, aber nicht auf seinem Wege wandeln, durch diese Biographie sich bestimmen lassen möchten, den zum Leben führenden Weg einzuschlagen, der zu ihrem Lehrer und zu Dem führt, zu dessen Füßen er saß und bis zum Ende aushielt.

L.

Inhalt.

1.

Aus der Jugendzeit.

Zwischen Heidelberg und Heilbronn rechts vom Neckar in einem von der Elz durchflossenen Seitenthale liegt gar anmuthig die Stadt Mosbach mit über zweitausend Einwohnern. Früher hatte Mosbach ein sehr alterthümliches Aussehen; Mauern, Gräben und Wald umgaben die Stadt, und an den vier Ecken standen Thürme, die aber der Neuzeit weichen mußten. Auf der Ostseite steht eine alte Kirche, die der hohenstaufische Kaiser Friedrich II. gebaut hat. In dem Schiffe der Kirche halten die Evangelischen, in dem vom Schiff getrennten Chore die Katholiken ihre Gottesdienste. Auch das Rathhaus, mit einem hohen Thurme geziert, ist ein Stück Alterthum. Einst krönte ein Schloß den Hügel der Südwestseite. Hier hielten die Kurfürsten von der Pfalz von Zeit zu Zeit ihr Hoflager. Jetzt sieht man nichts mehr von diesem Baue. Wenn Stern auf seine Heimath zu reden kam, so konnte er fast nicht fertig werden mit Erzählen all der Schönheiten Mosbachs und der Umgebung, denn es ist nirgends schöner, als in der Heimath.

Wenn man durch die Hauptstraße Mosbachs geht, in dem oberen Theile rechts steht ein schmales dreistöckiges Haus. In diesem Hause ist unser Stern geboren. Sein Großvater war Sebastian Stern von Schefflenz auf der fränkischen Hochebene. Er stammte von armen Bauersleuten. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß der Sebastian bis nach Batavia auf der holländischen Insel Java gerieth. Dort war er nichts weniger, als der

Bereiter des Generalgouverneurs. Doch die Heimath zog ihn wieder zurück. Er ließ sich aber nicht in Schefflenz, sondern in Mosbach nieder. Sein Sohn ist der Bäcker Martin Stern, der nebenbei eine Weinwirthschaft und ein mäßiges Bauerngeschäft betrieb. Seine Ehefrau war Juliane Röther, eine Tochter des Schullehrers Röther von Flinsbach. Am 22. April 1792 wurde diesen Eltern ein Söhnlein geboren, dem sie die Namen Johann Wilhelm gaben. Einer seiner Taufpathen war der Pfarrer Röther von Aglasterhausen, der Bruder seiner Mutter.

Der mit einem reichen Gedächtnisse begabte Stern erinnerte sich noch in späterer Zeit, wie ihn seine Mutter mehrere Jahre mit ihrer Milch aufzog und wie er mit seinen langen weißen Haaren in einem langen Rocke einhertrippelte. Er hatte mehrere Brüder und Schwestern. Unter seinen Geschwistern scheint ihm seine Schwester Julie außerordentlich lieb gewesen zu sein. „Ich liebte sie", erzählt er, „außerordentlich wegen ihres sanften, liebevollen Gemüthes und mit der ich alle meine Spiele trieb. Als ich ungefähr acht Jahre alt war, wurde sie mir durch den Tod entrissen. Ich weiß noch, wie ich Gott in heißem Gebet mehrmals anrief, daß er sie doch am Leben erhalten möchte. Sie unterlag den Blattern, und lange Zeit weinte ich noch um sie."

Sterns Eltern gehörten der lutherischen Kirche an. Die Lutheraner Mosbachs hatten ein kleines Kirchlein, das nach der Vereinigung der beiden Confessionen in Baden abgerissen wurde. Jetzt steht das Schulhaus daselbst. Als sorgsame Eltern schickten sie ihre Kinder in die lutherische Volksschule. Wilhelm besuchte sie vom sechsten bis zwölften Jahre. Hören wir ihn darüber: „Ich erinnere mich noch, wie wir in dieser Schule alle mit einander vereinigt waren, die Anfänger und die Confirmanden, und wie ich im Buchstabiren geübt wurde. Sämmtlicher Unterricht wurde ganz mechanisch betrieben. Man lernte auswendig und sagte auf. In der mittleren Klasse wurde der kleine lutherische Katechismus gelernt, in der oberen der große. Es wurde aber nie ein Wort über den Inhalt der Fragen frei geredet, so daß sich in mir gar kein Nachdenken über christliche Wahrheiten bildete." Ebenso geistlos wurden auch Hübners biblische Historien behandelt. In der oberen Klasse wurde freilich die ganze Bibel gelesen, aber auch nicht eine einzige Frage an eine Stelle geknüpft. Sein Nachdenken erwachte einst, als der Special Geiger von Schefflenz die Schule

besuchte. Er richtete Fragen an die Kinder, aber die Mosbacher Jugend bestand schlecht, denn auf die Frage: Wer der erste König in Israel gewesen? konnte keines der Kinder Antwort geben, nur ein Schüler aus Eppingen wußte es. Auch der Ortspfarrer, wenn er die Schule besuchte, fragte die Kinder nicht, sondern ließ sie einfach die Lieder hersagen. Dennoch setzte sich bei dem nachdenksamen Knaben Wilhelm Bibelkenntniß fest. Das kam von der häuslichen Erziehung her. Die Eltern ließen nämlich an den Abenden, besonders an den Sonntagen, ihre Kinder in der Bibel lesen und besprachen sich mit ihnen über das Gelesene.

Was unsern Wilhelm in der Schule, die nicht viel Anziehendes bot, besonders anzog, war der Gesang. Dieser wurde nicht blos in der Schule, sondern auch in den lutherischen Familien mit Angelegenheit betrieben. Besonders von der Adventszeit an bis in die heilige Zeit der Passion hörte man aus den Häusern der Lutheraner die guten, alten Choräle erschallen. Auch gab es noch damals eine Currende. Vor den Häusern der lutherischen Familien sangen die Schüler und empfingen eine kleine Gabe. Oefters mußten die Kinder zwei bis drei Stunden in den Odenwald wandern, um verstorbene Mitglieder der zerstreut wohnenden Lutheraner mit Gesang zu Grab zu begleiten. Ein Lied, das die Reformirten öfters anstimmten, und das Wilhelm gar sehr ansprach, fehlte im lutherischen Gesangbuche, es ist das bekannte kostbare Lied eines Frankfurter Rechtsgelehrten: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut."

Ein Mann, der auf den Knaben Wilhelm einen tiefen Eindruck machte, war der alte Schmied Valentin Müller, im Städtchen nur der alte Schmiedsvelte genannt. Er stellte sich als ein regelmäßiger Gast im väterlichen Hause ein. Das Herz des alten Mannes war voll von Bibelgedanken, und er konnte sie nicht zurückhalten. Das machte auf den Knaben einen unvergeßlichen Eindruck. Da konnte denn der alte Mann klagen über die neumodischen jungen Pfarrer, die von der Lehre der Schrift abwichen, daher käme die Leere der Kirchen und der Verfall der Sitten. Der Welt stehe ein großer Sturz bevor und es werde ein Riß in göttliche und menschliche Ordnungen eintreten. Die Spötter, die ihm zuhörten, deuteten seine Prophezeiung auf sein altes Haus, an welchem sich allerdings bedeutende Risse zeigten. Seine Weissagungen sind bekanntlich eingetroffen, wir laboriren noch an diesen tiefen Rissen. Wenn aber auch der alte Schmiedsvelte sich manch-

mal im Weingenusse gehen ließ und dadurch gerade nicht erbaulich wirkte, wie Stern erzählt, so enthielt er sich späterhin des Trinkens und lebte sehr zurückgezogen von allem Treiben der Welt. Eines Abends reichte er der Mutter Stern eine Tabaksprise mit den Worten, es sei die letzte, die er ihr anbiete. Wirklich verschied des andern Tages der liebe 90jährige Greis ohne allen Todeskampf im wahren Glauben an den Herrn Jesum Christum, den er immer zur Zeit und zur Unzeit bekannt hat.

Die Klage des alten Mannes gegen die Geistlichen damaliger Zeit war leider nur zu begründet, denn sie trieben die Heilslehre nicht mehr. Jedoch behauptet Stern in seinen Aufzeichnungen, daß die Ausartung in der reformirten Kirche größer gewesen sei, als in der lutherischen. Denn die lutherischen Prediger hätten den Glauben an den Sohn Gottes, unsern Erlöser und Seligmacher, durch die sonntäglichen Perikopen dazu veranlaßt, unterhalten, während die reformirten ihre Texte beliebig gewählt und meistens Sittensprüche zur Grundlage ihrer Predigten gemacht hätten. Das thaten sie sogar an hohen Festtagen. Stern fand in seiner Jugend bedauerliche Reibereien zwischen Lutheranern und Reformirten vor. Während die Reformirten durch ihre Presbyterien Kirchenzucht übten, schlossen sich die Lutheraner an ihre Geistlichen an, die mehr Autorität genossen. Es war ein Festtag, wenn der lutherische Geistliche, was er alle Jahre that, die Familien nach der Reihe besuchte, sich nach ihren Familienverhältnissen, namentlich nach der Jugend und ihrer Zukunft erkundigte. Während die reformirte Kirche reich war, mußte die lutherische von ihren Mitgliedern unterstützt werden. Sterns Vater, der sich doch nur in mittleren Vermögensverhältnissen befand, steuerte reichlich zur Unterhaltung des Geistlichen bei. Er that es aber gerne.

Unser Wilhelm kann fast nicht fertig werden mit den Vorzügen der lutherischen Kirche, wie sie sich aus seiner Jugendzeit in seiner Erinnerung festgesetzt hatten. In seinem Gotteshaus war ihm alles wichtig. „Ein schönes Christusbild, Christus am Kreuze," schreibt er, „war in Lebensgröße hinter dem Altar aufgestellt. Stets mußte ich bei den Kinderlehren meinen Blick auf das Bild heften, und es war somit ein Ruhepunkt meiner Andacht, ohne daß jedoch Christus in mir lebendig geworden wäre." Kam das Pfingstfest heran, da war Leben unter den lutherischen Knaben, denn das Fest sollte mit Maien geschmückt werden. Dazu holten

sie auf dem Stockbrunner Hofe Birken, welche am Altar und sonst in der Kirche aufgepflanzt wurden.

Wilhelm hatte bereits das zehnte Jahr erreicht, ohne in seiner Bildung besonders vorwärts gekommen zu sein, aber eines Dranges nach Ausbildung konnte er nicht los werden. „In meinem zehnten Jahre“, schreibt er, „fühlte ich in mir einen großen Drang nach höherer Ausbildung. Ich war am Körper nicht besonders stark, ich schoß schlank auf und konnte darum schwere Arbeiten nicht leisten.“ Das wies ihn darauf hin, sich mehr mit geistigen Arbeiten zu beschäftigen. Bis er seine Eltern dahin gebracht hatte, ihn Klavier und Gesang lernen zu lassen, brauchte er ein halbes Jahr, um sie dafür zu gewinnen. Und doch erwarb er sich trotz ungenügenden Unterrichtes bald eine Fertigkeit im Klavierspiel und Gesang. Das kam wohl daher, weil ihm die Uebung darin besondere Freude verursachte. Der orgelspielende Lehrer ließ ihn bald den Schlußvers nach der Predigt spielen. Es kam auch vor, daß Wilhelm den Schluß auf der Orgel machte. Er mußte aber alles, was die Förderung seiner Kenntnisse betraf, bei seinen Eltern herausbetteln, weniger bei der lieben Mutter, als bei dem ernsten, strengen Vater. Er war schon zwölf Jahre alt, da hätte er gerne die Lateinschule besucht. Die Mutter hätte es gerne zugegeben, aber der Vater hatte einen Widerwillen gegen derartige Schulen. Müßiggänger und Taugenichtse gingen daraus hervor, sagte er, er habe es an so vielen gesehen. Die Mutter Stern bohrte aber so lange bei dem Vater, bis er endlich einwilligte.

Den Unterricht im Lateinischen besorgte der zweite reformirte Geistliche Mosbachs. Drei Söhne von Staatsdienern lernten Latein, Stern war der vierte Schüler; aber wie erschrack der schüchterne Knabe, als die Schüler, wenn sie ihre Aufgaben nicht gelernt oder gefertigt hatten, tüchtig durchgebläut wurden; dem Wilhelm jedoch ging es gut, denn nie erhielt er einen Schlag. An die Stelle des Geistlichen trat schon nach anderthalb Jahren ein Rector, und nun wurde die Schule ernstlicher geführt. Stern besuchte die Volksschule noch fort, indem das Lateinische täglich nur eine Stunde ausfüllte. Ein Jahr lang trieb der Lehrer mit ihm die Declinationen und Conjugationen auf eine geistlose Weise, was dem denkenden Knaben sehr schwer fiel. Nach einem Jahre sollte er nach einem lateinischen Lesebuche, das die Lateinschüler den Plagemann nannten, aus dem Lateinischen in's Deutsche übersetzen,

während er doch keinen Wortvorrath besaß und sich in den Wortformen nicht frei bewegen konnte. Da hatte der arme Junge viel Plage. Es beschäftigte ihn so sehr, daß er zum Nachtwandler wurde. Da kam es manchmal vor, daß er im Schlaf aufstand, die zwei Stiegen im Hemd herunterstieg, in die mit Gästen angefüllte Wirthsstube trat und sich an seinen Arbeitstisch hinten in der Stube neben der Backmulde setzen wollte. Die Mutter oder die Schwester führte dann den Nachtwandler in die Küche an den Wasserzuber und spritzte ihm in's Gesicht. Da kam er zu sich.

Es stellte sich frühe bei Stern heraus, daß das Denken bei ihm vorherrschte, während die Dinge des Gedächtnisses für ihn schwerer zu behalten waren. Hören wir ihn selber darüber: „Auffallend war, welches Geschick ich hatte, eine Geschichte oder Fabel, die wir in der lateinischen Schule gelesen oder erzählt hatten, zu Papier zu bringen, ohne daß ich vorher dazu eine Vorübung gehabt hätte, so daß ich bald meine übrigen Mitschüler darin übertraf. Die Gedächtnißgegenstände in der Geographie und Geschichte fielen mir schwer. Dagegen faßte ich leicht das Uebersichtliche und das allgemein Bemerkenswerthe." Ich glaube, daß, wenn er bei seinem empfänglichen Gemüthe damals einen gut lutherischen Religionsunterricht empfangen hätte, sein Herz gewonnen worden wäre. So aber war der Unterricht kahl und kalt. Der lutherische Geistliche ließ die Confirmanden ein Religionsheft abschreiben und auswendig lernen. Dann fragte er sie das Gelernte ab. Auch ging er einiges Allgemeine über die heilige Schrift mit ihnen durch. „Ich erinnere mich," erzählt Stern, „noch genau, wie er in meinem vierzehnten Jahr durch eine seiner Fragen den Unglauben und dadurch den Rationalismus, die bisher nur todt in mir lagen, zum Leben brachte." Das verhielt sich nämlich so. Es handelte sich um die Stelle in der Schöpfungsgeschichte: „Der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser." Keiner von den Confirmanden konnte auf diese Frage: „Was unter dem Geist zu verstehen sei?" antworten, ausgenommen unser Wilhelm, der an dem eine kleine Stunde von Mosbach entfernten Neckar bemerkt hatte, daß dort immer ein Luftzug ging und eine größere Kühle herrschte, als in Mosbach. Ob nicht unter „Geist" Wind zu verstehen sei? fragte er. „Richtig", erwiederte der rationalistische Geistliche schnell. Dennoch machte die Confirmation und der Genuß des h. Abendmahles einen ernsten Eindruck auf ihn, „bei dem Gefühle meiner

Unwürdigkeit und der Nähe des heiligen Gottes," sagt er und fügt hinzu: „Ich befand mich aber in keinem persönlichen Verhältniß zu meinem Erlöser." Seine Eltern waren gottesfürchtige Leute nach altem Schrot und Korn. So hatte ihn sein Vater geheißen, beim Aufstehen und Niederlegen zu sprechen: „Es walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist!" Diese gute Sitte behielt Stern immer bei, so wie auch sein Vater sie festhielt. Weil er seinen Wilhelm lieb hatte, durfte derselbe öfters zu ihm in's Bett liegen, freilich nie ohne Gebet. Von der h. Dreieinigkeit hatte er natürlich damals kein lebendiges Bewußtsein, und konnte die Ausdrücke: „Herr Gott, Gott, der liebe Gott, der Himmel, die Vorsehung" damit nicht vereinigen. Von dem Heilande hörte er nur manchmal seine Mutter reden, sein Vater sprach gewöhnlich nur von Gott. Einen tiefen Eindruck machte es auf ihn, wenn die Frauen und die Jungfrauen in der Kirche bei der Nennung des Namens Jesu sich verneigten, und die Männer, die während der Predigt die Hüte auf hatten, bei diesem Namen sie lüpften. Seine Morgen- und Abendgebete, die er verrichtete, waren von Mutter und Vater angelehrt, nur in Nothfällen erhob er sich in freiem Gebete zu Gott. Vor und nach Tisch beteten die Kinder ein lautes Gebet.

„Blicke ich," schreibt er, „auf meine frühsten Jugendjahre zurück, so brachte ich dieselben, wie man zu sagen pflegt, in kindlicher Unschuld hin. In den späteren Jahren, die ich zu Hause bis zu meinem 15. Jahre zubrachte, verlor sich das Gefühl der Reinheit und harmloser kindlicher Freude immer mehr." Bei den Spielen stellte sich Gewinnsucht und namentlich beim Ballspielen Rohheit und Wildheit ein. Daneben machte es ihm besondere Freude, wenn er Bohnen- oder Gerstenkerne zwischen die Pflastersteine stecken und nach einiger Zeit beobachten konnte, wie sie herauswuchsen. Die Stunden und Tage, die er so zubrachte, seien ihm, wie er sagt, wie eine Ewigkeit vorgekommen. Ein schöner, warmer Sommertag däuchte ihm wie ein ganzes Jahr, und er konnte nicht begreifen, wie die Leute über die Kürze ihrer Lebenszeit klagten. Die dreiwöchentlichen Sommerferien wollten ihm fast kein Ende nehmen. Unter Zeit verstand er in seinen Knabenjahren den Wechsel der Blüthenzeit des Frühjahrs, der Heu- und Fruchternte des Sommers und der Obst- und Traubenernte des Herbstes. Den Winter liebte er nicht, er fand in ihm

nur Erstarren des Lebens, den leibhaftigen Tod. Glitschte er auch auf dem Eise und fuhr auf einem Schlitten den Berg herunter, wie andere Kinder, so zog er sich doch lieber in die warme Stube zurück. Da zeichnete und malte er in bunten Bildern die Beschäftigungen des Sommers.

Den späteren Naturkundigen erkennt man schon an den Liebhabereien des Knaben. Er beobachtete die Vögel, wie sie im Frühlinge ihre Nester bauten, Eier legten und ihre Jungen pflegten. Er suchte und fand deren viele, aber hob sie nicht aus, wie böse Buben thun. Und brachten ihm Leute aus dem Odenwald junge Staaren, Amseln oder Drosseln, so hatte er kein Glück damit, sie gingen ihm alle drauf. Sein Vater besaß in einem anmuthigen Thälchen eine Wiese, an deren Spitze eine starke Quelle hervorsprudelte. Dort stand hohes Gebüsch, unter dessen Dach im Frühling sich Nachtigallen heimisch fühlten. Wie gerne lauschte Wilhelm den kunstvollen Tönen dieser trauten Sänger! Und wenn er dann mit der lieben Mutter in den Gemüsegarten im Zwinger ging, vergnügte sich sein Sinn außer den Rosen und Nelken an Reseda und spanischen Wicken. Waren Blumen auch noch so schön, aber ohne lieblichen Duft wie die Tulpen, so hatte er keine Freude daran. Von diesem Garten aus beobachtete er mit Aufmerksamkeit das Thun und Treiben der Störche, die auf dem nahen Eckthurm ihr Nest hatten. Das Klappern deuteten die Leute dem kindlichen Sinne des Knaben als Gebet, bevor sie ihre Nahrung zu sich nahmen. Wie die Alten ihre Jungen fütterten und namentlich wie sie dieselben das Fliegen lehrten, kam ihm sehr interessant vor. Wenn er den Arbeitern in den Weinbergen, deren Vater Stern mehrere besaß, Most und Brod zu bringen hatte, so bestieg er gewöhnlich die Berge und am Saume des Waldes hin sammelte er sich wild wachsende Blumen, wie blaue Schwertlilien, Pfingstnelken und dergleichen. Konnte er dann seiner Mutter, an der er mit Innigkeit hing, mit einem Blumenstrauß eine Freude bereiten, so war ihm das die größte Belohnung. Sie stellte dann stillvergnügt den Strauß ihres theuren Wilhelm in ein Glas, um sich daran zu weiden. Wollte er ihr etwas besonders Schönes reichen, so ging er an die Pforte des Franziskanerklosters und bat um einen Strauß. Seine Bitte wurde gewährt, und er brachte ihr die köstlich duftenden Aurikeln, Levkoien und weiße Violen.

War um Johanni die Heuernte, sah man den Wilhelm in voller Thätigkeit, namentlich beim Wenden des gemähten Grases. Im Triumphe fuhr er oben auf dem Heuwagen in die Scheune. Auf der Wiese gab es auch hie und da ein Rebhuhnnest zu sehen, aber wie schnell liefen die erst ausgebrüteten Rebhühner, oft noch mit der Schale auf dem Rücken davon, wenn die Mäher sich mit den Sensen nahten. In der Fruchternte lauschte Wilhelm dem eintönigen und doch so melodischen Schlage der Wachteln. Er vergaß dabei nicht die armen Kinder, die Aehren lasen und half ihnen dabei. Das war ihm auch eine Freude, wenn in den Mühlgräben das Wasser im Sommer abgelassen wurde, um die Gräben zu reinigen. Hier wimmelte es von Fischen und Krebsen. Und kam im Herbste die Einsammlung des Obstes und der Trauben, so fehlte natürlich Wilhelm nicht. Und durften die Kinder das Kartoffelkraut auf dem Felde verbrennen, so brieten sie Kartoffeln, und die schmeckten natürlich viel besser, als die andern Kartoffeln, auch wenn sie noch so gut zubereitet waren. Wie süß dünkte ihm der Most, wozu er auch Trauben gepflückt und die Beeren ausgetreten und gestampft und gekeltert hatte!

Ein Drittel der Bewohner Mosbachs gehörte der katholischen Kirche an. „Zwar," schreibt er, „zog mich der katholische Gottesdienst durchaus nicht an. Bei dem Abhalten ihrer Messen, denen ich manchmal anwohnte, wußte ich mir durchaus nichts zu denken. Die Meßgewänder der Priester und Chorknaben schienen mir für unsere Welt etwas ganz Fremdartiges und stießen mich ab, dennoch aber bezeichneten mir ihre besonderen Feiertags- und kirchlichen Einrichtungen mir lieb gewordene Festzeiten und Jahreszeiten." Es gefiel ihm, daß in der Charwoche ihre Glocken verstummten und daß am Charsamstag Abend das heilige Grab in der Kirche dargestellt war. Ebenso sprach ihn das Geläute aller Glocken am festlichen Morgen des Osterfestes an. Wenn ihm auch der Baldachin, der sogenannte Himmel, unter dem der Priester mit der Monstranz am Frohnleichnamsfeste, die brennenden Kerzen und die umhergetragenen Heiligen mißfielen, so erfreute ihn doch der Gesang der Wallenden und namentlich das Lied: „Großer Gott, wir loben dich." War der Abend des Festtages gekommen, so hieben die Knaben Zweige von den aufgestellten Bäumen ab und machten sich vor den Häusern ihrer Eltern Laubhütten, in denen sie ein paar Tage sich erlustigten. Die Frühmetten in der Adventszeit

erinnerten Wilhelm an das baldige Kommen des lieben Weihnachtsfestes. In der Fastenzeit hörte er mit Andern den Fastenprediger in seiner Franziskanerkutte, wie er die Leute wegen der gangbaren, auffallenden Sünden zur Buße mahnte. Freilich sahen auch die Augen des sittlich ernsten Knaben „keine besonderen Tugenden" der Glieder der katholischen Gemeinde. Mehrere der eifrigsten Verehrer ihrer Kirche, die wir jetzt Ultramontane nennen würden, gaben durch große Sünden Aergerniß. Und die Novizen des Franziskanerklosters, die im Herbste Most einsammelten, zeichneten sich vor den übrigen Landleuten nicht aus. Sie vertheilten gewöhnlich Heiligenbilder.

Die Weihnachtszeit war ihm jedes Jahr eine heilige Zeit. Nur war es ihm zuwider, daß an den Abenden allerlei Spuk getrieben wurde. Einige vermummten sich, Andere warfen den Leuten Erbsen an die Fenster, die Kinder in Furcht zu setzen und sie dadurch zum Gebet zum lieben Christkindlein und zu einem heiligen Wandel anzutreiben. Die Mutter zündete am Weihnachtsmorgen die Kerzen am Christbaum an, und Geschenke für die Kinder fehlten nicht. „In aller Frühe des Christtagsmorgens pflegte ich zu erwachen," erzählt er, „und that heiße Gebete im Bett, daß mich das Christkindlein lieb haben und mir reiche Geschenke bringen möge. Alles dies war jedoch nur vorübergehend, offenbarte mir die Bedeutung der Menschwerdung des Sohnes Gottes nicht und ließ mich außer allem Zusammenhang mit demselben." Eine wahre Ergötzung war für ihn in damaliger Zeit das Erscheinen von Leuten aus Heidelberg, die am Schloßberge wohnten. Sie zeigten sich in morgenländischen Trachten, erzählten die Geschichte der Geburt Christi, namentlich die Anbetung der heiligen drei Könige in Bethlehem und den Kindermord des Herodes. Man beschenkte gerne diese armen Leute, die als Maurer und Steinmetzen im Winter nichts verdienten. Um so eifriger las Wilhelm jetzt in der biblischen Geschichte.

Die heitere selige Zeit der Jugend verdüsterte sich auch bei ihm manchmal. Er litt viel an Zahnweh und Flüssen im Kopfe. Heftiges Reißen und Brausen in den Ohren suchte ihn öfters heim. Und das Schlimmste war, daß es durchaus nicht weichen wollte, auch wenn man allerlei Mittel anwendete. Da rieth man zu einem Schäfer, der Sympathie brauchte. Er kam, tastete an dem Knaben herum, sagte allerlei Sprüche über ihn, aber das

Zahnweh und das Ohrensausen blieb. „Ich erkannte bald," schreibt Stern, „daß er nichts vermöge, und war von dieser Zeit an entschieden abgeneigt gegen alle solche Heilarten." Wie hier, so zeigte sich ihm der Ernst des Lebens auf manch andere Weise. Er war noch nicht eilf Jahre alt, da erkrankte sein Vater aufs heftigste, und doch war derselbe für die Haushaltung so nothwendig und die Mittel der Familie zu beschränkt, als daß sie einen Bäckerknecht halten konnte. So mußte denn Wilhelm mit einem älteren Bruder den Bäcker machen, und das war keine Kleinigkeit für einen Knaben seines kindlichen Alters, da er jede Nacht um zwei Uhr geweckt wurde. „Ich that es jedoch gerne," sagt er.

Zu seinen Geschwistern stand er in keinem besonders nahen Verhältnisse. Die Einen waren im Alter zu entfernt von ihm, um sich mit ihm in das einzulassen, was sein Gemüth beschäftigte. Doch hatte er, wie er bekennt, nie etwas Unrechtes von ihnen zu ertragen, was sonst bei Geschwistern vorkommt. „Zwei jüngere Geschwister standen zu weit unter mir, so daß mein Leben das ihrige nicht näher berührte." Dagegen kam er viel in das gegenüberliegende Nachbarshaus. Es war eine katholische Seilersfamilie, die mehrere Kinder seines Alters hatte. Mit ihnen spielte er gerne, sie wußten ihn mit Sagen aus alter Zeit zu fesseln. Besonders konnte er in dieser Hinsicht eine alte Jungfer, eine Freundin des Stern'schen Hauses, nicht vergessen. Sie wartete da und dort der Kinder in den Häusern hin und her, oder sie nähte und strickte für die Leute. Sie hatte eine besondere Liebe zu unserm Wilhelm und erfreute ihn öfters mit Kandiszucker oder mit gedörrtem Obste. Was ihm aber bei dieser Kinderfreundin am liebsten war, „sie erzählte mir von dem König Dagobert, der auf dem Schloßberg zu Mosbach residirte und dessen Tochter Notburga eine fromme Christin war, die einen heidnischen Ritter, der auf der Burg Hornberg wohnte, wider ihren Willen heirathen sollte. Die Tochter flüchtete sich jenseits des Neckars und verbarg sich in eine dortige Felsenhöhle. Mit Gewalt wollte man sie holen und riß ihr einen Arm aus. Eine Schlange aber leckte ihr die Wunde und brachte ihr Kräuter zur Heilung der Wunde herbei. Ein Hirsch ihres Vaters holte Speise aus der Küche oder von der Tafel des Vaters, lief durch das Feld, schwamm über den Neckar und stellte ihr die Speise zu. Als sie starb, legte man sie in einen Sarg, stellte

ihn auf einen neuen Wagen und spannte Ochsen vor den Wagen, die noch nie angejocht waren und ließ sie den Wagen mit dem Sarge fortziehen. Als sie stehen blieben, errichtete man dort eine Kirche, an deren Eingang man noch den Grabstein zeigt, auf dem sie mit der Schlange abgebildet ist. In der Nähe baute sich eine Gemeinde an, Hochhausen genannt, ganz nahe am Neckar." Diese Geschichte konnte er nie genug hören, so lieb war sie ihm. „Daran reihten sich," erzählt er weiter, „Mittheilungen über die Grausamkeit, Wildheit und Mordlust der Heiden, wie sie dem Teufel dienten und er über sie regiere, sie zu allem Bösen antriebe und wie glücklich alle als getaufte Christenkinder seien, über die der Teufel keine Macht hätte und denen er nicht schaden könnte, so wir in keine Sünde willigen. Ich erfuhr aus dieser Geschichte immer eine besondere Kraft und Antrieb zu einem heiligen Leben, und freute mich, ein Christ zu sein." So gerne er solche Geschichten hörte, so unheimlich ward es ihm zu Muth, wenn er des Nachts an dem Theile der katholischen Kirche vorbeiging, wo er wußte, daß der Altar stand. Während ihm der Altar der Christen, wo man Lob und Dank opfert und des Herrn Tod feiert, Freude bedeutete, kam ihm der Altar der römischen Kirche unheimlich vor, wenn er an all das dachte, was er dort sah, namentlich an dem Bild, auf dem Satan in schwarzer Gestalt und an eine Kette gebunden stand. „Ich meinte nun, er sei besonders da anwesend und wich daher in der Nacht diesem Orte aus," berichtet er.

Wie wir schon vernahmen bei dem Heimgange einer ihm so lieben Schwester, hatte Wilhelm ein gar zartes, weiches Gemüth. Das zeigte sich beim Tode eines seiner liebsten Gespielen, es war der Sohn der uns schon bekannten Seilersfamilie. Derselbe bekam die Blattern und — starb. Obwohl Stern sonst keinen Todten sehen wollte und konnte, so zog ihn doch dieser liebe Todte, an dem sein Herz zu hängen schien, wie ein Magnet an. Er konnte ihn nicht genug betrachten, dieses liebe, verklärte Angesicht, wie er schreibt, und er machte sich damals die ersten Gedanken von dem Himmelreich, in welches sein Freund gewiß gekommen war, wie er dafür hielt. Und wie schnell es mit einem Menschen zum Ende gehen kann, so daß es am Abend leicht anders wird, als es am frühen Morgen war, blieb ihm unvergeßlich, als er einstens vor das Thor kam. Eben trug man einen Todten auf der Bahre in die Stadt. Er war mit einer Leiter auf der Schulter gesund

und wohl hinausgegangen, um Obst zu brechen. Da traf ihn der Schlag, er stürzte todt nieder. Der Anblick des Entseelten machte einen tiefen Eindruck auf Stern. Auch er selber wurde einige Male vor die Pforten der Ewigkeit gestellt. Einmal ritt er ein Paar Pferde zur Schwemme in den Elzbach. Die Pferde gingen dieses Mal tiefer hinein, als sonst. Wilhelm konnte das Pferd, auf dem er saß, nicht zurückhalten, die Pferde schwammen, ihn hob das Wasser empor. Bewußtlos zog man ihn an das Ufer, und er kam erst zu sich, als man ihn auf den Kopf stellte und das eingedrungene Wasser ihm aus Mund und Ohren lief. Ein anderes Mal stürzte er von einem hochbeladenen Müllerswagen so herab, daß zwei Räder über seinen Unterleib gingen, ohne daß er einen Schaden davon trug. Viel gefährlicher hätte ein anderer Unfall für ihn werden können. Er hatte englische Reiter in ihren Kunststücken gesehen und wollte sie nachmachen. Er schnitt sich zu diesem Zwecke mit seinem Federmesser auf einer Wiese eine Gerte und wollte dieselbe unter seinen Füßen durchziehen. Unglücklicher Weise hatte er das Messer nicht zugeklappt, er stürzte und das Messer fuhr in das rechte Knie. Das Blut schoß nur so heraus. Man befürchtete für die Zukunft ein steifes Bein, aber Gottlob, die Wunde heilte ohne ein nachtheiliges Ueberbleibsel. Auch sein Sturz aus der Höhe der Scheuer herab hatte keinen bleibenden Nachtheil. Beim Herunterstürzen dachte er: „Jetzt bist du verloren.“ Der Gelenkknopf am rechten Fuße unten war zwar aus seiner Höhle gewichen, aber der alsbald herbeigerufene Wundarzt renkte den Knochen wieder ein, viele Wochen mußte er ruhig daliegen, eine schwere Geduldsprobe für einen lebhaften Knaben, wie Stern einer war. „Ich fühlte mich, so oft ich dieses Unfalls gedachte, stets zum Dank für die unverdiente Liebe Gottes angetrieben,“ schreibt er.

Beim Rückblick auf die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens bekennt er: „Ich finde, wie mich Gottes besondere Gnade vor so manchem Unfall, der mich hätte treffen können, und vor Verführung zur Sünde bewahrt und durch alle Erlebnisse und Führungen mein Herz so zubereitet hatte, daß ich für seine Liebe immer empfänglicher wurde und daß sich in mir ein immer ernsterer Sinn bildete.“ Einmal stand er in schwerer Versuchung durch böse Kameraden, besonders durch Einen, der ihn zu schändlicher Sünde verleiten wollte. „Aber Gottes Gnade hat es verhindert, daß

es ihm mit mir nicht gelang, und ich empfand dabei einen großen Abscheu vor der Sünde," bekennt er in seinen Aufzeichnungen. Doch ein Vergehen machte ihm viele Jahre ein böses Gewissen. Sein Vater gehörte seiner Zeit zu der Schützengesellschaft, „die leider den Sonntag Nachmittag nach der Kirche ihre Schießübungen hält," wie er späterhin klagt. Er sollte seinem Vater die Büchse in das Schießhaus tragen. Da kam er vor einem Garten vorbei, in welchem er reife Johannisbeeren sah. Er liebte sie sehr, und fand doch im Garten der Eltern keine. Da stieg er in den Garten, von seiner Lust getrieben, und während er ganz gemüthlich dort saß und aß, kam die Eigenthümerin des Gartens hinzu und drückte ihre Verwunderung aus, daß er sich das erlaubt habe. „Ohne ein Wort zu sagen," bekennt er, „mit tiefer Beschämung schlich ich mich davon. Aber so oft ich des Hauses des Eigenthümers und dieser Frau ansichtig wurde, so schämte ich mich und schlug mir das böse Gewissen. Daß solche Schuld vergeben und daß man von einem bösen Gewissen gereinigt werden könne, wußte ich nicht: aber dies erkannte ich frühe und drückte mich tief nieder, so oft ich daran dachte, daß, wenn ich mir auch eine solche Unthat von jetzt an nicht mehr erlaubte, das frühere Unrecht dabei nicht gut gemacht werde."

2.

Eine unerwartete Wendung.

Als sich Wilhelm seinem fünfzehnten Lebensjahre näherte, beschäftigte seine Eltern und natürlich ihn selber vielfach der Gedanke, was für einen Beruf er ergreifen sollte. Das nächst Liegende war der Beruf eines Schullehrers. Aber da weder in Mosbach, noch in der Umgegend ein Lehrer ihnen Achtung und Liebe für diesen Beruf einflößen konnte, so richtete sich ihr Blick nach Heidelberg, wo damals der älteste Bruder als Kellner stand. Wilhelm war schon einmal vor zwei Jahren in der Musenstadt am Neckar zum Besuche des Bruders gewesen, hatte ihn doch ein Freund des

elterlichen Hauses auf seinem Gefährte mitgenommen. Wir müssen ihn doch hören, was für einen Eindruck die neue Welt, die er hier sah, auf ihn machte: „Als ich Heidelberg sah, das schöne obere Thor, den breiten Neckar, die prächtige Brücke, die Schloßruine, die Rheinebene und die fernen Hardtgebirge, glaubte ich in eine ganz andere Welt versetzt zu sein.“ Wenn er sein kleines Mosbach mit diesem herrlich gelegenen Heidelberg und seinen palastartigen Häusern verglich, so konnte er sich nicht genug wundern. In Heidelberg hatte er gehört, daß man daselbst studiere, daß Schulen daselbst seien, in denen man Etwas lernen könne. Wie oft kam Wilhelm jetzt auf den Wunsch zurück, die Eltern sollten ihn doch studieren lassen, aber der Vater widerstand ihm mit der mehrmals wiederholten Erklärung, daß er dazu die Mittel nicht habe. Und zum Studieren wäre es menschlicher Ansicht nach nimmer gekommen, wenn nicht der Herr im Himmel, der den Mosbacher Stern in seinem Reiche brauchen wollte, den Weg dazu gebahnt hätte. Und das war die unerwartete Wendung im Lebensgange Sterns, wie wir die Ueberschrift gegeben haben.

Einige Jahre vorher hatte nämlich ein Advokat, Namens Volz, in Mosbach gewohnt. Derselbe hatte einen Sohn, der ein Jahr älter als Stern war. Die beiden Knaben hatten innige Freundschaft geschlossen, Stern kam oft in das Volz'sche Haus. Volz stammte aus Grünstadt in der bayrischen Pfalz. Er hatte Theologie studirt und es schon zum Candidaten gebracht. Da geschah es, daß er in einem Gottesdienst im Vaterunser stecken blieb. Dies und wohl noch Anderes verleidete ihm so sehr seinen Beruf, daß er umsattelte und noch einmal die Universität bezog, um die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Als ein Theil der Pfalz an Baden fiel, trat er in badische Dienste und wurde seiner Zeit zum Direktor der evangelischen Kirchensection berufen. Da gedachte er des ernstgesinnten jungen Menschen in Mosbach und schickte einen freundlichen Brief an die Eltern Sterns, in welchem er denselben das Anerbieten machte, daß er Wilhelm für ein mäßiges Kostgeld in sein Haus aufnehmen wolle. Er solle Theologie studieren und das Lyceum in Karlsruhe besuchen. Volz kam fast jedes Jahr nach Mosbach mit seinem Sohne und besuchte gewöhnlich das Stern'sche Haus. Dort mag er erfahren haben, daß Wilhelm gerne studiren möchte. Das freundliche Anerbieten des Direktors brachte große Bewegung in die Familie. Die älteste

Schwester Wilhelms erklärte gleich, sie wolle in ihrem Vermögenstheile zurückstehen, wenn die Eltern ihn studieren ließen. Endlich entschloß sich der Vater Martin und die Mutter stimmte natürlich bei, das Anerbieten des hochgestellten Mannes in Karlsruhe anzunehmen.

An Ostern 1807 gab die Mutter ihrem lieben Wilhelm das Geleite bis Heidelberg, dort übernahm ihn der Bruder Kellner und brachte ihn vollends nach Karlsruhe in das Haus des Direktors Volz. Derselbe wohnte in der langen Straße neben der Sonne, und Stern kampirte mit dem jungen Volz in einem Seitengebäude. Karlsruhe machte den gegentheiligen Eindruck von dem Heidelbergs auf den jungen Stern. Er hatte die niederen Häuser des sogenannten Pfannenstiels, deren zweiter Stock Gaupenzimmer waren, immer vor Augen. Die breite lange Straße däuchte ihm sehr öde und ermüdend. Das Lyceum zwischen der kleinen Kirche und dem Marktplatze war damals ein sehr unansehnliches Gebäude. Er fühlte anfangs ein unbeschreibliches Heimweh nach dem lieben Elternhaus und nach seinem Mosbach. Zugleich bedauerte er ernstlich, diese Laufbahn erwählt zu haben. Der Beginn seiner Studien war auch ganz dazu angethan, ihm das Studieren zu verleiden. Der Direktor, „ein kleiner, fast zwergartiger Mann", machte nicht den günstigsten Eindruck auf ihn. Derselbe war ein Katzenfreund und hielt eine Menge Katzen. Als der angehende Lyceist bei seiner Aufwartung bei dem Direktor seine neue Kappe abgelegt hatte, setzte sich alsbald eine Katze darauf. Stern jagte sie hinweg, das setzte den Direktor in Feuer und Flamme, so daß er dem jungen Menschen wegen seiner Unbarmherzigkeit gegen das gute Thier eine Strafpredigt hielt.

An einem Sonntag Vormittag wurde er mit einem andern Jünglinge, der aus dem Oberlande gekommen war, Namens Fröhlich, von Professor Gerstner geprüft. Während Fröhlich gut übersetzte, wußte der Mosbacher fast nichts. Er brachte beinahe keinen lateinischen Styl zusammen, und schämte sich tief vor dem Jünglinge und dem Examinator. Aus Rücksicht auf den Direktor Volz nahm man jedoch Stern in die zweite Klasse auf, in welcher er sechs bis acht Wochen unbeweglich den untersten Platz einnahm. Mit Betrübniß mußte er sehen, daß alle seine Mitschüler, die meistens ein oder zwei Jahre jünger waren, ihn an Kenntnissen übertrafen. Der Hauptlehrer der zweiten Klasse, Professor Holtz-

mann, ertheilte den Religionsunterricht. Als die Schüler einst an das vierte Kapitel Matthäi, in dem bekanntlich die Geschichte der Versuchung Christi erzählt ist, gelangten und Holtzmann fragte, ob denn wirklich der Teufel zu Jesu getreten sei und mit ihm gesprochen habe und dergl., konnte kein Schüler antworten. Nur Stern erhob sich und erklärte, es werde wohl ein innerer Vorgang gewesen sein, bei welchem Jesus alles überwunden habe, was ihn hätte zur Versuchung bringen können. Holtzmann belobte darüber sehr den jungen Stern und führte natürlich an diesem Faden der innern Erlebnisse die Schüler weiter, während Stern späterhin, als er das Christenthum tiefer aufzufassen gelernt hatte, den Hofprediger Beischlag, der die Geschichte ebenfalls innerlich darzustellen suchte, gerade deßhalb zur Rede setzte. Es scheint, daß Holtzmann den nachdenksamen Stern seinem Hauswirthe Volz rühmte, denn des andern Tages nach dem Nachtessen nahm ihn sein freundlicher Direktor auf die Seite und sprach ihm sein Wohlgefallen aus, daß er ein denkender Kopf sei, er solle nur fortfahren, über alles nachzudenken, so werde er ein guter Theologe werden. Wie er das meinte, ist begreiflich, denn der Rationalismus hatte damals alles in Beschlag genommen. Es sollte noch anders bei Stern kommen, der sein Denken auf die beste Weise anwenden durfte.

Wodurch sich der Schüler Stern aufschwang, waren seine deutschen Aufsätze. Er erwarb sich dadurch ein solches Zutrauen, daß solche Schüler, die nicht gerne arbeiteten, ihn um Hilfe baten, oder ihn gar die Arbeiten machen ließen; aber der Neid erwachte auch bei manchen Mitschülern aufs heftigste. Dazu kam noch der Haß zwischen den Altbadischen und Pfälzern. Einst eroberte Stern einen der oberen Plätze. Da vereinten sich zwei Bösewichter und paßten dem Pfälzer bei der kleinen Kirche auf. Schon hatten sie ihre Bücher abgelegt und standen eben im Begriffe, ihn durchzuprügeln, mit den Worten, sie wollten den Pfälzer lehren, was es heiße, hinaufzukommen. Aber der aufgeschossene Bursche, obwohl nicht so stark, als einer dieser Raufbolde, war nicht faul, von Ingrimm ergriffen packte er einen um den andern und warf sie zu Boden. So bekam er Ruhe, aber Unruhe machte es ihm und Sorge, daß sein guter Hausvater Volz als Oberhofgerichtsrath nach Bruchsal berufen wurde. Doch Volz sorgte auch jetzt noch für seinen Zögling. Er verbrachte ihn zu der Pfarrwittwe

Peterson, die zwei Töchter hatte. Eine derselben that sie zu einem Geistlichen in Frankreich und nahm dafür dessen Sohn in das Haus, um daselbst zu lernen. Dieser war ein fleischlich gesinnter Mensch und rühmte sich sogar seines schlechten Thuns. Stern, als ein sittlich reiner Jüngling, faßte einen außerordentlichen Abscheu gegen ihn. Und doch war er sein Zimmergeselle. Auch als die Wittwe Peterson sich in der neuen Herrenstraße ein Haus gekauft hatte, mußte er einen Stubengenossen bei sich haben. „Alle diese jungen Leute," sagt er, „hatten nicht meinen Sinn und störten mich vielfach in meinem Gemüthsleben." Er war zu schüchtern, seiner Hauswirthin den Wunsch um ein eigenes Zimmer auszusprechen. Weder sie, noch ihre Töchter waren im Stande, auf ihn einen leitenden Einfluß zu gewinnen. Was sie belebte und was sie verehrten, das war ihm zuwider. Theater und Zeitung, der Klatsch der Stadt war, was ihre Gedanken in Beschlag nahm. „Mein Herz war leer," klagt er später, „ich hatte nichts, was mich innerlich beschäftigt hätte." Seine Geistesbildung wurde im Lyceum genährt, und da fielen auch religiöse Funken in sein Gemüth, denn von Holtzmann rühmt er, daß er ein lauteres Gemüth besessen habe, in welches seine Zöglinge blicken konnten. Professor Gerstner gab sich alle Mühe, in seinen Schülern Liebe zum Alterthum zu wecken und sie in der griechischen und römischen Welt heimisch zu machen, aber der nüchterne Stern fragte sich immer: „Wozu das?"

In seinen hinterlassenen Diktaten hebt Stern besonders den berühmten allemannischen Dichter Hebel hervor, der einer seiner Lehrer war: „Bei Hebel wurde in mir der Sinn für Naturgeschichte geweckt. Er hatte Freude an allen Naturdingen, die aus der Hand Gottes hervorgingen, und diese ging auf uns über. Er hielt allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude für gemischte Schüler. Diese zogen mich gar sehr an und erhoben meinen Geist zu allgemeinen Betrachtungen. In dem hebräischen Unterricht brachte er uns Liebe zu dieser Sprache bei. Wir lasen bei ihm Psalmen und Propheten, aber er machte uns nur aufmerksam auf die großen, göttlichen Naturanschauungen und auf allgemeine menschliche Verhältnisse und Wahrheiten, die dabei vorkamen. Aber was die Bibel sei und uns lehren wolle, das blieb uns gänzlich verborgen. Bei den deutschen Aufsätzen behandelte er meine Arbeiten mit besonderer Aufmerksamkeit, und es gefiel ihm im Besondern der Schwung

des Geistes, den er darin fand, und er bemerkte öfters, daß es ihm an jungen Leuten besser gefalle, wenn sie sich hoch erhüben und in freien Gedanken sich ergingen, als wenn sie ihre Geistesschwingen nicht heben wollten. Seine ganze Persönlichkeit wirkte auf mich wohlthuend und belebend, und was an natürlicher Anlage in mir war, das wachte unter seiner freundlichen Anregung auf. Was er sagte, das konnte man alles verstehen, und war nichts Uebertriebenes, Unangemessenes in seiner Rede. Nur streifte sein Sinn, wenn er hauptsächlich in der Sprache das Gelesene allzusehr veranschaulichen wollte, manchmal an das Gemeine hin, was mir jedesmal sehr wehe that, da ich eine große Verehrung für ihn hatte."

Wie genau Hebel Sterns Aufsätze durchging, ersehe ich an einigen Aufsätzen aus seiner Lycealzeit. Mit eigener Hand hat er zu den Arbeiten seine Bemerkungen, auch Ergänzungen hinzugefügt. Zu dem Aufsatze: Lob und Wirkungen der Musik, als der Lyceist auch auf die Schlachten zu reden kommt, fügte Hebel bei: „Hier wäre des Tyrtäus und der Nationen zu gedenken, bei denen es Sitte ist, singend in die Schlacht zu gehen." Auch in Versen erging sich zuweilen der Jüngling. Ja beim Tode eines Schulfreundes ließ er im November 1811 eine gehaltene Rede auf Stein drucken. Es herrscht in all diesen Arbeiten ein Schwung des Geistes und ein warmes Herz, und ich begreife es, daß Hebel sich so sehr daran erfreute.

Der Religionsunterricht, welcher doch der Hauptgegenstand aller wahren Bildung sein sollte, war damals aufs traurigste, oder wie Stern sich ausdrückt, „auf die ertödtendste Weise bestellt." Weil Stern in den alten Sprachen weit zurück war, mußte er zwei Jahre in Prima bleiben, bis er befördert wurde. Hier hatte Zandt den Unterricht in der Religion zu ertheilen. Er las mit seinen Schülern Bücher der h. Schrift, namentlich Psalmen und das Buch Hiob. Er theilte ihnen dann bessere Uebersetzungen mit, um sich daran zu bilden. Was sie am liebsten hörten, waren Erzählungen aus seinem eigenen Leben, um sie zur Berufstreue zu ermuntern. In den beiden oberen Klassen, den sogenannten Studentenordnungen, behandelte der damalige Stadtpfarrer Volz, kein Verwandter seines früheren Hausvaters, das Lehrbuch Niemeyers. Bekanntlich ist in diesem Buch der schalste Rationalismus dargelegt. Dazu kam noch die langweilige, schläfrige Weise,

mit welcher Voltz die christlichen Wahrheiten vortrug. Keiner der jungen Leute hörte deßhalb auf ihn, jeder arbeitete in seiner Stunde auf den folgenden Unterricht. Stern machte öfters aus Langeweile Verse über allerlei Dinge und schrieb sie in sein Exemplar des Lehrbuchs. Sahen andere hinein und lachten darüber, so war er befriedigt.

Die lateinischen und griechischen Schriftsteller las er als nothwendig zu einer klassischen Bildung. Cäsar gefiel ihm wegen seiner Einfachheit am meisten. Des Tacitus Germania war ihm sehr lieb, nur behandelte Professor Gerstner mehr die lateinische Sprache, die nicht so gut sei, als das frühere Latein. „Ich hätte erwartet," sagt Stern, „daß er unsern Blick mehr auf die Urkräftigkeit der Deutschen, den Werth ihrer Sitten und ihrer freien Selbständigkeit und den selbstsüchtigen Sinn der Römer hingewendet hätte." Homer und Herodot las er gerne, nur übte Gerstner mehr die griechischen Wortformen und regte seine Schüler zur Verehrung des Großartigen im Alterthum an. Stern meint mit Recht, daß, was an sich schön und erhebend sei, sich von selbst empfehle. Er vermißte bei Behandlung des Homer den rechten Einblick in den Götterhimmel der alten Griechen. Nie hörte er ein Wort darüber, was von den alten Götzen zu halten sei und wie es möglich gewesen, daß ein so verständiges Volk sich von so eingebildeten Wesen habe leiten lassen. „Das Lesen dieses großen Dichters," schreibt er, „erweckte in uns stillschweigend die Stimmung, es sei eben in der griechischen Welt Alles schöner, wärmer, farbenreicher gewesen, als bei uns, wie wenn wir uns in einem öden Monotheismus befänden, bei welchem Gott unendlich ferne von uns ist und wir uns in einer abstrakten Verstandesthätigkeit immer mehr entleerten." Es ging ihm hier ähnlich, wie unserm großen Dichter Schiller. Man darf nur dessen „Götter Griechenlands" und andere seiner Gedichte lesen. Er kannte eben das wahre Christenthum nicht. Der Geschichtschreiber Herodot war ihm wegen seiner Berichte über Babylon und Egypten sehr merkwürdig, weil er darin Aehnlichkeit sah mit der Bibel. Hier war Fleisch und Blut, während die Logik nach Kiesewetter ihm klapperdürr vorkam. Im zweiten Jahr ließ sich Professor Holtzmann bewegen, seine Schüler mit den Philosophen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts und ihren Systemen bekannt zu machen. Auch las er mit ihnen Cicero's Schrift vom höchsten Gut. Stern fand in

diesem alten Heiden mehr religiösen Geist, als ihm in dem bisherigen Lyceumsunterricht vorgekommen war. Was Holtzmann über die englischen und französischen Freidenker ihnen mittheilte, regte sie zum Denken an. In der Weltgeschichte wurden nur Namen, Zahlen und Thatsachen abgefragt, von Reichgottesgedanken war keine Spur in diesem Unterricht zu finden. In der Physik hatte er den Hofrath Beckmann zum Lehrer, einen tüchtigen Mann, welcher den jungen Stern sehr anzog. Das war ein angenehmer Gegenstand für seinen praktischen Sinn. Es wurden allerlei Versuche angestellt, welche ihn außerordentlich beschäftigten. Dieser Mann führte aber nicht, wie so viele neuere ungläubige Naturforscher, von Gott ab, sondern vielmehr zu ihm hin. Das Wesentliche seiner Anschauung des Weltgebäudes war, wie Stern berichtet, „daß das Sonnensystem nur ein Theil von unzähligen Sonnensystemen sei; daß die sogenannte Milchstraße nur ein Theil sei des großen Ringes von solchen Systemen und daß vielleicht mehrere Ringe nach einander folgten und daß alle um eine Centralsonne kreisten, die wohl der Himmel sei und wo Gott wohne, für dessen Bestehen und Walten er sich mit Feuer aussprach."

Hebel lehrte nur in den unteren Klassen Naturgeschichte, in den oberen Klassen der Hofrath Gmelin, ein Naturforscher. Er war nicht praktisch. Nach Blumenbach trug er Zoologie vor, ohne daß seine Schüler Etwas dabei lernten. Ebenso ging es in der Mineralogie. Er zeigte ihnen schöne Exemplare von Steinen. Die Botanik, zu der er sich Pflanzen von Gärtnern und Apothekern in den Saal bringen ließ, behandelte er nach dem System von Linné. Stern fand diesen Unterricht werthlos. Wenn Gmelin mit seinen Schülern Ausflüge machte, um Pflanzen aufzusuchen, so wurde Stern's Sinn für Pflanzen geweckt, was er späterhin so schön ausgebildet hat.

Als er in das Jünglingsalter getreten war, zeigte sich bei ihm recht das Gefährliche dieses Alters. Er beklagt, daß das Leben im häuslichen Kreise ihn nicht angezogen und ihm die Leitung durch einen männlichen Willen gefehlt hätte. „Ich war allen Einwirkungen von Außen preisgegeben und ich wäre vielmals verloren gegangen, wenn der treue Gott nicht gnädig über mich gewacht hätte." Die Töchter seiner Hausfrau bewegten ihn, das Theater zu besuchen, indem es eine Bildungsanstalt für feinere Sitte sei und zum Geschmacke am Schönen gewöhne und zur

Beurtheilung des Schändlichen bringe. Diese Unterhaltung war ihm zuletzt ganz zuwider, denn er fühlte sich bei solchen Kunstgenüssen immer gehaltloser und seine Einbildungskraft verunreinigt. Ein Schüler einer oberen Klasse, der es späterhin als Offizier weit gebracht hat, faßte Stern in's Auge. Am Sonntag suchte derselbe ihn auf und nahm ihn auf Spaziergängen mit. Er forderte ihn auf, das Kaffeehaus zu besuchen. Nach und nach gefiel es Stern so sehr, daß er jeden Sonntag fast den ganzen Tag im Kaffeehaus zubrachte. Er erlernte das Billardspiel, so wie er auch Kegel schob. Sein Kamerad ging ihm in Allem voran. Den Winter hindurch zog man ihn in eine Gesellschaft, die sich mit Kartenspiel abgab. Er wurde ein so leidenschaftlicher Kartenspieler, daß er meist all sein Taschengeld, das ihm seine Eltern in den Ferien mitgegeben hatten, verspielte. Durch eine Näherin wandte er sich an seine ältere Schwester, die ihm auch wirklich eine Summe Geldes sandte. Seit dieser vermeintliche Freund ihn in Beschlag genommen hatte, besuchte er keine Kirche mehr. Freilich hatte auch das Lyceum nicht mehr auf den Kirchenbesuch gedrungen. Im ersten Jahre seines Aufenthalts gingen die Lyceisten noch im Zuge, von den Lehrern geführt, in die Kirche, im zweiten hörte es schon auf. Seine Hausleute redeten ihm zu, doch die Kirche zu besuchen. Als dies nichts fruchtete, schrieb die Frau Peterson an seine Eltern, daß Wilhelm an den Sonntagen auf keinen guten Wegen gehe, und daß ihm ein gewisser Freund, den sie nannte, schädlich sei. Sein Inneres verfiel so sehr, daß er drauf und dran war, sich als Freiwilliger dem Feldzuge Napoleons gegen Spanien anzuschließen. Wurde ihm doch von allen Seiten zugesetzt und goldene Berge vorgegaukelt. Aber in einer Nacht traten ihm seine Eltern vor die Augen seines Geistes und die Liebe zu ihnen ließ ihn das Strafbare seines Entschlusses erkennen. Auch traf ein ernstes Schreiben seines Vaters ein, der darauf drang, daß er jeden Sonntag den Gottesdienst besuchen müsse. Da ging er denn wieder in die Morgenkirche, des Nachmittags trieb er sich da und dort herum. Freilich gab es auch damals keinen Prediger in Karlsruhe, der ihn angezogen hätte. Da war nichts, als fromme Moral zu hören. Der Oberhofprediger Walz entwickelte die meiste Beredtsamkeit. Seinen Predigten wohnte der ganze Hof an. Hier sah Stern jedesmal den Großherzog Karl Friedrich, zu seiner Rechten die Prinzen, zur Linken die Prinzessinen. Das

Ziel dieses Predigers war, zu rühren und ernste, fromme Gedanken zu erwecken, aber man hörte nie eine besondere Wahrheit von ihm auseinander gesetzt und durchbehandelt. In jeder Predigt führte Walz seine Zuhörer an ein Todtenbett, um die Seelen zur Ewigkeit zu bereiten. Dann wurden Aller Augen naß. „Ich fühlte mich jedoch nie angetrieben,“ sagt er, „mein Sacktuch zu ziehen.“

Als Stern in die zweite Studentenordnung trat, herrschte unter den jungen Leuten ein besonderer Geist. Sie glaubten, das akademische Leben nachahmen oder vorbilden zu müssen. Hörten sie doch Vorlesungen, wie man ihre Unterrichtsstunden nannte. Das studentische Wesen wurde besonders durch ein Durlacher Kind, Namens Ernst Bär, gefördert. Derselbe hegte eine alterthümliche Richtung und suchte auch seine Mitschüler dafür zu gewinnen. Obwohl Protestant und Lutheraner von Haus aus huldigte er doch dem Mittelalter. Er gab sich viel mit dem Ritter- und Klosterwesen ab. Der Rationalismus und der Zustand der protestantischen Kirche ließ ihn ganz unbefriedigt, dagegen fand er in der katholischen Kirche und ihrem Ceremoniendienste tiefe Geheimnisse der Verehrung und Anbetung. Er hauchte seinen Mitschülern einen Widerwillen ein gegen Alle, welche die tieferen, christlichen Wahrheiten nicht glaubten, und fühlte den Lehrern und Geistlichen, die sie hörten, ihre Glaubensleerheit ab und spottete über sie. Obwohl er und Stern treue und innige Freunde wurden, so gefiel ihm durchaus nicht dessen katholisirende Richtung. „Es that mir immer wehe,“ erklärt Stern, „daß er die Reformation durch Luther stets als ein Unglück für Deutschland darzustellen suchte.“ Weil die reformirte Kirche der Kunst keinen Raum gestattete, war sie Bär ganz zuwider. Er war ein vortrefflicher Zeichner und wollte sich späterhin ganz der Kunst widmen, aber es zeigte sich, daß er keinen Farbensinn hatte. Er machte sich mit dem Burschenschaftswesen, namentlich in Jena bekannt, und brachte es dahin, daß seine Mitschüler eine engere Verbindung unter einander schlossen. Sie stellten Regeln auf, wie sie sich einander behandeln, was sie sich von ihren Professoren gefallen lassen wollten und was nicht, und wie sie die Philister zu behandeln hätten. Sie führten jetzt auch eine burschenschaftliche Kleidung ein, einen zweiklappigen hohen Hut, kurzen Rock, hirschlederne Hosen, hohe Kanonen mit Sporen und große lederne Stülphandschuhe. Sie hielten gemeinsame Zusammenkünfte fast an jedem Abende, Trinkordnungen

wurden festgestellt, Burschenlieder eingeübt, sie fochten mit Rappieren ꝛc., hie und da wurden an Sonntagen in benachbarte Orte Ausritte unternommen. Das Geld dazu erwarb sich Stern durch Privatstunden, die er ertheilte. Am Studium ließen sie es nicht fehlen, sie munterten sich sogar dazu auf, damit ihre Lehrer, wenn sie es wahrnähmen, sie um so ehrenvoller behandelten. Es waren an dreißig Schüler. Einst brachten sie ihrem Direktor Hebel ein Ständchen mit Instrumenten. Das Gedicht, das sie sangen, hatte Stern verfertigt.

Beinahe hätte aber das Studentenwesen der Lyceisten ein übles Ende genommen. Ein Professor hatte nämlich einen schwachen Mitschüler spöttisch behandelt. Da scharrten und murrten die übrigen so, daß der Professor genöthigt war, seinen Unterricht einzustellen. Er klagte in höchster Entrüstung und es war nahe daran, daß einer und der andere ausgewiesen werden sollte. Dem kamen die Bursche dadurch zuvor, daß sie an den Direktor, sowie an den betheiligten Professor eine Abordnung sandten. Sie hielten dem Professor sein Unrecht vor, baten ihn aber auch wegen des Geschehenen um Verzeihung. Dies bewegte ihn tief und er war von da an der freundlichste Mann, der sich nie mehr eine Spöttelei erlaubte. Als sich einmal Zwei kränkend behandelten, wurden sie von den andern genöthigt, sich mit geschliffenen Rappieren zu schlagen, um ihre Ehre wieder herzustellen, wie sie meinten.

Als ein Lyceist aus der unteren Abtheilung starb, geleitete ihn die Verbindung zu Grab. Oberhofprediger Walz hielt die Trauerrede, die Commilitonen hatten Stern dazu bestimmt, auch ein Wort zu reden. Es war ein Wort sentimentaler Trauer, wie es ein gefühlvoller Mensch, dem das Licht von Oben fehlt, sprechen kann. Am Abende hielten sie ein Trauermahl.

Es herrschte unter diesen Leuten ein Gemeingeist, und wenn sie sich zusammenfanden, so erschienen sie auch in ihrer fremdartigen Tracht, während keiner von ihnen gewagt hätte, sich einzeln so zu zeigen und in den Straßen Karlsruhe's herumzuwandeln. Sie hielten sich mäßig, Trunkenheit war verpönt. Auch das Spiel wurde nicht besonders gehegt. Bei ihren Zusammenkünften wurden Reden gehalten, die zum Ziele hatten, einander zur Ehrenhaftigkeit aufzumuntern. Sie sorgten für ihre Ausbildung mit Fleiß. Wenn Einer vor den Professoren glänzen wollte, so wurde sein Ehrgeiz gegeißelt. Was dem Menschen Werth verleiht, was wahre Be-

reicherung ist und in das Gebiet der ewigen Wahrheiten hingrenzt, das empfanden sie tief. Deßhalb waren ihnen Hebel, Holtzmann und Beckmann, die solche Ziele verfolgten, werth. Das Phantastische dieser Jünglinge wäre wohl bald gefallen, wenn man sie zu dem geführt hätte, was den Menschen auf das tiefste demüthigt und ihn zu dem Urquell aller Wahrheit, Güte und Schönheit erhebt. Stern hatte übrigens genug von dem burschenschaftlichen Leben genossen, als daß er auf der Universität in Heidelberg Freude daran gehabt hätte. Und in Tübingen schloß er sich an gar keine Verbindung mehr an. Was er dort sah, war ein rohes, wüstes Wesen, das Innere verunreinigend und die Gesundheit zerstörend.

Indem ich zum Ende seines Lebens auf dem Lyceum in Karlsruhe komme, kann ich nicht schließen, ohne seine Abschiedsgedanken mitzutheilen: „Als ich mich von Karlsruhe weg begab, um die Universität Heidelberg zu beziehen, ging ich zu Fuß, wie ich gewöhnlich in meinen Ferien zu thun pflegte, über Bretten und Eppingen nach Mosbach. Als ich über den Augustenberg bei Durlach ging, setzte ich mich noch einmal nieder, sah auf Karlsruhe und die Umgegend hin und mein vergangenes Leben ging nun an meinem Geiste vorüber. Ich war tief bewegt und vielleicht seit vielen Jahren zum ersten Male weinte ich über das, was ich nun verlassen hatte. Es war mir eine große, zärtliche Liebe im Hause meiner Pflegerin und ihrer Töchter zu Theil geworden, die sie mich vorzüglich in den letzten Wochen erfahren ließen. So viele theure Personen unter den Erwachsenen und hochgeschätzte Lehrer, durch die ich meine Ausbildung gewonnen hatte, viele liebe Jugendfreunde, welche in Karlsruhe zurückblieben, hatte ich nun verlassen. Mein Herz fühlte sich zu innigem Dank gegen Gott erfüllt, der mich bisher so gütig und freundlich geleitet und vor vielen Gefahren und Versuchungen bewahrt und mich bei allen meinen Sünden und Uebertretungen doch in keine so schwere Sünde gerathen ließ, durch welche mein Innerstes verunreinigt worden wäre. Auch die Verbindung mit dem Freunde, der mich zum Besuch des Kaffeehauses verleitet hatte, hatte sich gelöst, indem dieser sich nichts mehr um mich bekümmerte, als er vor mir in die Studentenordnung übergetreten war. Der Ort und die Gegend, die mir früher so öde und leer erschienen waren und in die ich mich anfänglich nicht finden konnte, da die Thäler, Berge und Wälder mit ihrem fließenden Gewässer, die ich verlassen hatte, in meinem

Gemüthe das weit aufwogen, wo dort die Kunst mich entschädigen wollte, waren mir nun durch die Menschen, die daselbst wohnten, so lieb geworden. Ich gehörte nun nicht mehr einem engen, obwohl innigen Kreise lieber Verwandten und Freunde an, die mir sonst die höchsten Güter des Lebens waren, sondern mein Herz umfing jetzt ein ganzes Volk mit seinen Städten und ausgezeichneten Gegenden, zu welchem durch Unterricht und Umgang mit einzelnen Gliedern aus dem ganzen Lande, die sich in Karlsruhe zusammengefunden hatten, Liebe mir ins Herz gepflanzt war."

3.

Auf der Universität Heidelberg.

Es war im Herbst des Jahres 1811, daß Stern die Universität Heidelberg bezog, um Theologie zu studiren. Es verstand sich, so zu sagen, von selbst, daß er gerade diese Universität erwählte. War sie doch seinem Mosbach am nächsten, was seinen Eltern und ihm gar lieb war, und besonders deßhalb, weil dort seine Schwester an einen Conditor verheirathet war und gerne ihren Wilhelm in Kost und Wohnung nahm. Er besuchte die Vorlesungen von Schwarz, Paulus und Daub. Daneben hörte er eine philologische Vorlesung, sowie die Symbolik von Creuzer. Schwarz legte das Evangelium Matthäi aus. Was den Studiosus dabei störte, war dies, daß der Professor zwar die Auslegung der Gegner anführte, aber sie nicht widerlegte, so daß alles dahin gestellt blieb. Bei Paulus hörte er eine neutestamentliche Vorlesung, sowie Kirchengeschichte. Auch dem jungen Studenten fiel auf, daß da, wo Glaube steht, von dem Professor bekanntlich Ueberzeugungstreue gesetzt ward. „Man lernte sonst bei ihm nichts. Sein Colleg war höchst leer und langweilig, indem er auf gar nichts tiefer einging. Er hatte auch nach seiner Uebersetzung, die ganz nüchtern, abschwächend und geistlos war, gar keine Glaubenswahr-

heiten, für die er Etwas zu sagen gehabt hätte. Seine Kirchengeschichte war mir ebenfalls ganz leer, und ich merkte bald, wie er nur immer darauf ausging, die Feinde Christi und seiner Kirche in ein gutes Licht zu stellen, wie den Julian." So urtheilte schon damals der ehrliche Student, und wir können es ihm abfühlen, daß Paulus ihm ganz zuwider war, und Stern machte nach seinem offenen Charakter kein Hehl daraus, daß Paulus sein Mann nicht sei und daß er bei ihm nichts mehr hören werde. Dagegen zog ihn Daub an, sein ausdrucksvolles, sprechendes Auge, alle seine Bewegungen, seine ganze Erscheinung hatte etwas Würdevolles. Stern hörte bei ihm Encyklopädie, Ethik und Dogmatik. Er fand bald heraus, daß dieser Mann Glauben hatte und das Bekenntniß der Kirche hoch stellte. Nur konnte er nicht begreifen, daß Daub, sowie noch andere, den Glauben aus der Vernunft, statt aus der gegebenen Offenbarung der h. Schrift schöpfen wollte. „Nur kam dabei kein himmlischer Vater, wie wir ihn nöthig haben, kein Sohn Gottes, der aus Liebe zu uns Mensch wird und kein heiliger und heiligender Geist heraus," urtheilt Stern, und fährt fort: „Wie aus mir bei solcher Lehre noch ein brauchbarer Landpfarrer werden sollte — denn auf das Land wäre ich gerne gegangen, da es mir in den Städten zu eng war — wollte mir nicht erkennbar werden." In einer Vorlesung Daubs über Ethik fand sein aufmerksamer Zuhörer Anstoß, als von der sittlichen Freiheit gehandelt wurde. Er setzte seine Gedanken schriftlich auf und legte die Schrift auf das Katheder. Nach vierzehn Tagen forderte Daub seinen Zuhörer auf, mit ihm auf sein Zimmer zu gehen. Dort gab er dem Studenten die Schrift mit den Worten zurück, er sei noch nicht reif, über solche Gegenstände zu spekuliren, er müsse erst eine philosophische Schule durchmachen. Zugleich überreichte er ihm Kants Kritik der praktischen Vernunft, sowie noch eine andere Schrift dieses Philosophen. Stern machte sich alsbald an das Studium dieser Schriften, fand aber durchaus kein Wohlgefallen daran. Er zerbrach sich fast den Kopf darüber und wußte nichts mit den leeren Formeln anzufangen. Sein Geist verfiel auf ein unnützes, hinstarrendes Spekuliren. Stunden lang brütete er über sich selbst und setzte seine ganze Existenz in Zweifel. „Den Nachtheil davon verspürte ich bis in mein Alter," klagt er, „so daß ich oft Gott bat vor und nach meiner Erleuchtung, daß er mich doch nicht an mir

selbst möchte irre werden lassen.“ Den einzigen Nutzen hatte er davon, daß es ihn an allgemeineres Denken gewöhnte und daß er im Stande war, sich mit Andern in philosophische Erörterungen einzulassen. Er erkannte, wie mißlich es ist, Wahrheiten aus sich selber herauszuspinnen, statt sie in Gottes Wort aufzusuchen. Damit würde der Menschengeist befähigt, das Reich des Lichts vom Reich der Finsterniß zu unterscheiden und er würde veranlaßt, sich selbst auf den ewigen Grund aller Wahrheit zu stellen und sicher zu behaupten.

Bei Creuzer hörte er die Auslegung von Plato's Gastmahl, sowie die Symbolik. Seine Vorträge waren anregend und ließen durchblicken, daß es etwas Positives geben müsse, was recht, wahr und schön ist. Aber es mangelte ihm die christliche Durchsichtigkeit und Klarheit, so daß man im Heidenthum stecken blieb. Schmerzlich vermißte der ernste Student den heiligen Ernst, indem Creuzer durch Witze und üppige Darstellungen dem Fleische Nahrung gab.

Stern in seiner Ehrlichkeit bedauerte damals oft, das Studium der Theologie gewählt zu haben. Es wäre besser für ihn gewesen, in niedrigem Stande mit einem passenden Berufe geblieben zu sein, meinte er. Er erzählt, daß er durch das Studium nicht besser geworden wäre. „Was ich einmal einer Gemeinde oder der Jugend lehren sollte,“ bekennt er, „das wußte ich nicht und wurde mir nicht gelehrt; das was mir gelehrt wurde, war für diesen Zweck unnütz und werthlos.“ Wenn bei gewöhnlichen Leuten von christlichen und kirchlichen Dingen die Rede war, so konnte er sich nicht mehr, wie früher, natürlich und einfach ausdrücken. So sprach er einst mit einem Heidelberger Bürger, der öfters in den Laden seines Schwagers Walz kam, darüber, daß er sein Kind bald taufen lassen solle, während derselbe die Taufe auf viele Wochen hinausschieben wollte, damit die Wöchnerin einen rechten Taufschmauß halten könne. „Ich weiß nicht mehr,“ erzählt Stern, „welchen Daub'schen Brocken ich ihm als Grund vorgeworfen hatte.“ In derber Weise erwiderte dieser Heidelberger Bierbrauer: „Gehen Sie nur nach Tübingen — er wußte, daß Stern im Sinne hatte, dorthin zu gehen — da können Sie in Ihren Ansichten noch verrückter werden, als Sie es jetzt schon sind.“ Stern sah gar nicht ab, wohin es mit ihm noch kommen sollte. Keinem seiner theologischen Freunde ging es anders. In den Kneipen wurde

über das, was ihm die Hauptsache war, gespöttelt und gelacht. Die Juristen und Mediziner sprachen gewöhnlich von Pfaffen, die ihren Beruf nur um der Besoldung willen erwählten. Was nur wehe thun konnte, wurde gesagt. Einst brachte ein Theologe aus einem Privatgespräche des Dr. Paulus das gotteslästerliche Wort: „Der heilige Geist pfeift auf dem letzten Loch.“ Da lachte Alles reichlich und bewunderte den scharfsinnigen Mann.

Einen Ruck zu etwas Besserem hin erhielt einst der Studiosus Stern in Schwetzingen. Er hatte sich in seinem zweiten Studienjahre am Pfingstmontage nach Schwetzingen begeben, wie alle Welt in der Umgegend zu thun pflegte. In den Alleen des berühmten Schloßgartens traf er einen jüngeren Karlsruher Freund. Sie theilten sich ihre bisherigen Erlebnisse mit, Stern ließ seiner trüben, unzufriedenen Stimmung den Lauf. Da forderte ihn der Jüngling auf, bei ihm über Nacht zu bleiben und erst des andern Morgens frühe nach Heidelberg zurückzukehren. Es war ein Sohn des Pfarrers Gmelin von Badenweiler, ein Neffe des Naturforschers. Auch er studirte Theologie, widmete sich aber daneben den Naturwissenschaften. Während sich die Volksmassen verlaufen hatten, saßen die beiden jungen Leute in eifrigem Gespräche beisammen. Stern leerte sein bekümmertes Herz aus, Gmelin erklärte, daß auch ihm die Theologie in Heidelberg durchaus nicht behage, und daß er im Sinne habe, im Herbste nach Tübingen zu gehen, wo die Theologie besser bestellt sei. Stern bekannte, daß es ihn sehr reue, dieses Studium ergriffen zu haben. Da schlug ihm Gmelin vor, wie er, das Studium der Naturwissenschaften zu betreiben, wozu ihn Onkel Gmelin angeleitet habe. Stern erwiderte, daß ihm die Vorbildung fehle, um naturwissenschaftliche Vorlesungen mit Nutzen hören zu können, indem er und seine Mitschüler durch Schuld seines Onkels nichts gelernt hätten. Da bot sich der junge Student an, ihm darin behülflich zu sein. Er solle nur mit ihm botanische Ausflüge machen. Wie freute das unseren wißbegierigen Stern! So hatte er nun einen Gegenstand gefunden, der ihn anzog, obwohl er zunächst mit seinem Berufe in keiner Verbindung stand. Mit Eifer betrieb er jetzt Botanik, während er theilnahmlos bei Daub und Schwarz Vorlesungen hörte. Den Dr. Paulus setzte er bald ganz auf die Seite, weil er ihn durchaus nicht befriedigte. Da machte ihn ein Freund auf den Commentar des Paulus zu den Evangelien aufmerksam. Stern

lieh ihn aus der Universitätsbibliothek und machte sich an das Studium dieses jetzt ganz verschollenen Buches. Mit welchem Scharfsinne und welchen Kenntnissen der Sprach- und Alterthumskunde und der übrigen Wissenschaften dieser Mann die Wunder unseres Herrn natürlich zu erklären suchte, ist bekannt, aber Stern's Herzen that es wehe. „Dies alles erweckte in mir die tiefste Frage," sagt er, „ob es wohl nicht möglich wäre, die großen wunderbaren Thatsachen in der Geschichte unseres Erlösers gegen alle menschliche Zweifel sicher zu stellen und sie so zu behandeln, daß man auch nicht das Geringste daran preiszugeben hätte." Die Behandlung der menschlichen Person Jesu, dessen Gottheit der Heidelberger Paulus natürlich verwarf, gefiel Stern wohl, indem ihm der Herr damit näher trat.

Eines Tages machte Stern mit einem Freunde an der Bergstraße hin einen Ausflug. Sie waren gegen Schriesheim gekommen, da sagten ihnen die Leute, man höre auf den Bergen eine Kanonade, und bald begegneten ihnen badische Husaren ohne Pferde und dann auch ein alter Schulfreund, der Offizier geworden war. Er allein saß zu Pferd. Sie gingen mit denselben nach Heidelberg zurück und erfuhren von ihnen die ersten Nachrichten über die Schlacht von Leipzig. Daß Stern und seine Freunde sich herzlich über diese Wendung der Dinge freuten, dürfen wir von der gut deutschen Gesinnung derselben annehmen. Schon lange seufzten sie in ihrem Herzen um Erlösung von dem Joche der Franzosenherrschaft. Sterns deutsche Gesinnung wurde besonders im letzten Halbjahre seines Aufenthalts genährt durch Bekanntschaft mit den Brüdern Boisseré. Sein Freund Friedrich Sander, ein Jurist, führte ihn dort ein. Diese Männer hatten eine Sammlung altdeutscher Gemälde angelegt. Es verging nicht leicht ein Sonntag, an dem er sich nicht mit Freund Sander in der Gemäldesammlung eingestellt hätte. Sie ergötzten sich an der bildlichen Darstellung der heiligen Geschichte. Die Gesichter waren deutsch, deutsche Burgen und Schlösser und Städte fanden auf den Gemälden ihr Recht, alles in den schönsten Farben, alles sinnig durchdacht. Man konnte sich nur freuen über den gläubigen Sinn der Meister. Außer Sander war es besonders der tüchtige Zeichner Ernst Bär, der sich gern und oft in dieser Gallerie aufhielt. Stern bekennt: „So wurde denn auch in mir wieder der Glaube genährt, und ich sah, wie ohne Glauben die

Kunst gar kein Gebiet habe für ihre höchsten Darstellungen." Es war gewöhnlich die Sonntagsfeier dieser sinnigen Freunde, und sie gingen immer mit gehobenem Gemüthe aus dem Hause der Gebrüder Boisseré.

Es lag in jener Zeit eine schwüle Luft auf Deutschland. Niemand wagte laut zu sprechen über den Druck, den Frankreich ausübte, besonders seit der Buchhändler Palm auf Befehl Napoleons erschossen worden war. Stern machte damals von Mosbach aus einen Ausflug in das Kloster Schönthal. Da konnte er sehen und hören, in welch' elendem Zustande wir Deutsche uns befanden. Auf königlichen Befehl verlas der Geistliche in dem Gottesdienste, dem er anwohnte, von der Kanzel die Siegesnachrichten der großen französischen Armee in Rußland und von den Kriegsthaten des württembergischen Armeekorps. Aber von den Boisserés, die von Köln stammten, hörten die Jünglinge von dem großartigen Aufschwunge in Preußen, und daß es mit der napoleon'schen Herrschaft dem Ende zugehe.

Die Jugendzeit Sterns fiel ja überhaupt in die Kriegsstürme, die von Frankreich ausgingen. Schon als Kind sah er ganze Wägen voll französischer Flüchtlinge durch Mosbach fahren. Da konnte er von seinen Eltern hören, wie unglücklich ein Land sei, in welchem der Krieg tobt. Gegen Ende des vorigen oder im Anfang dieses Jahrhunderts war Mosbach in großer Sorge, denn die Nachricht hatte sich verbreitet, daß die Franzosen über den Neckar kämen. Der General Wrede, früher Jägermeister in Heidelberg, hatte im Odenwald ein kleines Heer gesammelt und vereint mit östreichischen Kriegshaufen die Franzosen von der Asbacher Höhe zurückgeschlagen. Der achtjährige Wilhelm ging mit seinem älteren Bruder, der einen Korb voll Speisen trug, in's Lager und sah den Wrede an dem Saume des Waldes unter einer Buche liegen. Die Franzosen suchten den Uebergang über den Neckar zu erzwingen, aber die Pfälzer und Oestreicher vertheidigten denselben. Da sah Wilhelm viele Wagen mit Verwundeten am elterlichen Hause vorüberfahren. Das Jammern der Verwundeten ergriff ihn tief, besonders eines, dem ein Ladstock durch den Leib geschossen worden war. Bald jedoch rückten die Franzosen ein, im Stern'schen Hause wurden viele einquartiert. Ihr munteres Wesen, ihre gefälligen Sitten sprachen ihn an. Auch hatten sie ihre Freude an Kindern. Ihren Nationalgesang: Ça ira, prägte

sich ihm unauslöschlich ein. Jeden Tag pfiffen ihn ihre Pfeifer zum Wirbeln der Trommeln. Hier sah er sie aber nicht zum letzten Male, denn im Jahre 1805 ging er mit seinem Vater auf die untere Wiese. Derselbe wollte die Zwetschenbäume reinigen. Sie sind noch nicht lange dort, sahen sie französische Kürassiere auf der Landstraße vorbeireiten. Es waren Quartiermacher. Vater und Sohn eilten nach Hause und hörten, daß 10000 Kürassiere im Anzug seien. Es wollte fast kein Ende mit denselben nehmen. Napoleon hatte nämlich ganz unerwartet seine Kriegsschaaren gegen Oestreich geführt. Da entstand große Noth, indem fast keine Vorräthe von Lebensmitteln vorhanden waren. Und im Stern'schen Hause hätte Wilhelm das Leben verlieren können, wenn Gott nicht über das theure Leben gewacht hätte, wie er berichtet. Er trug zwei Stühle aus dem oberen Stock vor sich und stürzte die Treppe ohne Unfall herab.

Wir kommen nach diesen Jugenderinnerungen Sterns wieder zurück auf die Hanauer Schlacht, in der die Bayern mit ihrem Wrede an der Spitze die bei Leipzig geschlagenen Franzosen vollends aufzureiben suchten. Von dort her kam die Kanonade, welche man auf den Höhen der Bergstraße hörte. Nun kamen unablässige Truppenmärsche von Oestreichern, Preußen und Russen nach Heidelberg. Da löste sich die Universität von selber auf, die Studirenden blieben nicht mehr. Auch Stern schnürte den Bündel und kam nicht mehr nach Heidelberg zurück; aber als er seinem Sohne Alexander im Jahre 1852 sein Leben in die Feder sagte, konnte er nicht von Heidelberg scheiden, ohne einen Rückblick auf seinen fast zweijährigen Aufenthalt nach der inneren Seite seines Lebens zu thun. Es ist ein Lob der göttlichen Gnade, das ihn erfüllt. Er hatte alle Ursache, Gott zu loben, der ihm einen Widerwillen gegen das beibrachte, was nicht zum Leben, sondern zum Tode fördert, und die Sehnsucht nach der ewigen Wahrheit, die alles Verlangen stillt, in ihm weckte. Auch dafür durfte er Gott danken, daß er vor den jugendlichen Lüsten bewahrt blieb und bei schädlichen Veranlassungen immer so durchkam, daß seine Gesundheit keinen Schaden litt. Das Familienleben bei der Schwester hielt ihn in Zucht und Ordnung. Seine Schwester, die er liebte, suchte ihm das Studentenwesen in seinen Abgeschmacktheiten, Uebertreibungen und Anmaßungen darzustellen und lächerlich zu machen. Die Berge, die Wälder und Felsen, die Bäche und

Teiche in den Thälern, der Neckar und das Schloß, das zog ihn mehr an, als das Wirthshaus. Wie oft streifte er in der Umgegend herum, der wackere Fußgänger. Ein Lieblingsplatz war der Wolfsbrunnen. „Ich freute mich der Werke Gottes", sagt er. Sogar im kältesten Winter setzte er seine Spaziergänge nicht aus.

Er gehörte, wie alle Karlsruher, der Verbindung der Schwaben an. Nur den Samstag Abend pflegte er im Wirthshause unter dem Schlosse, damals die Steiglederei genannt, im Kreise seiner studirenden Freunde zuzubringen. Da war ihm nichts lästiger, als der Zwang des Vor- und Nachtrinkens. Er nahm sich sehr in Acht, aber ganz konnte man der Tyrannei nicht entgehen, wie er sagt. Er mußte auch zwei Commerse mitmachen, den einen in der Rose in Neuenheim, den andern in Langenbrücken. Der Aufwand war bedeutend. Er beschreibt dies alles, es sind traurige Erinnerungen. Einmal mußte er auch bei einem Duell gegenwärtig sein, um sich an derartige Waffenthaten zu gewöhnen, aber die Pedelle faßten die Helden alle ab, und Stern konnte drei Tage in der Hitze auf der Pritsche im Carcer sein Zusehen büßen. Zweimal berührte ihn auch ein größerer Ernst. Er hatte nämlich das Betragen zweier Freunde, die Theologen waren, getadelt. Ihr Verhalten wird gewiß nicht ehrenhaft gewesen sein. Sie ließen ihn auf geschliffene Rappiere fordern. Er nahm die Forderung an. Dem Einen hieb er tief in das Kinn und dem Andern versetzte er eine tiefe Wunde über die Stirne und die Augenbraunen.

4.

Mosbach und Tübingen.

Als er von Heidelberg nach seiner lieben Heimath zurückgekehrt war, fand er Mosbach und Umgegend von russischen Kriegsvölkern besetzt. Donische Kosaken und zwei Regimenter Kalmücken lagen in Mosbach. Sein elterliches Haus hatte starke Einquartierung, er kam gerade zu rechter Zeit, um seinen Eltern bei der

Einquartierungslast beizustehen. Als einmal eine Heeresabtheilung mit einem Kameel an der Spitze Einzug hielt, freute er sich an dem anmuthigen Gesange, der zwischen Dur und Moll wechselte. Weniger behagte ihm die Verehrung ihrer messingenen Götzen. Sie packten gewöhnlich des Morgens dieselben aus Säckchen und stellten sie auf eine Bank, knieeten vor ihnen und beteten sie an. Bei einem Balle, den die Offiziere gaben, führten sie am Schlusse religiöse Tänze auf. Für den Studiosus war es von größerer Wichtigkeit, daß ihm Gelegenheit gegeben war, sich auf den kleinen, schnellen Pferden der Kosaken im Reiten zu üben. Das war so eine Erholung für ihn, während er in dem halben Jahre seines Aufenthalts in der Heimath sich hauptsächlich in das Studium der Daubischen Dogmatik vertiefte. Er griff sich dabei so an, daß er für das Nervenfieber, die sogenannte Russenkrankheit, empfänglich wurde, ohne doch einen Gewinn für sein Herz aus diesem Studium zu erzielen. Mit der größten Heftigkeit warf ihn diese Krankheit auf das Bett. Drei Wochen lang bewegte er sich in Phantasieen. In großer Schwachheit erhob er sich von seinem Krankenlager und mußte sich beim ersten Ausgange auf den Arm seines Vaters lehnen. In dieser Zeit der Genesung erhielt er einen Brief von seinem Freunde Wilhelm Gmelin, doch ja nach Tübingen zu kommen, indem die Theologie hier besser gelehrt werde und auch für die Naturwissenschaften besser gesorgt wäre. Drei Wochen nachher erhielt er die Trauernachricht, daß Gmelin von einem seiner besten und innigsten Freunde im Duell erstochen worden sei. Diese Nachricht machte einen ernsten Eindruck auf ihn und veranlaßte ihn, Gott zu danken, daß ihn seine Gnade bisher vor einem solchen schrecklichen Tode bewahrt habe. Diese bedauerliche Geschichte wirkte auf die Eltern Sterns niederdrückend, und er hatte deßhalb alle Mühe, sie zu bereden, daß sie ihm die Erlaubniß ertheilten, nach Tübingen zu gehen. Er erreichte nur dadurch seinen Wunsch, daß er ihnen versprach, mit 200 Gulden seine Studien zu vollenden.

Mit seinen zweihundert Gulden im Ränzchen machte sich der Mosbacher Student zu Fuß auf den Weg nach Tübingen, aber weit vom Ziele schon in Heilbronn fühlte er, daß er seine Fußreise nicht fortsetzen könne. Er spürte noch die Nachwehen des Nervenfiebers. Aehnlich erging es ihm auch in Stuttgart. Dort harrte er drei Tage auf eine Fahrgelegenheit. Es machte sich die

Gelegenheit gar erwünscht. In demselben Gasthofe, in dem der Studiosus sich aufhielt, wohnte auch der Professor Michaelis von Tübingen. Die beiden verbanden sich zu einer gemeinsamen Fahrt. Unterwegs knüpfte Michaelis ein Gespräch mit seinem Reisegenossen an. Er muß gefunden haben, daß er es mit einem strebsamen Jünglinge, und mit keinem Universitäts-Bummler zu thun habe. Er lud ihn zu Besuchen ein und versprach, ihn bei dem Curator der Universität, dem Herrn von Wangenheim, einzuführen, dem es zur Freude gereiche, Bekanntschaft mit aufstrebenden Jünglingen zu machen.

So ist denn Stern in Tübingen, sein Zimmer in der Universitätsgasse hat eine prächtige Aussicht auf den Neckar und die rauhe Alb. Den Mittagstisch nahm er im Hirsch, wo er mit seinen Landsleuten zusammensein konnte. Bei seinen Ausgaben mußte er sich zusammennehmen, damit es lange. Deßwegen war sein Abendessen ein Schoppen Bier und Butterbrod. Er konnte damit bestehen, und nur um so besser studiren. Das Studium war ihm auch die Hauptsache. Die Vorlesungen gefielen ihm viel besser, als in Heidelberg. Ein Neffe des berühmten Albrecht Bengel, der Professor Bengel, entwickelte in der Erklärung der Schrift einen bedeutenden Scharfsinn. Obwohl der Kanzler Schnurrer in der Erklärung der Psalmen große Sprachkenntnisse zeigte, so zog er unsern Stern doch gar nicht an. Anders verhielt es sich mit Flath, der, wie die Helfer Steudel und Wurm, durch Ernst und Glaubenswärme auf das Herz des Mosbachers wohlthätig einwirkte. Der Philosoph Eschenmaier, ein geachteter Name in jener Zeit, entsprach ihm durch seine christliche Gesinnung mehr, als Daub. Doch wollte es ihm auch bei Eschenmaier deßhalb nicht recht behagen, weil seine Philosophie nicht aus der Offenbarung hervorging, sondern ein Erzeugniß des menschlichen Geistes war. Was ihm besonders zum Anstoß gereichte, war, daß der Philosoph in einer Vorlesung das Duell in Schutz genommen hatte. Wangenheim, eben der Curator, hing dieser Philosophie an und zog die Studenten vor, welche ihr huldigten.

Stern besuchte, wie versprochen, den Professor Michaelis und nun gingen beide zum Herrn von Wangenheim. Dieser nahm den Studiosus freundlich auf, und sie waren noch nicht lange beisammen, so drehte sich das Gespräch auch schon um Eschenmaier's

Philosophie. Das geschah noch mehr und ausführlicher bei einem zweiten Besuche. Der Curator meinte sogar, sämmtliche Staatseinrichtungen und das Leben der Einzelnen müßten nach Eschenmaier's Gedanken eingerichtet werden. Wenn auch Stern nicht so weit ging, als dieser Herr, so meinte er doch auch, daß diese Philosophie das Gute habe, wieder zum Glauben an die Offenbarung zurückzuführen.

Als Freund Ullmann in Tübingen studirte, munterte Stern, der damals in Iferten pestalozzisch lehrte, den jungen Studenten auf, doch ja Eschenmaier fleißig zu hören: „Studire nur den Eschenmaier recht. Ich begreife nicht, wie Du nicht ganz in ihm leben und weben kannst. Je länger ich lebe, je mehr ich studire, desto mehr überzeuge ich mich von Eschenmaier's Dogmen und Art zu philosophiren. Es hat gewiß noch kein Philosoph mit mehr Klarheit vorgetragen. Es würde mich unbändig freuen, wenn Du mir schriftlich Deine Zweifel gegen Eschenmaier vorbrächtest, und ich möchte mich mit Dir gerne in einen philosophischen Streit einlassen. Ich meine, dieser Gegenstand sollte Dir nicht so unbedeutend und unwichtig vorkommen, daß Du Dich nicht darauf einlassen dürftest." Zu dem Glauben suchte ihn ein lieber Stiftler, Namens Klocker, zu führen. Derselbe theilte ihm Schriften des verstorbenen Bruders des Professors Flath mit, die ihm sehr dienten, denn sie machten ihm das neue Testament werthvoller; die Thaten und Reden des Herrn, namentlich aber sein Erlösungswerk erregten sein Nachdenken. Deßhalb war denn auch jetzt das neue Testament sein Hauptstudium. Nebenbei suchte er auf seinen Spaziergängen wildwachsende Pflanzen und bemühte sich, sie kennen zu lernen. Er verblieb auch dann noch in Tübingen, als bereits die Vorlesungen geschlossen waren. Doch entschloß er sich, die Ferien zu einem Ausfluge an den Bodensee zu benützen. Er machte sich deßhalb mit einem Freunde auf den Weg. Sie nahmen ihre Richtung über die rauhe Alb. Wie staunte unser Studiosus, dieser Freund der Natur, als er das deutsche Meer, ich meine den Bodensee, und im Hintergrunde die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizer Alpen sah! Und auf dem Rückwege durch das Höhgau erregten die kegelförmigen Berge sein Nachdenken. Nicht jetzt, sondern im Sommercurs that er einmal Etwas, was ihm späterhin viel zu schaffen machte, so daß er das Ereigniß in seinen Lebenslauf aufnahm. Er saß in der Kneipe, wo er seinen Schoppen Bier trank.

Nicht weit davon renommirte ein jüngerer Freund, Bruder eines älteren Karlsruher Kameraden, so unverschämt, daß es Stern unerträglich war, und von Aerger überkommen, schüttete er dem übermüthigen Prahler das Glas Bier über den Kopf, stand auf und entfernte sich. Daß der junge Student dies nicht auf sich sitzen ließ, können wir uns denken. Er forderte Stern. Dieser ließ ihm durch den Abgeordneten zurücksagen, er könne sich mit dem Bruder seines innigsten Freundes nicht schlagen, er habe gefehlt und bitte um Verzeihung. Es erfolgte daraufhin ein Aussöhnungsmahl, und mit noch vier anderen Landsleuten machten die Ausgesöhnten eine kleine Reise nach Wildbad.

Es war nun die Zeit gekommen, die Universität zu verlassen und zur Prüfung nach Karlsruhe zu reisen. Weil Herr von Wangenheim ihn jeder Zeit freundlich aufgenommen hatte, so hielt er es für geeignet, bei ihm sich zu verabschieden. Dieser Abschiedsbesuch war für Stern von weit reichenden Folgen. Schon wollte er sich entfernen, da rief ihn der Curator noch einmal zurück mit der Frage, was er nun zu thun gedenke? Auf die Antwort, daß er jetzt nach Haus gehen, seine Prüfung als Candidat der Theologie machen und dann sich um ein Vicariat umsehen wolle, meinte Wangenheim, er halte es für besser, wenn ein angehender Geistlicher zuerst in der Schule mit den Kindern beschäftigt sei. Um so besser könne er dann mit Erwachsenen umgehen. Eine Ansicht, die besonders Dr. Luther so entschieden vertreten hat. Da würden viele der jungen Geistlichen nicht so hoch herreden und über die Köpfe wegpredigen. Dem jungen Candidaten Stern leuchtete der Gedanke des Herrn von Wangenheim ein, aber er bemerkte, es stehe ihm keine Lehrstelle zu Gebot. Ob er nicht eine solche bei Pestalozzi annehmen werde? Darauf entgegnete er, daß er nicht wisse, wie er solches Ziel erreichen solle. Der freundliche Herr von Wangenheim, der den künftigen Beruf in Stern ordentlich vorausgeahnt haben muß, erklärte, daß er, weil er Pestalozzi gut kenne, an denselben schreiben und die Antwort dem Kirchenrath Daub mittheilen wolle, dort könne Stern sie abholen. Gesagt, gethan. Stern bestand sein Examen glücklich im Jahr 1814. An seinen Freund und Studiengenossen Ullmann schrieb er unter'm 9. Dezember: „Mein Examen ist nun in dulci jubilo vorüber. Ob ich gleich gewiß nie Moren hatte, obgleich gerechtes Mißtrauen in meine Kräfte, so ist es doch etwas Genirendes. Das Examen

war leicht und schwer, wie man's nehmen will. Aber in der Wirklichkeit weiß man doch mehr, als man sich sonsten zutraut. Zu Karlsruhe habe ich in der Stadt Straßburg gewohnt, worüber die andern Karlsruher gewaltig lachen werden."

Auf dem Rückwege von Karlsruhe fand er, wie ausgemacht war, ein Schreiben von Herrn von Wangenheim vor. Es war ihm eine Lehrstelle in den alten Sprachen in der Pestalozzischen Anstalt angetragen und zugleich lag ein Wechsel von acht Louisdor Reisegeld dabei. Wenn auch der zwei und zwanzigjährige Candidat sich über den Ruf herzlich freute, so war dies nicht bei der Mutter der Fall. Mit Thränen bat sie ihn mehrmals, die Berufung in's Ausland, der Erziehung zu leben, nicht anzunehmen. Sie habe bisher geglaubt, einen Sohn für den geistlichen Stand erzogen zu haben. Die Einreden der Mutter, die ihm doch so lieb war, machten ihm das Herz schwer. Da trat eine alte Pfarrwittwe, die bei der Mutter Stern viel gegolten zu haben scheint, in's Mittel. Sie sagte, Frau Stern dürfe sich beruhigen, es werde so Gottes Führung sein, da Wilhelm die Stelle ja nicht gesucht habe.

Es war im Anfange des Februar im Jahr 1815, da sah man einen Fußgänger von Mosbach auswandern, nachdem ein schwerer Abschied von den lieben Eltern und Geschwistern vorausgegangen war. Sein Weg ging über Heilbronn, Stuttgart und Tübingen. Von da nahm er seine Richtung über den Schwarzwald durch Schnee und Eis. Von Wolfach im Kinzigthal ging er wieder über das Gebirg nach Lahr und Kippenheim, wo der Vater des Lyceisten, dem Stern einige Worte zum Abschiede am Grabe nachgerufen hatte, als Pfarrer stand. Dieser begleitete den Reisenden eine Strecke lang und zeigte ihm das nahe Ettenheim, in welchem Napoleon den unglücklichen Prinzen von Enghien hatte widerrechtlich abholen und in Paris erschießen lassen. Abermals zu Fuß setzte der Candidat seine Reise über Emmendingen und Freiburg nach Basel fort. Es haben sich in dem Nachlasse des seligen Prälaten Ullmann noch vier Briefe aus der Candidatenzeit Sterns an denselben vorgefunden. In denselben gährt noch ein burschikoses Wesen, das man der Sturm- und Drangperiode desselben zu gut halten muß. Aus der Reiseskizze, die er dem „lieben Männlein", wie er das seine Studentchen nennt, gibt, hebe ich nur seinen Besuch bei dem berühmten Professor Hug, an welchen

der Kanzler Schnurrer ihm einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte, hervor: „Ich habe bei Hug drei Stunden zugebracht, die die Mühseligkeiten und Strapatzen der ganzen Reise vergüten. Hinter einem solchen Gelehrten würdest Du keinen solchen feinen und gewandten Weltmann suchen, und hinter einem solchen Kunstkenner keinen so großen Orientalisten und Theologen und Philologen. Wäre meine Seele jetzt nicht der Erziehung verkauft, ohne weiteres hätte ich mich wieder mit größtem Eifer der Theologie zugewendet, und glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein Jahr unter seiner Anleitung in Freiburg studiren könnte."

Auf der Rheinbrücke in Basel traf er einen Güterfuhrmann. Auf die Frage, woher er komme? antwortete er: Von Heidelberg. Und als Stern den Wagen näher ansah, fand er darauf seinen Koffer und seine Bücherkiste. Weil das Wetter stürmisch geworden war, fuhr er des andern Morgens mit der Post über Liestal, den Hauenstein nach Solothurn. Von hier wählte er wieder über Bern, Murten nach Yverdün das Fußgehen. War ihm doch diese Art des Reisens immer die liebste. Da konnte er die herrlichen Schweizergegenden und auch die Menschen besser beobachten. Als er auf dem Münsterplatz zu Bern stand, hatte er den Genuß, die Schweizeralpen im Abendroth zu sehen. „Ich war von Bewunderung ganz hingerissen," sagt er, „und sehnte mich nur nach der Zeit, wo ich sie einmal in der Nähe sehen dürfte."

5.

Pestalozzi und Stern.

Am südlichen Ende des Neuenburger Sees liegt gar freundlich Yverdün. Dort steht ein altes burgundisches Schloß mit vier Thürmen. „Als ich mich Yverdün nahte," schreibt Stern, „wurde meine Erwartung sehr herabgestimmt, im Besondern, als man mich in das alterthümliche Schloß mit seinen vier Thürmen wies. Es kam mir mit seinen kleinen Fenstern wie ein Gefängniß vor. Der Empfang bei dem greisen Pestalozzi war ein sehr herzlicher." Ein solcher Empfang war nicht anders zu erwarten, denn der alte Mann

war die Gutmüthigkeit selber. Man darf nur sein Bild ansehen, so erkennt man, wie aus diesem Angesicht die Güte heraussieht. Wie wird er in seiner harten Züricher Mundart, die nicht leicht zu verstehen ist, den gut empfohlenen jungen Candidaten zu erfreuen gesucht haben! Als ein anderer Candidat aus Norden, der bekannte Blochmann, der noch mit Stern in der Anstalt lehrte, Pestalozzi zum ersten Male ansichtig wurde, zog ihn derselbe mit kräftiger Hand zu sich, sah ihm mit forschendem Blick in's Auge, küßte ihn und sprach: „Chämet 'r über Leipzig? Sit 'r bi miner Schwöster gsi? Hänt 'r Nües über üs chhört? Was hänt d' Lüet über mi und mis Hus gsait? Chämet au und erzählt üs öbbis?" Kaum war die Begrüßung vorüber, erzählt Stern, so setzte er dem neuen Lehrer die Grundsätze, nämlich die Methode, auseinander, nach welcher in seiner Anstalt der Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilt werden sollte. Weil aber Pestalozzi einen so bedeutenden Einfluß auf unsern Stern und seine ganze Unterrichtsweise gewann, so ist es nöthig, einen Blick auf diesen bedeutenden Mann zu werfen, damit er nicht überschätzt, aber auch nicht unterschätzt werde.

Heinrich Pestalozzi, in Zürich den 12. Juni 1746 geboren, stammte aus einer altpatrizischen Familie. Seine Eltern lebten in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen, und da der Vater im sechsten Lebensjahre Heinrichs starb, so mußte sich die Mutter mit ihren drei Kindern kümmerlich durchzubringen suchen. Heiri, wie er im Schweizer Deutsch heißt, war von Geburt aus ein zartes, schwächliches Kind, sehr lebhaft aber, wenn es auf Dinge des Gefühls ankam. „Alles, was mein Herz ansprach," bekennt er selber von sich, „schwächte sehr oft den Eindruck dessen, was meinen Kopf aufhellen und zu bildender Thätigkeit beleben sollte." Er war eben ein Gefühlsmensch sein Lebenlang. Oft marschirte Heinrich in das eine Stunde weit entfernte Dorf Höngg an dem reizenden Ufer des Züricher Sees. Wirkte doch dort sein Großvater von mütterlicher Seite Holtze als ein treuer Seelsorger seiner Gemeinde. Mit seinem Großvater ging der kleine Enkel manchmal in die Schule und in die Häuser. Hier lernte er frühe die Noth des Landvolkes, das von der Stadt aus bedrückt wurde, kennen. Namentlich war er Zeuge des Verderbens, welches das schon damals ausgebreitete Fabrikleben jener Gegend über die ärmere Jugend brachte.

In der Schule leistete er nicht viel, so daß die Lehrer meinten, es werde nie etwas Rechtes aus ihm werden. In der That hat er es eigentlich nie zu einer hübschen und richtigen Schrift gebracht. Den meisten Mitschülern that er es aber in Scharfsinn und Gewandtheit der Darstellung zuvor. Schon auf der gelehrten Schule machten die Träumereien Rousseau's einen tiefen Eindruck auf ihn. Bisher hatte er sich vorgesetzt, den Beruf eines Geistlichen zu erwählen, aber weil er im Sinne hatte, in die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes einzugreifen, ging er zum Studium der Rechtswissenschaft über. Er schloß sich einem Freundschaftsbunde von Lavater, Füßli und Fischer an. Diese jungen Leute wollten die Ungerechtigkeiten, welche die Vornehmen gegen das Landvolk verübten, zur öffentlichen Kenntniß bringen und ihnen damit entgegenwirken. Er selber verurtheilte späterhin dieses Auftreten als Anmaßung unreifer Jünglinge. Mit solchem Auftreten hatte er sich auch für alle Zukunft seine Laufbahn verdorben. Da sagte er einmal, nachdem er alle seine juristischen Hefte verbrannt hatte: „So will ich Schulmeister werden." Und das war der beste Entschluß, den er fassen konnte; und jeder Zeit erfüllte ihn auch der Gedanke, der Noth und dem Elende der Armen abzuhelfen. Auch bei dem verfehlten Unternehmen, wornach er auf dem Birrfeld bei Königsfelden schon im Jahre 1767 ein Stück Land von 100 Jucharten ankaufte, lagen ihm die Armen im Sinne. Dort baute er sich das schöne Landhaus und zwei Jahre nachher führte er eine reiche Züricherin, Anna Schultheß, als Gattin heim. Er hätte wohl kaum eine bessere finden können.

Der Neuhof, wie er sein Besitzthum nannte, hätte Etwas werden können, wenn dem Besitzer nicht das praktische Geschick gemangelt hätte. Er urtheilt selber: „Der Grund des Fehlschlagens meiner Unternehmung lag nicht in ihr, er lag wesentlich und ausschließlich in mir und meiner Untüchtigkeit für alles Praktische. Jedermann kannte dieselbe, nur ich selbst nicht." Als die Neuhöfer Armenanstalt eröffnet war, strömten ihr von allen Seiten arme Kinder zu, Pestalozzi nahm selber manche von der Straße hinweg. Bald hatte er ein halbes Hundert im Hause. Im Sommer beschäftigte er sie auf dem Felde, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten; doch wurde der Schulunterricht darüber nicht vergessen, besonders hielt Pesta-

lozzi viel auf das Kopfrechnen. Mit Liebe und Hingebung lebte er unermüdlich für seine Bettelkinder, aber weil ihm, wie wir noch mehr sehen werden, der Kern des wahren Christenthums fehlte, so konnte er ihn auch nicht den armen verwahrlosten Kindern mittheilen. Und das war die tiefste Ursache des Mißlingens seiner Unternehmungen, auch des Neuhofes. Nach fünfjährigem Bestande scheiterte sein wohlgemeinter Plan, er war ein armer Mann geworden, seine edle Gattin hatte fast ihr ganzes Vermögen geopfert. Oft fehlte es in seinem schönen Landhause an dem Allernothwendigsten, an Brod und Holz, um sich nur vor Hunger und Kälte zu schützen. In jener drangsalsvollen Zeit schrieb er sein Buch: Lienhard und Gertrud, ein Buch, das seinen Namen fast durch ganz Europa trug. „Durch dieses Volksbuch," sagt ein Freund Pestalozzi's, „wollte er eine von der wahren Lage des Volkes und von seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung wirken. Die Gertrud, ihre Haushaltung, die Art, wie sie ihre Kinder unterrichtet und erzieht, ihre fromme, verständige, thatkräftige Liebe mitten im Verderben ihrer Bauerngemeinde ist das Ideal Pestalozzi's." Eine Reihe von Schriften erschienen jetzt nach einander, alle zeugend von seiner Bescheidenheit und Liebe für die Menschen, aber man sieht überall in denselben, „wie fern er ächt christlicher Welt- und Lebensansicht gestanden, wie wenig er das eigentlich christliche Prinzip und die biblische Ansicht über den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechts in seine Erkenntniß aufgenommen, wie wenig er Christus erkannt hat," sagt ein ihm sehr wohlwollender Erzähler seines Lebens. Er war eben ein Rationalist vom reinsten Wasser, aber kein solcher Zerstörer, wie sie die neueste Zeit hervorgebracht hat.

Die Revolution war in Frankreich ausgebrochen und drang auch in die Schweiz. Es wurde alles umgeändert. Nur die alten Urkantone wollten von solchen Aenderungen nichts wissen. Unterwalden brach in offenen Aufstand aus. Es bekam ihm sehr übel, denn französische Horden drangen in diese stillen, friedlichen Alpengegenden, sengten, raubten, mordeten und verbrannten die Hauptstadt Stanz. Was war das für ein Jammer und Elend! Viele verwaiste Kinder irrten im Elend umher. Um besonders dieser letzteren Noth abzuhelfen, schickte die schweizer Regierung Pestalozzi, dessen Lebenszweck feststand, armen verlassenen Kindern zu helfen. Hier war er in seinem Elemente unter Kindern, die

mit Ungeziefer bedeckt, mit Krätze und aufgebrochenen Köpfen, Gerippen ähnlich sahen. Aber das innere Elend war noch viel größer. An den Bettel, an Heucheln und Falschheit gewöhnt, brachten sie ein Herz voll Mißtrauen mit. Träge und unwissend wußte kaum Eins das Abc. So fand sie der Menschenfreund Pestalozzi und wohnte mit ihnen in dem Kloster der Ursulinerinnen. Hier fehlte es denn an Allem, aber er konnte sich in Alles finden. „Ich war bei ihnen," schreibt er. „Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich her, ich hatte nur sie; waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abende der Letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besiegte ich beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Leiber."

So lebte er unter ihnen als Armenvater. Weil die meisten begabt waren, hatte das Unterrichten keine besondere Schwierigkeiten, zumal er schon hier den Anfang machte, seinen Unterricht auf die Anschauung zu gründen. Zugleich mußten die geschickteren Kinder die andern unterrichten. Der Unterricht war sehr einfach und drehte sich nur um das Allernothwendigste. Schon nach den ersten Monaten zeigte sich die Frucht seiner Thätigkeit auf erfreuliche Weise. Am meisten Noth machten ihm die größten Theils undankbaren, ja unverschämten Eltern. Weil er von der neuen Regierung gesandt war, so war er ihnen schon deßhalb widerwärtig, noch mehr aber, weil er nach ihren Begriffen ein Ketzer war. Ueberhaupt löste sich seine Armenanstalt auf, indem die Franzosen ihre zahlreichen Verwundeten in das Kloster legten und die armen Kinder verdrängten. Es griff ihn sehr an, so daß er an einen Freund schrieb: „Denke Dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern, mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen." Er begab sich ins Berner Oberland, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Von da ging er auf Anrathen eines Freundes nach Burgdorf und demüthigte sich der Art, daß er eine Gehülfenstelle an der niedersten Schule daselbst annahm. Als der ordinäre Schulmeister, dessen Gehülfe er war, sah, wie sehr

die Kinder denselben liebten, suchte er ihn zu verdächtigen, er könne weder schreiben, noch lesen, noch rechnen. „An den Gassenreden," schreibt Pestalozzi, „ist nicht immer alles unwahr, ich konnte wirklich weder schön schreiben, noch ausdrucksvoll lesen, noch gewandt rechnen." Einige Gönner brachten es dahin, daß er in der oberen Stadt eine Stelle an der untersten Schule erhielt. „Mit Zagen," schreibt er, „kroch ich handwerksmäßig in das Schuljoch hinein." Mit den kleinen Kindern, die ihm anvertraut waren, blieb er lange bei den Anfangspunkten stehen, indem er die Anfänge des Lesens und Rechnens ganz einfach ihnen mittheilte. Wenn auch die meisten Eltern seinen Unterrichtsgang nicht anerkannten, so fand doch die Schulbehörde bei einer Prüfung die Leistungen Pestalozzi's staunenswerth. Nicht lange nach dieser ehrenvollen Prüfung kam der Appenzeller junge Lehrer Krüsi in Folge der Kriegsnoth mit einer Anzahl Kinder nach Burgdorf. Pestalozzi erkannte bald den Werth des jungen Mannes und verband sich mit ihm aufs engste. Dieser Hermann Krüsi von Gais hatte als Jüngling von 18 Jahren, arm an Kenntnissen, kaum des Schreibens mächtig, aber reich an Frömmigkeit die Schulstelle in Gais angetreten und sechs Jahre mit großem Fleiße und eifrigem Streben nach Bildung versehen. Pestalozzi gründete nun gemeinschaftlich mit ihm eine Erziehungsanstalt. Krüsi schloß sich gerne an Pestalozzi an, der zwar in den gewöhnlichen Schulkenntnissen und Fertigkeiten dem mittelmäßigsten Dorfschulmeister nachstand, dagegen den menschlichen Geist und die Gesetze seiner Entwicklung, sowie das menschliche Gemüth und die Mittel seiner Veredlung kannte. Auf seine Bitte an die helvetische Regierung erhielt Pestalozzi das leerstehende Schloß von Burgdorf. Die beiden Männer nahmen ihre armen Kinder in diese Räume. Ihre Arbeit zog die Aufmerksamkeit von allen Seiten auf sich. Es traten immer mehr Schüler aus den mittleren und besseren Ständen in die Anstalt, auch zogen frische Kräfte herbei, da die ihrigen nicht mehr ausreichten. Nicht aus Büchern, sondern aus den von ihnen selbst erzeugten Bildungs- und Lehrmitteln lehrten diese Männer ihre Zöglinge. Unter diesen Zöglingen war auch Johannes Ramsauer, ebenfalls ein Appenzeller. Frühe verlor er seinen Vater. Seine Mutter erzog ihn zum Gehorsam, zur Arbeit und zum Gebet. So war er auch für Pestalozzi recht, der den Knaben lieb gewann und ihn bald unter den kleinen Kindern als

Lehrer anstellte. Pestalozzi's Eifer und Liebe machte den tiefsten Eindruck auf diesen Johannes und „knüpfte ein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seine," sagt Ramsauer. Im Jahr 1801 trat Johannes Niederer, Pfarrer im Rheinthale, von ausgezeichneter Bildung in das Schloß von Burgdorf, angezogen von Pestalozzi's Gedanken und Wirksamkeit. Um dieselbe Zeit kam aus den Vorarlberger Alpen ein vierzehnjähriger Hirtenknabe Joseph Schmid, ebenfalls mit hohen Kräften ausgerüstet. Beide wurden Hauptstützen des Pestalozzi'schen Werkes, und es war nur Schade, daß sie späterhin gegen einander in einem unrühmlichen Kampfe entbrannten. Wie schwer litt Pestalozzi bis an sein Lebensende darunter!

In Burgdorf war es, wo er sein gediegenstes Buch für Unterricht und Erziehung schrieb, das den Titel führt: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Er greift darin alles an, was die naturgemäße Bildung unseres Geschlechts hindert und bezeichnet die Mittel der wahren Bildung in stufenweiser Entwicklung seiner Methode. Pestalozzi mit seinen Lehrern stand in einem gedeihlichen Verhältnisse zu seinen Zöglingen. Schon im Jahr 1802 sandte die helvetische Regierung einen Prüfungscommissär, der nach der Prüfung erklärte, daß Pestalozzi die richtigen Grundsätze des Unterrichts gefunden habe. Daraufhin machte die Regierung die Burgdorfer Anstalt zu einer öffentlichen, und alle Monate mußten zwölf Schullehrer dahin, um die Methode des Burgdorfer Schlosses sich anzueignen. Während sich aber Pestalozzi sammt seinen Gehülfen des aufblühenden Werkes erfreuten, ward ganz unerwartet die helvetische Regierung aufgehoben, und der große Rath von Bern machte das Schloß von Burgdorf zum Sitze eines Oberamtmanns. Die Anstalt mußte natürlich weichen. Am 22. August 1804 zog Pestalozzi mit den Seinen nach Münchenbuchsee, dessen nöthige Räumlichkeiten der junge Emanuel von Fellenberg von Hofwyl ihm überlassen hatte. Pestalozzi bezog aber nach einigen Wochen das ihm von der waadtländischen Regierung angebotene Schloß Iverdün, gewöhnlich Iferten genannt. Schon im Frühjahr 1805 folgte ihm die Anstalt von Buchsee nach. Hier in Iferten nahm die Anstalt an Zahl der Zöglinge außerordentlich zu, und bald hatte man sogar in Madrid, Neapel und Petersburg Lehrer, die im Sinne und nach der Methode Pestalozzi's unterrichteten. Kaiser, Könige und Fürsten schenkten dem würdigen

Greise ihr Wohlwollen, und viele Leute, die eben nicht weiter und tiefer sahen, wollten in dem Wirken Pestalozzi's den Anfang zur Erneuung des Menschengeschlechts erblicken. Selbst der große Philosoph Fichte ließ sich von dem Rufe Pestalozzi's blenden. Freilich erkannte dieser sonst so geistreiche Mann nicht das Christenthum als die alleinige Quelle, aus welcher das Heil für Alt und Jung kommt. Wie viele Leute ließen sich gerade durch Fichte anfeuern, Pestalozzi und seine Anstalten aufzusuchen und etwa auch mitzuwirken! So that Karl von Raumer, der uns einen interessanten, wahrheitsgetreuen Bericht von seinem Aufenthalte in Iferten gibt. Er schreibt von seiner ersten Begegnung mit Pestalozzi: „Er war im nachlässigsten Anzuge, im alten grauen Ueberrocke, ohne Weste, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe; das schwarze, starke, struppige Haar ungekämmt und wüst. Seine Stirn tief gefurcht, dunkelbraune Augen, bald sanft und mild blickend, bald voll Feuer. Man merkte es kaum, daß der von Genialität strotzende Mann häßlich sei; lange Leiden und große Hoffnungen las man in seinen seltsamen Gesichtszügen.“ Hören wir auch, wie Raumer den Niederer, Krüsi und Schmid schildert: „Bald darauf sahen wir Niederer, der mir den Eindruck eines jungen katholischen Geistlichen machte; Krüsi etwas beleibt, blond, blauäugig, mild und wohlwollend; Schmid wo möglich noch cynischer, als Pestalozzi im Anzug, mit scharfen Zügen und Augen eines Raubvogels.“

Während Raumer durch den günstigen Ruf, welchen Pestalozzi's Anstalt genoß, und namentlich durch dessen Berichte mit hohen Erwartungen erfüllt war, fühlte er sich enttäuscht, als er mitten in dem Werke thätig stand. Pestalozzi hat selber in seinem Buche: „Meine Lebensschicksale“ auf die rührendste Weise die Wahrheit, d. h. den betrübten Zustand seines Werks bekannt. Man darf aber nie verkennen, daß Pestalozzi trotz aller Enttäuschungen, die er erlebte, in der Liebe zu seinem Werke und dem Volke, sowie in seiner Aufopferungsfähigkeit nicht ermüdete. Damit verband er eine besondere Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, wie man dies namentlich in seinen Schriften sehen kann. Es ist erstaunlich, was für einen Fleiß der thätige Mann entwickelte. Noch ehe der Tag graute, war er schon an der Arbeit. Aber was ihm fehlte, war der praktische Sinn und namentlich die Gabe des Regierens. Menschenkenntniß besaß er keine; deßhalb wurde

er auch so oft angeführt. Doch wir müssen hier abbrechen, und einen Blick werfen auf seine Methode, durch die er so großes Aufsehen gemacht hat, und was auch unsern Stern so sehr hinnahm. Es ist aber nicht so leicht, den Begriff seiner Methode richtig zu fassen. Vor allen Dingen ist es ihre Einfachheit und Einheit, wie wir dies in seiner Schule zu Stanz sahen. Dort war, wie Jemand sagt, er selber die Methode. Die Kinder lernten freudig und rasch. Ihr Erzieher wollte die Segnungen der Wohnstube zu Segnungen seiner Schulstube machen, und damit der Natur dienen. Schon in Burgdorf und noch mehr in Iferten ging die Erziehung mehr und mehr in Unterricht über. Besonders geschah dies, seit Niederer und Krüsi an die Seite Pestalozzi's getreten waren. Das papageiartige Nachsprechen von Formen mußte fallen. Die Anschauung wurde jetzt die Hauptsache aller Kenntnisse. Sie geschah ihm aber nicht blos durch den Gesichtssinn, sondern er rechnete auch alles Empfundene und Erlebte dahin. So wurde ihm die Zahl, die Form und die Sprache das Mittel der Bildung. In dieser Richtung wurden nun alle Gegenstände des Wissens bearbeitet. Und von Iferten aus drang überall hin die verständige Art der Behandlung alles Wissenswürdigen in die Schulen der Schweiz und Deutschlands.

Einen begeisterteren Anhänger Pestalozzi's und seiner Methode gab es wohl damals kaum, als Stern. Das ersieht man aus einem Briefe an Ullmann, „das nette, muntere Männlein," wie er ihn nennt, unter'm 24. Mai 1816. Wir theilen daraus mit, was den Leser gewiß interessiren wird: „Könnte ich Dir eine Stelle anbieten in unserer Anstalt, so müßtest Du hieher. Aber dies steht nicht in meiner Hand. Und Dein Vater wird nicht noch ein Tausend an dich rücken wollen, auf daß du hier die Methode studirtest. Ich muß dienen, damit ich lernen darf, aber deßwegen brauche ich mehrere Jahre. In einem Jahre könntest Du Dir den Hauptschatz der Methode aneignen und an der Seite Pestalozzi's leben. Aber den Werth und die Wichtigkeit dessen, wozu ich Dir gerne rathen möchte, mag ich Dir nicht vorstellen. Ich wollte, es könnten es andere thun. Man mag mich mitleidig belächeln und bedauern, von Etwas so eingenommen zu sein, aber es ist mein christlicher Glaube: Das, was Pestalozzi will, ist allein Heil für das jetzt lebende Geschlecht, und Jeder, der das Nämliche will und dafür lebt, er mag sich finden, wo er will, ist mir ein willkommener

Mann. Und Pestalozzi ist der würdigste Mann, der jetzt noch unter den Sterblichen wandelt, weil Wort und That in ihm eins und dasselbe sind; rein wie seine hohe Seele, ist sein Leben. Entschieden spreche ich dies einmal aus und werde es gewiß durch mein ganzes Leben aussprechen. Aber von Deinem Leben will ich Dich nicht abziehen, das Deine Jugend erfreuen soll: Du gehst einer schönen, heitern Zukunft entgegen. Wie Deine Bestimmung laufen soll und wie Du Gutes wirken wirst in der Welt, weiß ich ja nicht. Es ist mir nicht bange um Dich. Wenn Du Dich nicht in theologische Spitzfindigkeiten eingraben und den pfarrherrlichen Heuchlermantel nicht um Dich hängen wirst, vor welchem ich schaudere, aber bei Dir nicht befürchte, wirst Du Deine Umgebung heiter und glücklich machen und man wird gerne bei dir sein."

Wie ganz anders hat sich bei Beiden die Zukunft gestaltet, als der eifrige Pestalozzianer damals dachte. Als das Licht, nicht des Diesseits, sondern des Jenseits den Stern durchdrang, urtheilte er nicht mehr als ein Enthusiast, nicht einseitig über den Reformator des Unterrichtswesens, sondern behielt das Gute bei, das er Pestalozzi verdankte. Es zieht uns ohne Zweifel an, zu vernehmen, wie er sein damaliges Leben schildert, es kommt aus frischer Hand, ebenfalls an Ullmann gerichtet: „Ich habe täglich drei Stunden zu geben, in der einen den Sallust, und in den zwei andern nur Elementarübungen im Latein. Das Leben und Treiben in der Anstalt kam mir im Anfang freilich etwas sonderbar vor, denn alles bewegt sich hier in freien Formen, die dann auch etwas in's Wilde und Ungebundene übergehen. Ich war aber das Leben sogleich gewohnt. Mit noch einem Lehrer habe ich die Aufsicht über die oberste Klasse, wo lauter tüchtige, starke Köpfe sind. Ich habe meine Schüler schon alle als Freunde gewonnen, und wie sie es bezeugen, darf ich mich ihrer Zuneigung freuen. Ich passe gut zu ihnen, denn ich bin den freien Studententon auch noch gewohnt, den sie an mir bemerken."

Wie sehr es Stern darum zu thun war, den Ullmann, dessen Begabung und besseres Streben er erkannte, für Pestalozzi und dessen Arbeit zu gewinnen, erhellt aus einem Briefe vom 24. Februar 1817: „Du fühlst lebhaft das Bedürfniß, wo es dir fehlt und was der Zeit gebricht. Dein Wille, für die Noth zu leben und zu wirken, wird zunehmen, je mehr Dein Erkennen wird gegründet werden. Willst Du bald ein wirkendes Werkzeug für die

Menschenbildung werden, so ist es Dir unumgänglich nothwendig, daß Du bald hieher kömmst, um Dich an denjenigen Männern zu erleuchten und zu befruchten, die Organe des hier aufgegangenen Lebens sind. Aber Du mußt bald dazu thun, denn den künftigen Juli werden die Glieder in alle Welttheile zersprengt. Ich sage Dir, folge unbedingt meinem Rath, Du wirst mich Dein Leben hindurch darum loben." Ullmann hat diesem Drängen nicht nachgegeben, sondern ist seine Wege gegangen, die reich gesegnete gewesen sind.

Mitten aus seiner Thätigkeit heraus hat Stern, wie wir eben gehört haben, mit Ullmann Briefe gewechselt. Er that dies auf eine eben so begeisterte Weise an die Seinigen und noch an andere Bekannte. Pestalozzi hatte eine große Freude an dem wißbegierigen und thätigen jungen Manne, der so ganz in seine Ideen einging. Er übertrug ihm deßhalb nicht blos das Lateinische, sondern ließ ihn auch in Religion, deutscher Sprache und Naturgeschichte unterrichten. Unter den anderthalb hundert Knaben der Anstalt waren ungefähr fünfzig, welche Latein lernen wollten. Etwa dreißig waren Franzosen, die kein Deutsch verstanden, und Stern war des Französischen nicht mächtig. „Das machte mir eine große Bekümmerniß," sagt er, und wir glauben es ihm gerne. Er sonderte nun die deutschen Knaben aus, und die Franzosen überlieferte er den Unterlehrern, die Französisch verstanden, und ertheilte denselben täglich lateinischen Unterricht, worauf sie einen großen Werth legten. Pestalozzi brachte alle Tage einige Stunden mit Stern zu, um ihm die Grundsätze, nach denen der Unterricht in den alten Sprachen ertheilt werden sollte, mitzutheilen. Das war unserm Stern etwas Fremdes, aber er faßte Alles leicht, besonders weil er außer seinen Lehrstunden Lernstunden in allen Klassen nahm. Hier sah er einen bedeutenden Unterschied zwischen der Pestalozzi'schen und der Unterrichtsweise in Deutschland. Es setzte den aufmerksamen Candidaten in Verwunderung, wie selbstständig die Knaben in jedem Unterrichte arbeiteten und Alles mit Einsicht thaten; wie in jeder Klasse die Schüler nach ihren Kräften und Leistungen geschieden waren, und die Lehrer vortrefflich mehrere Abtheilungen neben einander in angestrengter Spannung zu erhalten wußten. Verständig und frei bewegten sich die Schüler und wurden ehrenhaft und schonend behandelt. Ein gewisses Selbstbewußtsein entwickelte sich in den Schülern. Das ersah man deut-

lich bei ihren Spielen am Ende des Sees. Eine Gewandtheit und Kräftigkeit zeigten sie hier, wie Stern behauptet, es nie bei deutschen Knaben gesehen zu haben.

Stern war noch nicht lange in Iferten, da kehrte auch Joseph Schmid wieder zurück. Er hatte früher weichen müssen, aber die Anstalt kam seit seiner Entfernung ökonomisch sehr zurück. Deßhalb drang Pestalozzi auf seine Rückkehr, kam aber auch seit jener Zeit ganz unter dessen Gewalt. Tüchtige Kräfte leiteten damals das Unterrichtswesen. Da stand Schmid, ein ausgezeichneter Rechenmeister, Leuzinger, später Professor in Koblenz, war tüchtig. Niederer unterrichtete die Confirmanden, Krüsi hatte die unteren Klassen und lehrte auf eine gemüthliche Weise. Blochmann gab Geographie mit großem Geschicke und auf sehr bildende Weise. Hientsch ertheilte den Gesangunterricht. Stern gab, wie wir schon gehört, Latein und noch andere Fächer. Um sich in den Anfangsgründen der Form- und Zahlenlehre auszubilden, setzte er sich zu den Füßen Krüsi's. Der lateinische Unterricht, den er ertheilte, hatte so sehr den Beifall des Altmeisters Pestalozzi gefunden, daß er fast täglich Fremde in dessen Unterrichtsstunden führte, um ihnen seine Methode vorzuzeigen. Schmid machte ihm einst die schmeichelhafte Bemerkung, daß er bisher noch Keinen gefunden habe, der sich so rasch in den Geist der Methode eingearbeitet hätte.

Es ist interessant, Stern über seine Methode, das Lateinische nach Pestalozzischen Grundsätzen zu lehren, zu vernehmen. Er sagt: „Hauptwörter des gewöhnlichsten Erfahrungskreises der fremden Sprache werden zusammengestellt. Mit diesen werden die kleinsten, einfachsten Sätze gebildet, hierauf Wortverbindungen, dann größere Sätze. Diese Sätze und Wortverbindungen werden verändert nach Zahl- und Zeitformen. Es werden kleine Umformungen gemacht vom aktiven Ausdruck zum passiven. Durch tägliches Vor- und Nachsprechen werden sie dem Gedächtnisse eingeprägt. Durch die Veränderungen, die mit ihnen vorgenommen werden, werden sie dem Gedächtnisse geläufig und der Schüler erhält eine ziemliche Freiheit, mit diesen Wörtern umzugehen. Nach und nach läßt man sie die Formveränderungen daran abmerken, indem man die Sätze und Wortveränderungen nach Formen wo möglich zusammengestellt hat. Erst wenn dies Alles zum Eigenthum des Schülers geworden ist, wird von ihm eine Uebersicht oder ein Rahmen über die Formverhältnisse aufgestellt und er wird nun angeleitet, dar-

nach die Wörter und die verschiedenen Formen zu setzen, während dessen man mit ihm kleine Lesestücke von anziehendem Inhalte behandelt. Beim Uebersetzen der Lesestücke hält man ihn an, die Wörter so zu übertragen, daß im Deutschen die Formen genau gegeben werden; und dann übt man den Schüler so lange, bis er Fertigkeit gewinnt, aus dem Lateinischen in's Deutsche und umgekehrt zu übersetzen. Der Lehrer ist ihm dabei Wörterbuch und Grammatik. Wo neue Formen vorkommen, die bisher nicht da waren, läßt er sie besonders bemerken und an die Uebersicht der früheren Form-Verhältnisse anschließen. Das Feinere über die Sprachverhältnisse wird allmählig daran angeschlossen."

Ueber die Zweckmäßigkeit einer solchen Behandlung der alten Sprache kann man verschiedener Ansicht sein. Stern erlebte die Freude, daß kräftig entwickelte Knaben von 15 und 16 Jahren schon in etwas mehr als einem Jahre im Stande waren, einen lateinischen Schriftsteller mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen. Ein junger Amerikaner, der den lateinischen Unterricht genossen hatte, schrieb ihm nach Jahren einen Dankbrief; derselbe schreibt: „Ich muß Ihnen sagen, daß mein Latein mir sehr nützlich war. Auf dem Schiff war ein spanischer Herr, der weder Englisch noch Französisch sprechen konnte, und ich hatte Latein mit ihm zu sprechen. Es ging sehr wohl, wir verstanden einander wohl." Pestalozzi wußte, was Stern in diesem Fache leistete. Da war es denn nicht recht, daß er fast jeden Tag Schüler aus dessen Unterricht nahm, um sie im Garten arbeiten zu lassen. Als sich Stern bei ihm über solche Störung des Unterrichts beschwerte, erwiderte er ganz kaltblütig: „Wenn man Dir nicht Schüler aus der Schule nehmen darf, ohne daß sie im Unterricht zurückkommen, so taugt all Dein Unterricht nichts."

Stern gab sich ganz und gar der Anstalt hin. Deßhalb redete ihn Pestalozzi mit dem vertraulichen Du an, womit er alle die Lehrer beehrte, die er lieb hatte. Stern nahm an Allem Theil und schlief unter den Knaben. Er arbeitete in ihrer Mitte, und führte die Aufsicht, auch wachte er des Nachts, wenn die Reihe an ihn kam, gerade wie die Erwachsenen, nämlich solche Jünglinge, die sich bei Pestalozzi ausbildeten und von ihm Kost und Wohnung erhielten, wofür sie aber auch die niedersten Dienste im Hause verrichten mußten. Dabei war es dem verleugnungsvollen Stern ganz wohl. Die Lehrer hatten ihn deßhalb auch alle lieb, noch

mehr aber die Knaben, denen er sich ganz zu ihren Arbeiten und ihren Spielen hingab.

Hier in Iferten erwachte wieder stark seine Liebe zu den Naturwissenschaften. Er machte viele Ausflüge auf die nahen Hügel. In den Thälern bei Granson wachsen die schönsten Frühlingspflanzen. Dort sammelte er emsig. Mehrere Lehrer hatten tüchtige Kenntnisse in der Naturgeschichte. Von ihnen eignete er sich Vieles an. Weil im Sommer Ferien waren, so benützte der muntere Fußgänger diese Gelegenheit, fast die ganze Schweiz kennen zu lernen. Einmal suchte er das prächtige Berner Oberland auf, hauptsächlich um der Pflanzen und der Gebirgsarten willen, die er erforschte. Ein anderes Mal baten ihn sechs der ältesten Knaben, mit ihnen das Chamouny-Thal zu besuchen. Sie kamen auch auf das Eismeer des Montblanc. Gerade senkte sich ein Adler nieder, als sie mit Lebensgefahr über die Gletscher setzten. Er sammelte hier und anderwärts Pflanzen und Mineralien und brachte nach und nach eine reiche Sammlung zu Stande.

Wenn man denken würde, daß Iferten eine christliche Anstalt gewesen wäre, würde man irren. Das konnte man schon daran sehen, daß sehr wenig Kenntniß von der h. Schrift in ihr genommen wurde. In den Religionsstunden, welche Stern zu ertheilen hatte, nahm er einzelne Kapitel aus den Evangelien, sowie einige Geschichten des alten Testamentes vor. Er sagt in seinem Diktate: „Wir waren Alle im Bann durch den Religionsunterricht, welchen Pfarrer Niederer den Erwachsenen, den größeren Töchtern seiner Anstalt und den Confirmanden ertheilte, woran auch ich Theil nahm." Niederer hatte die naturphilosophischen Gedanken Schelling's in sich aufgenommen, und darnach behandelte er die h. Schrift. Da brachte er es in einem halben Jahre nicht einmal über das erste Kapitel der Bibel hinaus. Der Mann schwebte mit seinen Gedanken zwischen Licht und Finsterniß. Niemand hatte Etwas davon. Seine Schüler blieben vor der h. Schrift stehen, Niederer stand davor „mit seinen scheinbar tiefen Gedanken wie mit einem flammenden Schwerte," sagt Stern. Keiner wagte es, über die göttlichen Dinge selbst zu denken, Keiner hatte Licht. Die Morgen- und Abendandachten hielt Pestalozzi gewöhnlich selber. Fast jedes Mal betonte er die selbstverleugnende Liebe Jesu als Vorbild für uns. Man hörte dem alten Manne gerne zu, weil man ihm abfühlte, daß er es redlich meinte und

selbstverleugnende Liebe übte. Zum Schlusse las er oft ein Lied von Gellert. Bei den Lehrern ging er gewöhnlich herum und erkundigte sich, welche Fehler den Tag über zum Vorschein gekommen seien. Diese berührte er in der Abendandacht. Man sang zum Anfang und Schlusse der Andacht auf liebliche Weise meistens Lieder von Nägeli. Der Gottesdienst am Sonntag wurde von Niederer und den Theologen der Anstalt gehalten. Auch Stern hielt ihn. Sie lasen ihre Predigten ab. An den Festtagen ging man in die Stadtkirche, in welcher der Gottesdienst französisch gehalten wurde. Einen tiefen Eindruck machte der jährliche Buß- und Bettag der Schweiz auf Stern. „Es wurde den ganzen Tag Gottesdienst gehalten; zwischen den Predigten und Gebeten wurden Abschnitte aus der h. Schrift gelesen; alle Wirthshäuser waren geschlossen; Niemand bekam Etwas in solchen. In der Anstalt wurde eine ganz geringe Obstspeise dargereicht.

Pestalozzi schenkte seinem Lehrer Stern ein solches Vertrauen, daß er ihn bat, einen Deutschen zu berufen, welcher die griechische Sprache methodisch lehren könne. Er schrieb an seinen Freund Dr. Marx in Heidelberg, der später Hofrath am Carolinum in Braunschweig geworden ist, einen älteren Freund, Moritz Volz, zu dieser Stelle aufzufordern. Marx schrieb zurück, daß derselbe katholisch geworden, in ein Karthäuserkloster getreten und gestorben sei. Dagegen bot sich Marx selber an, da er Philolog war. Er kam, und bald nachher Schnyder von Wartensee, der den Gesangunterricht übernahm. Schnyder, ein großer Naturfreund, gewann Marx für die Naturwissenschaften. Ohnehin war Marx ein tüchtiger Mathematiker und warf sich jetzt mit Eifer in das Studium der Physik und Chemie. Mit Pestalozzi's Mitteln richtete er ein kleines physikalisches Kabinet und chemisches Laboratorium ein. Auch Stern nahm mit Eifer daran Theil, und Pestalozzi unterhielt sich gar gerne mit Marx über die Wissensschätze.

Als Alles im besten Gange war und die Anstalt neu aufblühte, was geschah? Zum Erstaunen Aller sagte sich Niederer öffentlich von der Anstalt los und zwar bei der ernsten Begräbnißfeier der Gattin Pestalozzi's. Schon vorher hatte sich Krüsi losgetrennt, Blochmann, Ramsauer, Göldi, Leuzinger hatten ebenfalls die Anstalt verlassen, freilich diese Letzteren, weil sie ehrenvolle Berufungen erhalten hatten. Die Hauptursache, weßhalb diese älteren Freunde Pestalozzi's sich trennten, lag in dem Wirken

Schmid's, dem der Greis sein volles Vertrauen geschenkt hatte. Wir haben schon gehört, wie zerrüttet die ökonomischen Verhältnisse der Anstalt waren. Da stellte Schmid allerdings seinen Mann, welcher Ordnung zu machen im Stande war, aber die Mittel, welche er gebrauchte, wurden von den älteren Freunden mißbilligt. Stern stimmte nicht mit ihrer Trennung überein und glaubte, daß, wenn sie ausgeharrt, sie doch einen Einfluß auf die Leitung der Anstalt behauptet hätten. So kam aber der schwache Greis ganz in die Hände Schmid's. Schmid war ein fataler Charakter, man mußte sich vor ihm in Acht nehmen, er hatte Augen wie ein Sperber und zog gerne alles ins Gemeine und Selbstsüchtige. Doch meint Stern, daß man mit ihm auskommen konnte, wenigstens er fand alle Unterstützung bei ihm. Schmid war ein bedeutender Lehrer und brachte seine Schüler vorwärts, er konnte vier Abtheilungen zu gleicher Zeit beschäftigen, ohne daß eine die andere störte. Man darf nach Stern's Ansicht nicht verkennen, daß Schmids Bestreben dahin ging, den greisen Pestalozzi vor Nahrungssorgen zu schützen und ihm ein angenehmes Alter zu bereiten.

Stern hatte mit aller Freudigkeit an Pestalozzi's Werk noch nicht zwei Jahre gearbeitet, da trat eine schwere Versuchung an ihn heran. Wir erinnern uns noch an die Aufmerksamkeit, welche der Studiosus in Tübingen bei dem Herrn von Wangenheim gefunden hatte. Dieser Herr war inzwischen zum württembergischen Minister aufgestiegen und suchte einen Hofmeister für den jungen Prinzen Alexander, einen Sohn des Herzogs Louis und der bekannten Herzogin Henriette. Da fiel ihm als die geeignetste Persönlichkeit der Candidat Stern ein, den er ja in das Institut Pestalozzi's gebracht hatte. Er trug nun dem Prinzenerzieher Kieser auf, nach Iferten zu schreiben und Stern den Antrag dieser günstigen Stellung zu machen. Kieser entledigte sich seines Auftrags, doch wollte Stern die näheren Bedingungen wissen, um dann seine Entscheidung zu treffen. Die äußeren Bedingungen, was die Besoldung betraf, lauteten günstig, und es war ihm Aussicht auf eine gute Pfarrei eröffnet, wenn er als Erzieher aushalte. Weil Kieser in gleichen Schuhen steckte, indem er Erzieher der Prinzen von Holstein-Oldenburg war, so gab er in seinem Briefe vom 10. April 1817 dem Candidaten zu bedenken, daß er eben ganz an den Prinzen gebunden sei. Er schilderte sehr eingehend das

Verhältniß, in das er eintreten würde. „Ich hielt es für Pflicht, als ehrlicher Deutscher und als Christ Ihnen nach meiner Ueberzeugung zu sagen, was ich wußte,“ schreibt Kieser. Er wagte nicht, Stern zu einem Ja oder Nein zu rathen. Derselbe war aber bald entschieden. Er ging mit dem Briefe zu Pestalozzi und ließ ihn denselben lesen. „Willst Du dem Volk dienen oder willst Du ein gutes Leben haben?“ fragte er den Schwankenden. „Ich will meinem Volke dienen,“ war seine Antwort. „Nun gefällst Du mir,“ sagte der Greis, und nach Stuttgart ging eine ablehnende Antwort.

In jene Zeit fiel eine prächtige Reise. Auch Marx konnte sich nämlich mit Schmid nicht vertragen und nahm deßhalb seinen Abschied von Iferten. Stern begleitete seinen Freund bis zum Genfer See. Marx wollte die Gelegenheit, die Schweiz und ein Stück von Oberitalien zu sehen, nicht vorbeigehen lassen, bat aber Stern, ihn zu begleiten. Mit Pestalozzi's Urlaub für Stern ging's wohlgemuth durch den Kanton Wallis, über den Simplon nach Italien. Da lag's denn in seiner unvergleichlichen Schönheit, das Land, wo die Citronen blühen, mit seinem prächtigen Laco maggiore. Zurück reisten die Beiden über den St. Gotthard nach Luzern. Hier trennten sich die Freunde. Ueber Bern kam Stern zur Pfingstzeit nach Iferten zurück. Auf der Reise ging es ihm einige Male recht hinderlich, denn er hatte keinen Paß, und damals sah man streng auf einen solchen Ausweis. Drei Mal, erzählt er, wurde er eingesetzt, aber jedesmal löste sich die Sache so auf, daß er weiter ziehen konnte.

Es ist eine rühmliche Seite des Charakters unseres Freundes, daß er bei Pestalozzi so lange aushielt, als sein Urlaub von drei Jahren lautete, obwohl ihm von den Lehrern, die sich von der Anstalt getrennt hatten, stark zugesetzt wurde. Von den Briefen, die damals an Stern gingen, kann ich nicht umhin, wenigstens aus einem Einiges mitzutheilen. Er ist von Blochmann, aus Wiesbaden vom 11. Januar 1817 geschrieben. Er nahm seine Reise über Mosbach und kann nicht genug rühmen, was für Liebe er in der Stern'schen Familie gefunden habe. „Deine guten Eltern,“ schreibt er, „überhäuften mich mit Freundschaft, ich aß ein Paar Mal bei ihnen, und da mußte ich denn haarklein Alles, was ich nur wußte, von dem lieben fernen Sohne und vom Leben in Iferten erzählen. Ja Deine sorgsame liebe Mutter fragte bis aufs

Essen, Deine Kleider und Wäsche nach, was mich als Bild einer sorglichen, lieben, ächt deutschen Mutter so ergötzte, daß ich Dich ad vivum zu conterfeien suchte." Auf ähnliche Weise schilderte er auch den Vater Stern, der damals kränkelte, und schließt: „Kurz das ganze Stern'sche Haus ist kreuzbrav und lieb." Es ist für die Leser gewiß von Interesse, zu hören, was Blochmann, der nicht ohne Kenntniß des tieferen Mangels der Ifertener Anstalt war, über die Krisis jener Zeit schreibt: „Von den neuen Stürmen und daß Ihr nun in die Schranken getreten seid, habe ich im Allgemeinen von Ackermann erfahren. Es ist Beweis von der Güte des Lebens dort, daß es das Geschwür durchaus herauszutreiben strebt. Der Kampf muß entscheidend werden, sonst wird er nur wieder neu und größer. Laßt Euch, das ist meine herzliche Bitte, in kein Concordat und Unterwerfung unter die Entscheidung gewisser Schiedsrichter ein, am wenigsten derer, von welchen Ackermann nur gesprochen. Schmid's ganze Tendenz ist unchristlich und dem wahrhaften Geist der Methode schnurstracks entgegen. Das ist genug, daß Ihr seine Entfernung fordert oder selbst, Gott die große Entscheidung anheimstellend, mit ungebeugtem Willen und Urtheil abtretet. Mir ist's, seitdem ich aus dem Conflict getreten, vollkommen klar geworden, daß das Leben in der letzten Zeit dort ohne Christus, ohne Heiligung und Erlösung war und immer mehr dem Teufel zufiel. Pestalozzi aber trägt den Schmid auch in sich, nicht blos außer sich; und überwindet er durch Gottes Gnade den inneren nicht, vollzieht er nicht das große Werk der Versöhnung und endet den Kampf der streitenden Nachtseite in ihm mit dem Göttlichen seiner Natur, wird er nicht erlöst sein durch Christus, so stirbt ihm auch der äußere Schmid nicht ab, und es wäre, ginge auch dieser fort, deßhalb noch kein Friede in ihm und um ihn. Die Wurzel all dieses Unheils liegt tiefer — aber Gott hat wohl selbst den Kampf aufs höchste geführt, damit dem großen Herzen Durst und heißes Bedürfniß nach endlicher Erlösung werde, die nur in Christo ist, damit er nicht in die Grube fahre ohne vollendeten Sieg und errungenen Frieden. Ich glaube zu Gott, der Zeitpunkt seiner Erlösung ist nahe; Gott selbst wird durch Christum dies große Werk an ihm vollbringen, ehe er stirbt. Bis dahin aber bestehet im Kampfe und seid wach gegen des Bösen List und Gewalt, setzt das Aeußerste dran, um das Höchste mit gewinnen zu helfen."

6.

Rückblick auf die Yverdüner Erfahrungen.

Schon Anfangs Januar 1817 schrieb Kirchenrath Sander, der Stern mit Mühe einen dreijährigen Urlaub erwirkt hatte, daß die Behörde wegen Mangels an verfügbaren Candidaten genöthigt sei, ihn einzuberufen, ehe diese drei Jahre abgelaufen seien. Aber Stern, der so gerne noch länger in Iferten gearbeitet hätte, suchte sich durch eine Eingabe bei der Kirchensection, wie damals der Oberkirchenrath hieß, die drei Jahre Urlaub voll und ganz zu erkämpfen. Gegen Ende Juni schrieb ihm Sander abermals: „Sie sollten es jetzt nicht so genau auf Spitz und Knopf mit uns nehmen, da wir uns in größter Verlegenheit befinden.“ Die verfügbaren Candidaten reichten gerade für die Stellen aus, die zu besetzen waren. Er gab das Verbleiben bis in die Mitte des Septembers zu. „Ihr Vaterland hat Ihnen beinahe volle drei Jahre zu auswärtigem Dienst und Ihrer besseren Convenienz dabei alles schon damaligen eigenen Bedürfnisses ohngeachtet bewilligt, so werden Sie ihm auch $1^1/_2$ Monat zu gut thun können. Es wäre mir leid, wenn Sie uns auch bei diesem letzt möglichen Nachsehen doch in den Fall setzen wollten, auf eine andere Fürsorge für jene Stelle Bedacht zu nehmen.“ Das war doch wirklich eine freundliche, ich möchte sagen, väterliche Art, den Candidaten Stern zu bestimmen, ins Vaterland zurückzukehren und sich verwenden zu lassen. Da konnte er nicht mehr länger in Iferten bleiben, so schwer es ihm auch wurde, die Anstalt zu verlassen. Wir können sie aber auch nicht mit ihm verlassen, ohne mit ihm einen Rückblick auf seine Erlebnisse daselbst, wenigstens in wichtigen Angelegenheiten zu thun.

Das Schloß Yverdun und die Umgegend, die ihm anfänglich gar keinen günstigen Eindruck gemacht hatte, war ihm außerordentlich lieb geworden. „Ich hatte hier,“ schreibt er, „ein neues geistiges Leben und die Befähigung gewonnen, der Jugend dienen zu können. In allen Fächern hatte ich mir die Unterrichtsweise angeeignet, in der man unterrichten sollte.“ Auch suchte er im

letzten Jahre für seine musikalische Ausbildung zu sorgen. Nägeli's Lehrgang im Gesangunterricht hatte er ganz durchgemacht, so langweilig er auch war. Das gestaltete sich viel besser, als er mit einem Musiklehrer bekannt wurde, der für seine spätere Wirksamkeit so wichtig wurde. Es war Joseph Gersbach von Säckingen. „Dieser Mann," sagt Stern, „fiel mir außerordentlich auf in seiner altdeutschen Tracht. Er trug lange zurückgeschlagene kastanienbraune Haare mit einem röthlichen Backen- und Halsbart, eine schwarze Sammtmütze ohne Schild, einen kurzen grauen Rock mit stehendem Kragen und einer Reihe Knöpfe. Dabei machte er das ernsthafteste Gesicht, dennoch aber war der Blick seiner Augen außerordentlich mild und lieblich und sein Mund von den freundlichsten Zügen. Was ich an ihm sah und von ihm hörte, befremdete mich, zog mich aber zu ihm hin." — Gersbach hatte eine eigenthümliche Tonlehre schon damals ausgearbeitet, er gab einen eigenthümlichen Gesangunterricht und sang selber sehr schön. Damals war der eigentliche Musiklehrer im Institut der bekannte Schnyder von Wartensee und bei ihm hatte Stern Compositionslehre. Er glaubte ihn zu betrüben, wenn er von ihm abspränge und bei Gersbach Unterricht nähme. Da traf er einen Ausweg und nahm bei ihm Unterricht im Flötenblasen. Einmal fragte Gersbach seinen Schüler, wozu er eigentlich das Flötenblasen lerne. Da erklärte derselbe, daß es wegen Schnyder aus Verlegenheit geschehe. „Es ist gut," sagte Gersbach, ging an's Klavier, das Stern gemiethet hatte, und fing alsbald an, ihn in seinem eigenthümlichen Unterrichtsgange zu belehren und im Singen zu üben. Stern freute sich sehr darüber und eignete sich die Tonlehre nach und nach ganz an. Auch prägte er sich Gersbach's übliche Kinderliedchen und Volkslieder ein. Hier lernte er Uhland's und Rückert's Lieder, in denen der neue deutsche Geist athmete, kennen. Stern wurde ein entschiedener Deutscher und es widerte ihn an, daß die Waadtländer noch immer an Napoleon hingen, obwohl derselbe vom Throne gestürzt war und sich in St. Helena auf seine Vergangenheit besinnen konnte. Wenn Stern im Schlosse zu predigen hatte, so that er es in der Sprache der Propheten des Alten Bundes und hob die Gerichte Gottes über den Tyrannen aufs stärkste hervor. Einmal hatte ein Elsässer, der ganz vom Franzosengeist eingenommen war, dem Redner den Tod geschworen und ging ihm mit geladener Pistole nach. Stern erzählt nicht, wie das Verbrechen vereitelt wurde.

Es betrübte unsern wackern Deutschen gar sehr, daß die übrigen Deutschen in Iferten bei dem Aufschwunge in Deutschland, namentlich in Preußen, so gleichgültig blieben. Namentlich schickte die preußische Regierung eine Reihe Männer zu Pestalozzi, sich dessen Methode anzueignen und sie in ihrer Heimath einzuführen, in der Ansicht, daß nur durch eine bessere Erziehung und Bildung der Jugend unserem Volke aufgeholfen werden könne. Besonders solle man sich der Armen annehmen, um sie aus ihrem elenden Zustande herauszuführen. Fast überall sah man ein, daß das Bildungs- und Unterrichtswesen von den Volksschulen an bis zu den Universitäten hinauf im Argen liege; die Bildung sei nur eine Scheinbildung und daß ein rechter Untergrund fehle. Während Stern noch in Iferten in voller, begeisterter Thätigkeit stand, kamen Männer aus Deutschland nach Iferten, um sich mit dem Unterrichtsverfahren und dem Bildungswesen Pestalozzi's bekannt zu machen. Da lernte er den Dr. Heinrich Dittmar kennen, der späterhin so einflußreich auf Stern wirken sollte. Diese Männer begannen ihre Arbeit für Jugendbildung in Würzburg.

Pestalozzi unterhielt sich öfters mit seinen Lehrern darüber, wie unverantwortlich es von den höheren Ständen wäre, daß sie den geringen Leuten keine Mittel böten, ihre geistigen Anlagen und Kräfte zu entwickeln. Solche Gedanken flogen wie Feuerfunken in die Herzen der jungen Lehrer, so daß es ihr Vorsatz wurde, dem niedergedrückten Volke zu einer besseren Lage zu verhelfen. Natürlich war das Mittel dazu nicht das Evangelium, sondern die Pestalozzi'sche Methode. Darin fanden sie eine Erweckung des Sinnes für das, was wahr, recht und gut ist. Wenn die Jugend darin geübt würde, könne es, meinten sie, nicht fehlen, daß sie sich dereinst für das entscheiden, was ihr Wohl erheische. „Wir meinten," sagt Stern, „daß der Mensch vor Allem bewahrt werden könnte, was sein sittliches Verderben zur Folge hat, wenn er zu einer geistigen Selbstbestimmung und zu einer vernünftigen Wahl bei seinen Entschließungen gebracht werden könnte, so jedoch, daß man ihn auf alle Weise nützlich beschäftigte, wodurch gedankenloses Gaffen, Herumschlendern, eitle Maulbraucherei und oberflächliches Geschwätz ihm zuwider werden sollte. Zur Liebe zu Gott sollten Kinder und Erwachsene dadurch gebracht werden, daß man ihnen wahre, selbstverleugnende Liebe beweise, so daß sie an die ewige Liebe, die sich in der Erscheinung Jesu verherrlicht habe, glauben

lernten. Der Grundsatz stellte sich in uns in dem Umgang mit Pestalozzi fest, daß ein selbstsüchtiger Mensch Andere nicht erziehen und bilden könne und daß nur der Mensch auf Gottes Segen hoffen und darum bitten könne, der in wahrem Wohlwollen zum Dienst Anderer sich opfere. Besonders zeigte uns Pestalozzi, wie alle die, welche ihre eigennützigen Vortheile verfolgen, sich Ehre, hohe Stellung, Macht und Reichthum zu erwerben suchen, den Fluch aller derer auf sich laden, die unter ihnen zu leiden haben und in dem Gebrauche ihrer Menschenrechte verkürzt werden."

Nach Tisch sammelte Pestalozzi gewöhnlich die Lehrer, die gerade keine Aufsicht zu führen hatten, um sich und ließ ihnen eine Tasse Kaffee reichen. Bei dieser Gelegenheit unterhielt er sich auf die offenste, ungebundenste Weise mit ihnen über alle menschliche Angelegenheiten und öffentliche Vorgänge, was für sie sehr belehrend und erwecklich war. An ihm hatten sie ein leuchtendes Vorbild aufopfernder Liebe, er suchte nichts für sich. Wenn ihm Jemand durch ein Geschenk Freude zu bereiten suchte, so theilte er sie mit seinen Freunden. Es war ihm eine wahre Lust, Andere zu erfreuen. Wem er begegnete, dem bot er die Hand. Jeder Knabe mußte ihm in das Gesicht sehen, und fast jedem sah er an, was in ihm vorging und besprach sich mit ihm auf die herzlichste Weise. Da fehlte auch nicht Scherz, zuweilen auch feiner Spott, jedoch ohne zu kränken. In aller Frühe, schon Morgens um 2 und 3 Uhr mußten die Erwachsenen vor seinem Bett erscheinen, und dann diktirte er, was er drucken lassen wollte. Ramsauer, den er oft benützte, wußte von diesen Nachttouren zu erzählen.

Obwohl Pestalozzi die aufopferndste Liebe bewährte und auch manche Zöglinge und Lehrer eine hingebende Liebe zeigten, so gelang es ihm doch nicht, die Arbeiter seiner Anstalt in aufrichtiger, sich selbst vergessender Liebe zusammen zu halten. Im Gegentheil klagten sie einander gegenseitig an. Namentlich war Joseph Schmid die Zielscheibe ihrer Angriffe. Einige stellten ihn als den wahren Satan dar, welcher in Pestalozzi die Selbstsucht nähre und ihn verhindere, sich zu den höheren Gedanken für das Heil des Menschengeschlechts emporzuschwingen. Schmid bringe ihn dahin, daß er nur das als von ihm erfundene Methode gelten lasse, was von ihm ausgegangen sei. Stern ging einmal auf den Speicher, um nach einem Lehrmittel zu suchen, das er brauchte.

Da erschrack er nicht wenig, als er einen Sarg sah. Er ging rasch die Treppe herunter, um sich bei den Lehrern zu erkundigen, was das bedeute. Hier wurde ihm der Aufschluß. Als vor dem Eintritt Stern's in der Anstalt die Streitigkeiten unter den Lehrern nicht aufhören wollten, ließ Pestalozzi einst mitten in die Lehrerversammlung diesen Sarg stellen, und bedeutete ihnen damit, wohin sie ihn brächten, wenn sie nicht einig würden und das Parteiwesen fortsetzten. Freilich kannten weder Pestalozzi, noch seine Lehrer etwas Höheres, das die Leute zu einem gemeinsamen Zwecke verbinden und dahin bringen müsse, daß Einer des Andern Schwächen und Gebrechen trage, und Keiner Wohlgefallen an sich selber habe. Wir dürfen eben nie vergessen, daß die Iferter Anstalt keine christliche Anstalt im tieferen Sinne war. Auch ein starker eiserner Wille bringt das nicht fertig. Das sah Stern, als er einmal die Anstalten des Emanuel von Fellenberg in Hofwyl besuchte. Dieser Mann regierte mit Sicherheit und Ordnung, aber die Liebe seiner Lehrer und Zöglinge konnte er sich nicht erwerben. Das fand Stern bei einem Feste, dem er anwohnte. Nach dem Abendessen, als die Knaben zu Bett geleitet waren, blieben die Lehrer und die erwachsenen Jünglinge, welche die Landwirthschaft erlernten, bis gegen Mitternacht beisammen. Da hätte man hören sollen, wie es über Fellenberg losging. Kaum Einer sprach mit Wohlwollen und Anerkennung von ihm. Das war doch bei Pestalozzi anders. Wenn auch die Lehrer unter einander sich nicht liebten, so liebten doch Lehrer und Zöglinge den Hausvater wegen seines aufopfernden Sinnes als ihren väterlichen Freund. Jeder hätte ihm ein Opfer gebracht. Hatte doch Pestalozzi Alles aufgeopfert, um seine Bestrebungen zu fördern. Sogar das Vermögen seiner Frau, das in 80000 Gulden bestand, floß allmählig hinein.

Hören wir unsern für Pestalozzi sonst sehr eingenommenen Stern, was er schon damals an dem Greise auf schmerzliche Weise auszusetzen hatte. Es betrifft dessen religiöse Richtung. „In engeren, vertraulichen Unterredungen fiel mir der beschränkte Verstand Pestalozzi's auf, der in einzelne christliche Wahrheiten sich nicht finden wollte. Ich war innerlich so gerichtet, daß ich die Wahrheiten der Offenbarung gerne geglaubt hätte und sie auch ohne Bedenken annahm, wo ich sie mit Glaubensfreudigkeit aussprechen hörte. Wenn man mir aber mit Zweifeln an die-

selbigen entgegentrat, so machte es auf mich einen niederschlagenden Eindruck und that mir wehe, denn ich war nicht im Stande, sie zu heben. So befremdete es mich, als ich manchmal hörte, daß er die Lehre der Dreieinigkeit ablehnte, daß er Jesum mehr als einen Menschen behandelte. Mit Befremden hörte ich die Aeußerung von ihm, daß er den Glauben seines verstorbenen Freundes Lavater sehr schätze, nur könne er nicht annehmen, was dieser fest geglaubt hätte, daß man sich im Gebet wunderbare Hülfe erflehen könne, und daß auch jetzt noch Wunder geschehen können. Bei all den geistreichen Unterhaltungen, die man bei Pestalozzi hatte, blieb doch immer noch eine Leere im Herzen zurück und eine Unbefriedigtheit, die ich selbst in meinem damaligen Zustand fühlte." Besonders that ihm eine Aeußerung des Pestalozzi wehe. Derselbe unterhielt sich einmal lange mit Marx, Stern's Freund, über die Männer der Vorzeit und über das, was er verfolge. Früher habe man den Grundsatz aufgestellt, daß man zuerst beten und dann arbeiten müsse, er aber habe die Erfahrung gemacht, daß es umgekehrt gehen müsse, zuerst müsse man arbeiten, und erst hernach solle man beten. Wohin ihn übrigens dieser Grundsatz gebracht hat, das zeigt sein Leben und Wirken auf eine ernst belehrende Weise. Stern konnte auch das mit der Größe dieses Mannes nicht vereinigen, daß er, wenn ein untergeordneter Arbeiter der Anstalt seine Schuldigkeit nicht that oder Etwas versah, in einen fürchterlichen Zorn ausbrach und schreiend und tobend das Haus durchzog.

Der richtige Beobachter, der so große Stücke auf den berühmten Pädagogen hielt, dachte, so Etwas sollte bei einem solchen Manne nicht mehr vorkommen. „Ich vermißte eine göttliche Kraft, die das empörte Gemüth niedergehalten hätte. Ich fand keine Fassung, so daß der, welcher Ursache zu zürnen hatte, sich selbst darüber gebeugt und gedemüthigt hätte." Stern setzt freilich bei: „Solche Forderungen stellte ich an Andere, selbst aber vermochte ich solche Fassung nicht zu beweisen. Es konnte auch vorkommen, wie Raumer erzählt, daß dieser Mann mit einem Fluche, wie etwa „Donnerwetter" um sich warf. Bei dem Tode seiner Frau legte er seinen Schmerzen keine Schranken auf. Er ging mit der Todten wie mit einer Lebenden um, herzte sie, weinte wie ein Kind, „ich hörte aber keine Aeußerungen über seine Hoffnungen für das künftige Leben," sagt Stern. Es ist aber auch nicht zu verwundern, daß Pestalozzi

sich so benahm. Er stand eben dem positiv-christlichen Glauben ferne. Unter den nachgelassenen Papieren Stern's ist auch ein Aufsatz von ihm gerade über diesen Punkt mit der Ueberschrift: „Pestalozzi und seine Lebensbestrebungen." Er beleuchtet darin die Schrift eines Pfarrers Burkhart: War Heinrich Pestalozzi ein Ungläubiger? Burkhart natürlich hält ihn für einen gläubigen Christen. Es kommt freilich Alles darauf an, was nach der Schrift darunter zu verstehen ist. Vernehmen wir Stern's richtige Anschauung darüber: „Wenn unter einem Christen oder Gläubigen ein solcher verstanden wird, den die heilige Schrift für die Urkunde der Offenbarung Gottes hält und der von Herzen den als seinen Retter und Erlöser annimmt, der die h. Schrift alten und neuen Testaments offenbar macht und der eben durch den Glauben an diesen Erretter sich für einen Geretteten und gerecht Gewordenen hält, und dies sein erfahrenes Heil durch das neue Leben in der Zucht des heiligen Geistes zu erkennen gibt, so kann wohl Heinrich Pestalozzi nach dem, was der Geschichte von seiner Person und seinem Leben bis zu den letzten Tagen desselben angehört, nicht für solchen gehalten werden. Was aber in seinen letzten Tagen und auf seinem Kranken- und Todtenbette noch in ihm mag vorgegangen sein, ob er nicht noch zerbrochenen Herzens in starkem, festem Glauben seinen Herrn und Heiland ergriffen und auf ihn und sein Verdienst allein sein ganzes Vertrauen gesetzt habe, so daß auch dieser Greis dem Todesüberwinder noch zur Siegesbeute gegeben worden ist, ist uns unbekannt und darüber erlauben wir uns kein Urtheil, wünschen aber von Herzen, daß er als ein Erlöster oder doch als ein nach Erlösung Sehnsüchtiger und nach Gnade und makelloser Gerechtigkeit Hungernder von dieser Erde, die für ihn doch nur ein Jammerthal war und nur Kampf und Mühe bot, geschieden sei." Wenn Pfarrer Burkhart hervorhebt, daß Pestalozzi lauter, kindlich, aufrichtig, uneigennützig und aufopfernd in der Liebe zu den Brüdern gewesen sei, um daraus den Gläubigen in Pestalozzi nachzuweisen, so macht Stern mit Recht darauf aufmerksam, daß der natürliche Mensch fähig ist, also zu sein, ohne daß der allwissende Gott, vor dem Alles bloß und entdeckt ist, an der Gesinnung eines solchen Menschen sein Wohlgefallen haben kann. „Denn alle diese Liebesthätigkeiten und Aufopferungen können aus dem selbstsüchtigen Bestreben der verderbten Menschennatur hervorgehen, daß der Mensch vor seinem Geschlechte Etwas sein und leisten, daß er einen Adel

der Seele und Hochherzigkeit an den Tag legen und die gemeinen, niederträchtigen und selbstsüchtigen Seelen, die um ihn her sich finden, beschämen will, daß er den Ruhm sich erwerben will, Anderen zu einer ehrenhafteren Existenz und zum Gefühl ihrer Menschenwürde und zum Genusse ihrer Menschenrechte zu verhelfen. Welche Triebfedern in dem Herzen Pestalozzi's gewaltet haben, wollen wir, die wir keine Herzenskündiger sind, nicht bestimmen, jedoch hielte es nicht schwer, aus den Schriften Pestalozzi's nachzuweisen, was sich in dem Grunde seines Herzens geregt und ihn zu Liebesthaten und Aufopferungen getrieben habe. Das aber wissen wir aus dem Worte Gottes, daß, was von dem Fleische kommt, Fleisch sei; daß aber alles Fleisch sei wie das Gras und alle Herrlichkeit wie des Grases Blume."

„Werfen wir noch einen Blick auf Pestalozzi und suchen wir uns ein Bild von ihm in seiner Beziehung zum Christenthum zu entwerfen, so finden wir in ihm einen Mann, der in guten, frommen Sitten aufgewachsen ist, in dessen Herz Gottesfurcht und Gottvertrauen gepflanzt war, dessen Geist von christlichen Wahrheiten befruchtet, dem die Bibel ein theures, heiliges Buch war. Daß er aber dem Zuge des Vaters zum Sohne hin in seinem Herzen Raum gegeben hätte, daß er arm im Geiste geworden und als ein Mühseliger und Beladener zum Kreuze des Erlösers gekommen wäre, sich seine Seligkeit aus Gnaden ohne alles Verdienst eigenen Bestrebens hätte schenken lassen, und daß er nach einer bessern Gerechtigkeit als nach der eigenen getrachtet hätte, — das können wir mit guter Ueberzeugung von ihm nicht sagen. Was ihm dazu im Wege gestanden sei, was diesen ernsten, eifrigen Geist, der einen starken Willen geoffenbaret, abgehalten hat, daß er nicht zur vollen Erkenntniß und Erfahrung der seligmachenden Wahrheit kam, mag zum Theil die Schuld der damaligen Zeit sein, die in ihrer neologischen Richtung vom Glaubensboden abgekommen war, Christum verloren hatte, und der die Weisheit der heiligen Schrift nicht mehr als die höchste Weisheit galt; — zum Theil mag es aber auch Pestalozzi selbst verschuldet haben, daß er sich in der Lösung einer hohen Lebensaufgabe nach seinem Sinn wohlgefiel. Es will uns scheinen, daß schon in früher Jugend die Beobachtung des Mißverhältnisses der Stände seine Theilnahme erregt habe; die Reichen, Angesehenen, und die Mächtigen in ihrer Bevorzugung, in ihrem Wohlleben und in ihrer

Geistesträgheit und Gleichgültigkeit für die allgemeinen Zustände des Volkes, erweckten in ihm edeln Unwillen und Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen; die Armuth, das Elend, die Hülflosigkeit und die geistige Verdumpfung der Niedrigen im Volke ging ihm nahe und bewegte sein theilnehmendes Herz und setzte seinen schöpferischen Geist, der auf Mittel zur Abhülfe und Ausgleichung sann, in Thätigkeit. Die großen geistigen Kräfte, die in so vielen Kindern der niedrigen Stände schlummern und verkommen, darum, weil sie nicht entwickelt und gepflegt werden, oder die zum Schaden der menschlichen Gesellschaft durch eine Richtung auf das Böse mißbraucht werden, machten sich ihm besonders bemerkbar. Indem er zuerst auf seinem Gute Neuhof nun selbst Hand anlegte, der armen, verwahrlosten Jugend zum Gebrauche ihrer Kräfte zu verhelfen, ward er der Entdecker und Erfinder der geistigen Bildungsgesetze und der Bildungsmittel, um den Geistesanlagen des Kindes zur Entwicklung und Freithätigkeit zu verhelfen. Dieser große, glückliche Griff, den Gott ihn in die Bearbeitung des Bildungsgeschäftes thun ließ, ward ihm selbst aber, wie es scheint, zur Versuchung und zur Verleitung, sich in eigenem Wirken zu verlieren und fest zu rennen. Die Ueberschätzung des Werths der Methode in dem Unterrichtswesen; — die Neigung, ihrer Wirksamkeit auf die günstige Entfaltung der geistigen Anlagen des Menschen Größeres zuzutrauen, als sie vermag, — stand nahe; der Beifall und die Bewunderung wohlgesinnter, menschenfreundlicher Männer bei der Erfahrung der Resultate dieser Bildungsweise war dem schlichten, sonst demüthigen Sinn des von der Welt angestaunten, nicht verstandenen Mannes Gefahr bringend. Bei dem regen Treiben, die Methode auf alle Unterrichtsgegenstände anzuwenden und dieselben zu mechanisiren, wie der Begründer derselben sich auszudrücken pflegte, mochte man leicht den Werth des Wortes Gottes übersehen und die ihm inwohnende umschaffende und erneuernde Kraft verkennen, wie nämlich dasselbe der Same des neuen Lebens aus Gott sei, das durch Nichts ersetzt werden kann; bei dem ernsten, rühmlichen Streben, durch methodische Uebungen in jedem Unterrichtsfache die geistige Kraft des Menschen zu stärken und durch die Art der Beschäftigung der Schüler, welche zur Selbstthätigkeit hintrieb, auch dem Willen des Menschen eine feste, für das Wahre und Gute entschiedene Richtung zu geben, mochte leicht entgehen und mochte

nicht gewürdigt werden, was eben allein die Gnade Gottes am Herzen des Menschen zu wirken vermag und wirken muß, wenn die Bildung des ganzen Menschen gelingen soll. Und so mag es erklärlich sein, wie Pestalozzi und seine Arbeiter immer mehr in eine einseitige Richtung geriethen und immer mehr, je glücklicher man in der Bearbeitung der Unterrichtsfächer war, von dem Weg und Ziel aller wahren Geistes- und Herzensbildung abkamen.

Liegt Wahrheit in dem Vorwurfe, „man lasse die Todten nicht ruhen", „man fahre mit Schonungslosigkeit über die ehrwürdigsten Männer her", „man verdamme die großen Männer, auf welche wir stolz sein sollten?" — Soll denn die Geschichte nicht beleuchten, soll sie nicht aufhellen, woran die Unternehmungen der Menschen scheitern? Darf sie nicht aussprechen, daß jedes Haus, das auf den Sand gebaut ist, in sich selbst zusammenfalle? — Sollen denn die Menschen fortfahren, zu irren, sollen sie nicht weise, nicht belehrt werden, damit sie keine Luftgebäude mehr aufführen? — Darum lasse man ab von allem heuchlerischen, sentimentalen Wehklagen und Seufzen, und weine nicht blutige Thränen, wenn die Nebelgötzen des eiteln menschlichen Herzens gestürzt und seine nichtigen Dichtungen und falschen Einbildungen und Träumereien zerstört werden. Was hoch ist vor den Menschen, wird nicht bestehen; nur des Herrn Wort und was aus demselben geboren ist, bleibet in Ewigkeit und welkt nicht als eine vergängliche Blüthe."

Als Pestalozzi seine Anstalt im Jahr 1825 in Yverdun aufgab und sich auf sein Gut Neuhof im Kanton Aargau zurückzog, dachte er über sein Leben und Wirken nach und fand, daß es ein verfehltes gewesen. Seine Selbstbekenntnisse sind ergreifend zu lesen, aber so sehr er sich auch anklagt, bleibt ihm doch sein Inneres verschlossen und der Heiland, der gekommen ist, die Sünder zu suchen und selig zu machen, ist ihm nicht die Person, zu welcher er seine Zuflucht genommen hätte. Als er im letzten Sommer seines Lebens nach Beuggen am Rhein kam, um die Rettungsanstalt eines seiner Schüler, des trefflichen Inspectors Zeller, zu besuchen, empfing ihn die Kinderschaar mit Gesang und reichte ihm einen Eichenkranz dar. Da rief der Greis aus: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz!" Und als die Kinder den ihm wohl bekannten Vers Göthe's sangen:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

da konnte der Greis vor Thränen nicht sprechen. Nun da wird der entschieden christliche Zeller ihm seinen Hauptirrthum nachgewiesen haben, der darin bestand, daß er eben die Sünde und ihr Elend nicht kannte. Dieser seelengefährliche Irrthum hinderte ihn auch, den Sünderfreund zu suchen. Am 17. Februar 1827 starb der müde Greis und ruht zu Birr bei dem Schulhause.

Die Grundzüge der Pestalozzi'schen Bildungs- und Erziehungsweise schildert uns Stern in seinem Diktate. Hören wir ihn darüber, es gehört auch zum Rückblicke ganz besonders: „Das Wesentliche der Pestalozzi'schen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze fand ich aus den Unterredungen mit Pestalozzi und seinen Freunden, so wie aus dem, worauf gehalten wurde, darin, daß man nicht darauf ausgehen soll, den Menschen für gewisse Zwecke zu bilden und ihm einen Vorrath von Kenntnissen und besonderen Geschicklichkeiten beizubringen, sondern daß man in ihm Lust und Liebe zur Thätigkeit, zur Beschäftigung hervorrufen soll und daß man im Besondern die geistigen Kräfte bilden und stärken solle. Die geistige Beschäftigung mit den Kindern soll in ihnen die Kraft richtiger Anschauung erwecken, die Theile der Dinge zu unterscheiden, das Gleichartige zu zählen, ihre Größe zu messen und so eine Eigenschaft um die andere zu bestimmen. Dies soll nun geschehen an solchen Dingen, die der Jugend in der Anschauung und im Erfahrungskreis liegen und die von selbst geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Kinder zu wecken. Die Vorstellungen nun, die in den Kindern durch diese Uebungen gebildet werden sollen, müssen durchaus richtige sein, erfahrungsmäßig in sie hineingebracht werden. Daher eignen sich Bilder, wie man sie früher gebraucht hat und sie neuerdings wieder gebraucht, durchaus nicht. Es müssen daher auch nur wenige Gegenstände sein, an denen die Uebungen gemacht werden. Es müssen die Uebungen zu Beobachtungen, zu Beurtheilungen, zu Vergleichungen so mannigfach sein, daß keine Ermüdung der Kinder stattfindet, immer etwas

Neues zum Vorschein kommt. Jede Uebung aber für sich muß eine so gleichartige sein, durch Reihenfolgen fortgehend, daß die geistige Kraft dadurch wesentlich gestärkt wird. Das, was äußerlich angeschaut worden ist, muß durch diese Uebungen innerlich werden, und es müsse bestimmte innere Anschauungen in den Kindern bilden, die dann die Grundlagen alles ihres Wissens und Verstehens werden; und das, was sie auf diese Weise erkannt und verstehen gelernt haben, das müssen sie nun auch wieder in Worten oder in Zeichen oder auf andere entsprechende Weise darzustellen vermögen. Wenn so die geistigen Kräfte in dem Kinde entwickelt und gestärkt worden sind, ist es geeignet, nun zum Erkennen mannigfaltigerer Gegenstände geführt zu werden und sich von den Dingen ein reicheres Wissen zu verschaffen. Jetzt erst geht das Lernen an, wobei jedoch die früher angewandten Grundsätze immer zu beobachten sind, daß nämlich alles Wissen auf bestimmten Anschauungen beruhe und daß die allgemeinen Wahrheiten aus dem gleichartig Vorgeführten von dem Kinde selbstständig erfaßt, in sich verarbeitet und von ihm wieder angewandt werden."

„Was die Erziehung der Kinder betrifft, so hielten Pestalozzi und seine wahrhaften Schüler darauf, die Kinder mit Liebe zu Allem zu bringen, Zwang und Gewalt nur da anzuwenden, wo offenbare Bosheit und Widerspenstigkeit sich zeigt, wobei aber der Erzieher sich wohl zu prüfen hat, ob er nicht die Schuld trägt, daß das Kind zu einem solchen Grade der Bösartigkeit veranlaßt worden sei. Jedem Erzieher wurde ein großes Maaß von Geduld, Nachsicht, Milde empfohlen und ihm immer eine Mutter, die ihr Kind wahrhaft liebt und weise behandelt, zum Spiegel hingestellt. Auch wurde jedem anempfohlen, auf die Thätigkeitstriebe der Kinder zu achten, und hierin Weisheit und Geduld zu beweisen. Auch wurde dies im Besonderen dem Erzieher anempfohlen, ein Kind bei demjenigen Thätigkeitstriebe zu erfassen, der an ihm bemerkbar wurde und einen solchen besonders zu pflegen, bis auch die übrigen sich regten, und bei den Kindern nicht zu Vielerlei auf einmal betreiben zu wollen, sondern je nach der Zeit und den Jahren einen wichtigen Gegenstand, zu dem das Kind sich hingezogen fühlt, ganz besonders zu behandeln."

„In späterer Zeit habe ich bemerkt, daß man diese so wichtigen Grundsätze Pestalozzi's in Mißachtung zu bringen und sie

als eine blos formale Bildung von untergeordnetem Werth zu betrachten gesucht hat. Ich fand jedoch, daß dies hauptsächlich daher kam, daß Lehrer, welche nach Pestalozzi'scher Weise zu unterrichten gesucht hatten, darin fehlten, daß sie bei der Kraftbildung die Kinder zu lange zurückhielten, die gewonnene Kraft in Anwendung zu bringen, um so die Schüler für das, was das Leben an sie fordert, mehr zu befähigen."

7.

Am Lyceum in Karlsruhe.

Die Zeit des Urlaubs, der unserem strebsamen Candidaten reichlich bewilligt war, ging zu Ende. Es mußte Abschied genommen werden. Von Pestalozzi verabschiedete er sich eigentlich nicht förmlich. Das ist aber gewiß, er hatte den Mann lieb gewonnen und einen reichen Gewinn in sich aufgenommen. Pestalozzi freilich meinte, Stern werde es nicht lange aushalten und wieder zurückkehren. Von Schmid verabschiedete er sich absichtlich nicht, um ihn fühlen zu lassen, daß er sein Betragen in der Anstalt mißbillige. Späterhin hat er es doch bereut, sich auf solche Weise verhalten zu haben. Stern hatte durch Vermittlung seines Freundes Marx bei der Kirchensection eine Anstellung am Lyceum zu Karlsruhe gefunden, Marx war selber daselbst in Thätigkeit. Er rieth seinem Freunde Stern, die Stelle anzunehmen: „Sie ist äußerlich nicht glänzend, aber dennoch würde ich sie an Deiner Stelle jeder anderen vorziehen. Gerade hier läßt sich für unsere Zwecke am meisten und eingreifendsten wirken." Das leuchtete Stern ein. Am 1. Oktober 1817 reiste er ab mit einem Lehrer Heldenmaier, der als Zögling in Yverdün aufgewachsen war und dann daselbst als Lehrer gedient hatte. Derselbe wollte sich an der Universität in Berlin weiter ausbilden. Wir besitzen noch einen Brief von Stern vom 6. Oktober an seinen Freund Gers-

bach, worin er seine Reise auf eine muntere, fast burschikose Weise beschreibt. Der Brief beginnt:

„Vom Himmel strömt es,
Vom Himmel schneit es,
Vom Himmel graut es!

Hier aus Luzern, in dem jetzt sehr wasserreichen Flußgebiet der Reuß, schreibe ich zum ersten Mal, hier, wo der Schnyder von Wartensee erst einen Tag vor unserm Eintreffen aus den häuslichen Banden heraus in die deutschen Lande und Vogteien hineingefahren ist. Es will sich eben für uns sterbliche Menschenkinder schlecht schicken, wenn wir mit den erbarmungslosen Mächten der Natur ringen sollen.“ In diesem Tone geht es eine Zeit lang fort. Dann schildert er seinen kurzen Aufenthalt in Hofwyl bei Fellenberg. Da traf er unter Andern Pestalozzi: „Ich sah den Pestalozzi mit warmem Herzen, hellem Kopf, aber in knechtischer Demuth,“ schreibt er. „Sein Lebenszweig ist auf fremden Stamm gepfropft.“ Stern fand die freundlichste Aufnahme, und wohnte einem Concert bei, das dem Fürsten von Wrede veranstaltet wurde. Einem Gastmahle, das einem abgehenden Lehrer gegeben wurde, konnte er sich nicht entziehen. „Ich ging sehr zerrissen und unbefriedigt davon,“ schreibt er. Das Wichtigste in diesem Briefe ist das fast sechsstündige Zusammensein mit Fellenberg. Derselbe hatte im Sinne, die Anstalt in Yverdün zu übernehmen, während Schmid mit Pestalozzi im Aargau eine Armenanstalt übernehmen sollte. Fellenberg drang in Stern, dessen Tüchtigkeit er erkannt hatte, nach einiger Zeit zurückzukehren, aber Stern erklärte rundweg, daß er von Yverdün nichts mehr wissen wolle und daß er ein eigenes Leben und Lebensziel anspreche, mit dem das in Yverdün am Ende doch im Widerspruch sei. Im Vaterland zu wirken, sei sein Ziel. Aber Fellenberg wollte ihn nicht lassen. „Ich glaube, uns muß dieses Begegniß erfreulich und anmuthigend sein. Bildet sich auch aus diesem Verhältniß nichts, so ist's uns doch ein stützender Hintergrund. Für meinen innern Glauben waren diese Tage in Hofwyl wohlthätig und befruchtend,“ schreibt Stern an Freund Marx.

In Stuttgart, wohin der Reisende seinen Weg nahm, hatte er mit Wangenheim eine dreimalige Zusammenkunft. Derselbe war nicht mehr Minister, sondern stand eben im Begriffe, als Bundestagsgesandter nach Frankfurt abzureisen. In Mosbach war

große Freude, als Wilhelm wieder das väterliche Haus betrat. Er blieb zehn Tage bei den Seinigen, denn da er schon am 1. November in Karlsruhe eintreffen mußte, konnte er sich hier und in Heidelberg bei der Schwester nicht zu lange aufhalten. So traf er denn am 1. November ein und wurde alsbald in volle Thätigkeit gesetzt. Er trat als Hauptlehrer in die drittunterste Klasse, während Marx in der vierten angestellt war. Sein Freund, Professor Michael Holtzmann, ein sehr angesehener und einflußreicher Lehrer, war hierbei besonders thätig. Rath König und Rath Ruf arbeiteten an den zwei unteren Klassen. Zandt war Direktor des Lyceums, unter ihm arbeiteten Hebel, Doll und Holtzmann. Sterns Klasse zählte 80 Schüler. Seine Hauptarbeit bestand in lateinischem Unterrichte. Auch hatte er Religion zu lehren. Seine Schüler hatten ihn sehr gerne, er fand bei ihnen und ihren Eltern freudige Anerkennung. Doch fühlte er, daß seines Bleibens hier nicht sein konnte, wenn nicht alles das, was er bei Pestalozzi sich erworben hatte, umsonst sein sollte. Hören wir ihn in einem Briefe an Gersbach vom 21. November sich frisch über seine Stellung äußern: „Ich schulmeistere jetzt $2^1/_2$ Woche in Karlsruhe. Ich habe nur Elementarunterricht, den ich liebe, Kinder von 8—12 Jahren. Meine Klassen gehen gewiß lebendig und heiter, mir und den Kindern ist's wohl. Aber frei herausgesprochen, meine Ansicht ist: Unser Ziel und Streben kann sich nicht an das Bestehende anknüpfen. Man räumt uns viel ein, behandelt uns gar artig, sind in unserem Thun frei, man macht Hoffnung für die Zukunft, aber unser Gewissen kann dadurch nicht eingeschläfert werden. Unser Thun ist dennoch um den Taglohn, die Arbeit verliert sich im Ganzen; keine Einheit und darum auch kein Grundsatz, und also auch so keine Sicherheit; Alles einzeln und lose, innerlich nicht gefügt und geeint, nur von äußeren Formen zusammengehalten." In seiner Pestalozzi'schen Schwärmerei heckte er mit Marx den Gedanken aus, ein eigenes Erziehungshaus zu gründen, „und dieses Erziehungshaus," schreibt er, „soll, ausgenommen mit dem Pestalozzi'schen, und zwar nur dem Geist nach mit keinem andern sonst verglichen werden." Da er im Badischen keine Möglichkeit sah, einen solchen Gedanken auszuführen, so kam er wieder auf Fellenberg zurück, der eine Anstalt zu gründen im Sinne hatte, in welcher Söhne von Landwirthen für ihren Beruf gebildet, daneben

aber auch junge Leute zu Schullehrern herangezogen werden sollten. Schon hatte Stern einen Brief an Fellenberg aufgesetzt, in welchem er denselben gewinnen wollte, ihn in diesem Plane für Baden zu unterstützen. „Indeß bin ich nicht so fest an diese Scholle gebunden, daß ich nicht zur Erreichung meiner innersten Wünsche auch einen Ihnen entsprechenden Wirkungskreis annehmen würde, an den ich mit vielen Banden gekettet bin und den ich als einen Theil meines Vaterlandes mit Beruhigung ansehe." In dem Briefe an Gersbach schließt er: „Grüßen Sie doch auch den ehrwürdigen Pestalozzi, ich schreibe ihm dieser Tage. Er soll mir doch verzeihen, daß ich ohne Abschied von ihm bin, denn von ihm kann ich nicht Abschied nehmen. Sein Latein habe ich in allen meinen Klassen eingeführt, und es geht besser, als in Yverdün." Es scheint demnach, daß er keinen förmlichen Abschied von dem Greise genommen hatte. Aus dem Fellenberg'schen Plane, den er ausgeheckt hatte, wurde nichts. Freund Marx, auf den er gebaut hatte, erklärte rundweg, daß er nicht der Knecht eines Andern werden möge.

Gar gerne hätte Stern seinen Gersbach im Vaterlande angestellt gesehen. Da öffnete sich für ihn eine Aussicht, als Musiklehrer am Lyceum und katholischen Schullehrerseminar in Rastatt angestellt zu werden. Stern gab sich alle Mühe, Gersbach zu überreden. Es liegen noch mehrere Briefe von ihm an Gersbach in diesem Betreffe vor. In einem derselben vom 22. Januar 1818 schreibt er von sich: „Ich mache Sprachübungen, studire altdeutsche Literatur, Naturgeschichte, und zeichne und male. Ich habe schon 5 Schmetterlinge gemalt." Er fährt fort: „Unser Volk und die Jugend ist schön, aber noch fehlen die Schnitter. Das ganze Schul-, Erzieh- und Lehrwesen taugt für nichts. Mit der Jugend stehe ich ziemlich nahe und hoffe, es auch bald mit den Alten zu werden. Für uns ist Aufmerksamkeit, Theilnahme und Einfluß nöthig, und durch das, was wir an den Kindern thun, werden die Herzen der Alten aufgeschlossen."

Endlich hatte Gersbach zugesagt, er werde die Stelle in Rastatt annehmen. Da lag es Stern an, ihm Etwas zu sagen: „Deinen Kleideranzug ändere, ich will nicht sagen, den Rock, aber den Kopfputz. Niemand trägt lange Haare und statt der Mütze einen Hut. Doch brauchst Du auch ein schwarzes Kleid, einen schwarzen Frack wenigstens. Wenn man frei leben und handeln will, muß man

äußerlich nicht auffallen." Wir dürfen denken, daß der Sonderling diese vernünftige Mahnung angenommen haben wird. Gersbach kam, aber die Verhältnisse behagten ihm nicht und die Besoldung war zu karg, so daß er bald wieder Rastatt den Rücken kehrte. Ganz unerwartet that sich für ihn eine Stelle in Nürnberg auf. Dr. Dittmar hatte ihn für das dortige Institut gewonnen. Stern schrieb ihm: „Es ist mir um Vieles leichter, da ich nun weiß, daß Du einem genügenden Leben entgegen gehst. Es hat mich so schwer gedrückt, daß ich Dir eine Oede, Einsamkeit und Ekel am Leben bereitet habe. Doch ist diese kurze Zeit auch eine Erfahrung und jede Erfahrung erfreut, wenn man nur wieder in einen besseren Zustand gehoben ist. Gottlob, daß Du frei und aufgerichtet wieder zu uns trittst."

Es geschah im zweiten Jahre seiner Arbeit am Lyceum in Karlsruhe, daß die Diakonatsstelle in Gernsbach im Murgthale ausgeschrieben wurde. Man machte ihn darauf aufmerksam. Er meldete sich ganz einfach um Uebertragung dieser Stelle, ohne sonst bei Jemanden besondere Schritte zu seinen Gunsten zu thun. Er arbeitete inzwischen in seiner Weise fort, bekennt aber in seinem Diktate, daß sein Aufenthalt in Karlsruhe ihn in seinem innern Leben nicht gefördert, sondern vielmehr weit zurückgebracht habe. Zwar hatten ihn seine Schüler sehr lieb, aber er fühlte sich doch durch die bestehenden Verhältnisse sehr gehemmt, so daß er nicht treiben konnte, was und wie er es wollte. Er mußte die Kinder mit der lateinischen Formenlehre plagen und mußte sich dem Lehrplane des Lyceums fügen. Es scheint demnach, daß er das Lateinlehren in Pestalozzi'scher Weise nicht fortsetzen durfte. Doch suchte er es seinen Schülern in den Uebersetzungsübungen so leicht als möglich zu machen. Sein Religionsunterricht war werthlos, er urtheilt selber: „Im Religionsunterrichte konnte ich ihnen nichts geben, weil ich selbst nichts hatte." Er las mit ihnen sogar die zwei Bücher der Makkabäer, weil darin großer persönlicher Muth, Verleugnung und Aufopferungssinn dargestellt wird. Was er mit besonderer Lust betrieb, war das Turnen. Es wurde ihm zu diesen Uebungen das ehemalige Affenhaus im botanischen Garten eingeräumt. Nach ächt Pestalozzi'schen Grundsätzen wurden alle Leibestheile im Takt geübt. Er ging mit seinen Schülern in den nahen Hardtwald, um dort die Uebungen fortzusetzen. Keine Gerüste standen ihnen zu Gebote, denn das Turnen war noch eine fremd-

artige Sache und wurde mit mißtrauischen Augen angesehen. Ein langes dickes Seil schleppten sie mit in den Wald und knüpften es an Bäume auf, um sich daran zu üben. Alsdann führten sie im Schnelllaufe allerlei Figuren aus und schließlich endigte man das Turnen in den bekannten Spielen der Knaben. Als die Gernsbacher von diesen Dingen hörten, wunderten sie sich, daß sie einen Turnmeister zum Geistlichen erhalten sollten.

Ueber die Karlsruher Erlebnisse während seiner Arbeit an dem Lyceum hat er in seinen Diktaten Mancherlei aufbewahrt, was auch uns von Interesse sein kann. Seinen Tisch nahm er, da ihm fast kein Haus offen stand, im Gasthaus zum schwarzen Adler. An 24 Personen nahmen Theil an diesem Tische, es waren lauter Leute aus gebildeten Ständen, Ingenieure, Architekten, Praktikanten von jedem Fache. „Durch die täglichen Gespräche bei Tisch," sagt er, „wurde mein Sinn ganz und gar in die Welt hineingeführt und ich mußte täglich, oft zu großem Schmerz, hören, wie es in der Welt zugeht und wornach die Leute jagen." Bei seiner sittlichen Haltung, die übrigens auf keiner tieferen religiösen Grundlage ruhte, war am Tische alles lose Wesen, wie es gewöhnlich an solchen Tischen sich breit macht, wie gebannt. Seine Tischgenossen hatten ihn gerne, und namentlich stand er bei dem Gastwirthe in hoher Achtung, so daß derselbe in manchen Angelegenheiten ihn zu Rathe zog. Eine eigene Erfahrung machte er damals. Er war nämlich genöthigt, täglich über Mittag einen halben Schoppen Wein zu trinken, fand aber, wenn er Nachmittags Unterricht zu ertheilen hatte, was vier Mal in der Woche geschah, daß ihm dann die innere Ruhe und Fassung seinen Schülern gegenüber mangelte. Namentlich wenn manche Knaben Muthwillen trieben, so brauchte er nicht die erforderliche Weisheit, „was mir großen inneren Schmerz verursachte." Sein Entschluß war dann rasch gefaßt, sich an den Tagen, an welchen er Nachmittags Lektionen zu ertheilen hatte, sich des Weins zu enthalten. Er zieht daraus den Schluß, daß die Lehrer überhaupt sich das merken sollten, indem sie sonst viel mühsamer unterrichten und ihre Kräfte aufreiben würden.

Er erzählt uns auch Einiges aus seinen Verbindungen mit Familien in Karlsruhe. Es waren besonders zwei Familien, an die er sich anschloß. Die eine war die des Oberpostraths Braun am Linkenheimer Thore. Hier frühstückte er. Er lehrte die zwei

Söhne und zwei Töchter zweistimmige Jugendlieder von Gersbach und Nägeli, an welchen die Kinder sammt ihren Eltern große Freude hatten. Die andere Familie war die des Professors Holtzmann. Schon nach dem ersten Vierteljahr seines Aufenthalts in Karlsruhe aß er dort zu Nacht. Vorher aber ertheilte er den fünf Kindern des Professors Klavier- und Gesangunterricht. Holtzmann hatte behauptet, daß, weil er und seine Frau keine Anlage zur Musik hätten, auch seinen Kindern diese Anlage fehlte. Stern gab dies nicht zu, sondern versicherte, daß auch bei seinen Kindern in gewisser Hinsicht Etwas zu Stande gebracht werden könnte. Es war kaum ein halbes Jahr vergangen, so sangen die Kinder schon einfache Lieder, was die Eltern und natürlich die Kinder selber recht glücklich machte. Auch lehrte sie Stern zeichnen. In den letzten Wochen hatte er bei Holtzmanns auch den Mittagstisch.

Es war übrigens nicht der einzige Privatunterricht, welchen Stern ertheilte. Damals lebte die Familie von Eichthal in Karlsruhe. Sie hatte nur eine Tochter, eine treffliche Klavierspielerin. Da sie aber keine öffentliche Schule besuchte, so sollte sie noch im Deutschen und in der Naturgeschichte unterrichtet werden. Sie wandte sich an den Prälaten Hebel, und dieser wußte keinen geeigneteren Mann zu empfehlen, als gerade Stern. Er gab seinen Unterricht an dieses Frauenzimmer so gerne, daß er sogar am Himmelfahrtsfeste denselben fortsetzen wollte. Aber zu seiner Beschämung mußte er von der Frau von Eichthal hören, daß sie ihn an diesem Tage nicht erwartet hätte. Und die Dame war damals noch eine Jüdin.

Im markgräflichen Hause wohnte damals Hofrath Frei. Er war bisher der Erzieher der drei Markgrafen Leopold, Wilhelm und Max gewesen. Sie bewahrten eine solche Achtung gegen ihren Erzieher, daß sie ihn öfters besuchten. Hier lernte denn auch Stern die Prinzen kennen, denn Holtzmann hatte ihn bei Frei eingeführt, und Stern bedauerte nur, daß er wegen Geschäfte das Haus nicht so oft besuchen konnte, als er gewünscht hätte. Bei einem Gespräche mit den jungen Markgrafen machte er sie mit den zwei bedeutenden deutschen Dichtern Uhland und Rückert bekannt und konnte ihnen ihre Liedersammlungen zustellen. Späterhin sollte Stern mit einem der Markgrafen, mit dem geistreichen Markgrafen Wilhelm, näher bekannt werden. Es war

der gemeinsame Boden des Glaubens, auf welchem sie sich gefunden hatten. Hofrath Frei war es, der unsern Stern mit einer russischen Gräfin, einer Gesellschafterin der Kaiserin von Rußland, bekannt machte. Sie hielt sich mit Personen des kaiserlichen Hofes in Karlsruhe auf. Sie wollte die deutschen Klassiker kennen lernen, und Stern wurde bestimmt, sie in dieselben einzuführen. Er las mit ihr hauptsächlich die Trauerspiele von Göthe, und machte sie auf die Schönheiten der Werke dieses großen deutschen Dichters aufmerksam. Diese Dame hatte eine solche Freude an den Leistungen Stern's, daß sie sich alle Mühe gab, ihn zu bestimmen, eine Stelle in Petersburg anzunehmen. Aber die Liebe zu unserm Volke hielt ihn ab, die verlockende Aussicht zu erwählen. In den vierziger Jahren traf er sie wieder in Karlsruhe bei ihrem Bruder, der russischer General und was für ihn die Hauptsache, ein warmer Jünger des Herrn war.

Wir wissen schon von früher her, daß die Mutter Stern's immer den Wunsch in sich trug, daß ihr Wilhelm doch eine Pfarrstelle annehmen möchte. Natürlich war Vater Martin derselben Meinung. Da wurde zu ihrer freudigen Hoffnung nicht weit von Mosbach eine grundherrliche Pfarrei vakant. Es war Treschklingen. Obwohl der Grundherr, ein Herr von Gemmingen, einem Pfarrer das Versprechen gegeben hatte, ihm die Pfarrei zu übertragen, so wollte er es doch auf eine Probepredigt ankommen lassen. Wer von den beiden Bewerbern der Gemeinde am meisten zusage, der solle die Stelle erhalten. Stern mußte zuerst predigen, er konnte dazu seine Frühjahrsferien benützen. Er hatte eine Osterpredigt sehr sorgfältig ausgearbeitet und sie seinem Gedächtnisse treulich eingeprägt. Das Osterfest war erschienen, die Gemeinde hatte sich zahlreich eingestellt. Unter den Zuhörern befanden sich auch Stern's Bruder und dessen Schwager. Aber ach was geschieht? Mitten in der Predigt bleibt der Probeprediger stecken, er hatte den Faden verloren. Doch nach einigen Sekunden fand er wieder den Zusammenhang, aber es war eine verlorne Schlacht. Der Patron war zwar nicht gegenwärtig, jedoch der Rentbeamte. Diesen fragte Stern nach seiner Abreise von Treschklingen über die Art und Weise der Wahl. Der Beamte bemerkte, daß es nicht im Sinne des Grundherrn liege, die Gemeinde wählen zu lassen, sondern er werde einige Gemeindeglieder fragen, welcher der beiden Probeprediger am besten gefallen habe,

der werde dann Pfarrer werden. Da erklärte Stern, der schon wegen des Steckenbleibens mißstimmt war und überhaupt nur seiner Eltern wegen sich beworben hatte, er nehme hiemit seine Bewerbung zurück. Und das war gewiß das Beste, was er thun konnte, denn der Herr hatte ihn zu etwas ganz Anderem bestimmt.

Im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Karlsruhe bat ihn sein Freund Holtzmann, mit ihm bei seinem Schwager in Herrenalb die Pfingsttage zuzubringen. Der Schwarzwald zog den Naturfreund außerordentlich an, und einige Wochen nachher entschied er sich, um das Diakonat von Gernsbach sich zu bewerben. Der Schwarzwald gab unter Anderm mit die Entscheidung dazu. Es war nicht die einzige Reise, die er mit Holtzmann machte. Es ging auch einmal in's Oberland. Da kamen sie nach Badenweiler. Hier stand Gmelin als Pfarrer, der Vater des in Tübingen erstochenen Freundes. Da begegnete ihm etwas Eigenes. Kaum hatte Holtzmann gesagt, wer er sei, da wandte sich Gmelin an Stern mit den Worten: „Und Sie sind der Stern, der Freund meines erstochenen Sohnes!“ Und nun fing der Vater an, zu klagen. Was aber die Reisenden mit Trauer erfüllte, war Gmelin's Aeußerung, daß er dem Mörder seines Sohnes nicht vergeben könne. Und dieser Duellant stand damals als Arzt in Müllheim. Wo ist da die Feindesliebe geblieben?

8.

Der Diaconus von Gernsbach.

Unter'm 5. August 1819 wurde ihm das Diaconat von Gernsbach übertragen. Diese Anstellung gewährte ihm eine besondere Freude. Noch nach drei Jahrzehnten wirkte dieses frohe Gefühl nach. Hören wir ihn selber: „Ich ließ mein Gepäck durch einen Güterfuhrmann nach Gernsbach bringen und ich selbst machte die Reise zu Fuß. Mit großer Freude und tiefer inniger Bewegung ging ich dem schönen Murgthale zu, wo ich recht lange

zu wohnen hoffte. Alles, was ich sah, sprach mich an und erhob mein Herz, und die Gegend war mir viel lieber, als die von Baden. Ganz allein bezog ich ein großes Haus, dessen Hintergebäude die Murg berührte. Am Haus war ein Hof und Garten, und im Hof war ein laufender Brunnen mit gutem, bitterlich schmeckendem Wasser, das aus den nahen Granitfelsen herausfloß. Ich fühlte mich als den glücklichsten Menschen, daß ich dem Gefängniß einer Stadt entgangen war und hier mich frei bewegen konnte. Im Garten reiften schon die schwarzen Burgunder Trauben; Nachts wiegte mich das Rauschen der Murg in Schlaf. Morgens sah ich die Sonne über die gegenüberstehenden Berge aufgehen. Auf allen Wegen und Stegen sah ich, was der Mensch der Natur abgewann. Auf dem Fluß war durch das Flötzen der Klötze, die den Sägmüllern zugeführt wurden, das rechte Leben. Der größere Theil der Stadt Gernsbach liegt auf dem linken Ufer, der kleinere Theil auf dem rechten. Was an dem rechten Ufer lag, gehörte zu meiner Pfarrei, und zugleich war ich Pfarrer von den beiden Dörfern Staufenberg, welche in einem Thal am Fuße des Merkuriusberges liegen, drei Viertel Stunden von Gernsbach entfernt."

Er hatte abwechselnd mit dem ersten Stadtgeistlichen in Gernsbach zu predigen. Donnerstags mußte er in Staufenberg Kirche halten und die Schule besuchen. An den fünf ersten Wochentagen war seine Aufgabe, die Schüler der Lateinschule zwei Stunden täglich zu unterrichten. Im Hinterhause des Diaconats wurde dieser Unterricht abgehalten. Der damalige Stadtdekan Katz von Karlsruhe, unter dessen Dekanat Gernsbach stand, hatte den jungen Diaconus der Gemeinde vorzustellen. Die Ordination, die doch kirchenordnungsmäßig vorgeschrieben war, unterließ er mit der Bemerkung, man könne den Dukaten Kosten, der damit verbunden war, sparen. Die Antrittspredigt Stern's gefiel dem Dekan sehr, denn sie hatte den Rationalismus, dem der Dekan huldigte, zur Unterlage, aber es war dem Diaconus Ernst damit, er wollte wirken. In Rückerinnerung an diese Zeit sagt er: „Als ich mein kirchliches Amt eine Zeit lang geführt hatte, wollte es mir scheinen, daß ich durch Predigen nicht viel ausrichten könne und daß die Leute bleiben, wie sie sind und sich nur um ihre nächsten häuslichen Angelegenheiten und um ihr Fortkommen bekümmerten. Mir aber war es darum zu thun, ein neues Geschlecht heranzubilden, das für alles Wahre, Gute und Schöne

Sinn hätte und sich darum bekümmerte. In den Volksschulen zu Gernsbach und Staufenberg fand ich keine Möglichkeit eines geistigen Aufschwungs und einer Umbildung des Unterrichts, denn die Männer, welche diese Schulen besorgten, waren allzusehr an ihre hergebrachte Weise gewöhnt, und wollten gar nicht verstehen, was ich anstrebte." Schon die Sprechweise der Leute, die zwischen dem Schwäbischen und Alemannischen die Mitte inne hielt, war, wie er meint, ein Hinderniß, denn sie bannte sie in ihren hergebrachten Gewohnheiten und beschränkten Ansichten der Lebensverhältnisse fest. Wir wissen aber und er wußte es späterhin recht gut, daß eine Umwandlung der Herzen durch das Evangelium sich auch solcher Dialekte, wie der Murgthaler war, bedienen kann zur Verherrlichung Gottes.

Sein College, der erste Stadtpfarrer Roth, arbeitete seine Predigten aufs schönste aus und las sie in der Kirche ab. Stern durchging seinen Text, über den er am Sonntag zu predigen hatte, schon am Montag. Es war ihm darum zu thun, etwas Tüchtiges und Einwirkendes zu leisten. Zu dem Ende besuchte er am Abende manche Familien, um die geistlichen Bedürfnisse der Gemeindeglieder kennen zu lernen. Aber da mußte er die Erfahrung machen, daß sie ihn mehr erbauten, als er sie, denn es herrschte damals noch ein christlicher Sinn in den Häusern und das geistliche Amt wurde noch hoch gehalten. Es gefiel den Leuten, daß er frei und einfach sprach, während dies bei seinem Amtsbruder nicht der Fall war. Doch hielten sie auch mit Bemerkungen über seine Predigten nicht zurück, namentlich tadelten sie, daß er zu kurz redete, denn eine gute Viertelstunde ist freilich auch zu wenig. Er hatte es nicht, wie die jetzigen Gelbschnäbel, welche ihre angelernte Weisheit, ich will sagen, Unglauben den Gemeinden mittheilen. „Ich sprach mich ziemlich orthodox aus und hielt mich an das Wort der Schrift; glaubte dies den Leuten schuldig zu sein, weil sie daran festhielten. Die Lehre der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, seines Versöhnungstodes und der Wirksamkeit des heiligen Geistes war meinen Ueberzeugungen nicht zuwider, weil ich dies Alles so in der Bibel fand, wenn ich meinen Text las. Nur hatte ich gar keine Erkenntniß von meinem Herzen und was die Sünde sei; und daß wir uns in einem gefallenen Zustand befinden, war mir gänzlich verborgen." Er hatte aus seinen naturkundlichen Studien eigenthümliche Anschauungen ausge-

heckt, die darin bestanden, daß eine persönliche Fortdauer des Geistes nur bei Denjenigen Statt finden könne, die zu einer höheren Stufe der Bildung gelangt wären und sich eine tiefer gehende Kenntniß des Wesens der Dinge erworben hätten. Der geistige Zustand der Ungebildeten schien ihm dem bewußtlosen Zustand der Thiere ähnlich zu sein, und daher vergänglich, wie das Leben der Thiere. Er fand in seinen Naturbetrachtungen einen Fortschritt von den niedersten Dingen zu dem Menschen. In den Gebilden der Steine, Erze, Salze entdeckte er auch ein Leben, das aber im Augenblick der Bildung als ein erstarrtes sich darstellt. In den Pflanzen fand er bildende Kräfte und ein Leben mit einer Art von Empfindung, das in einem fortgehenden Erzeugen von neuen Bildungen besteht. Bei den Thieren fand er ein gesondertes Einzelleben, das zur Anschauung anderer Dinge und zu innerer Vorstellung derselben und zu einer Art Selbstbestimmung erwacht. Beim Menschen aber fand er, daß das geistige Wesen, welches an und für sich das Leben ist, zum Selbstbewußtsein hindurchdringt. Er fand, daß das Niedere dem Höheren dienen müsse und daß das Höhere nur in und an dem Niedrigeren sich entwickeln könne, oder mit anderen Worten, „daß der Mensch als Persönlichkeit an die Sinnenwelt gebunden sei und nur mittelst des Gebrauchs der Sinne und der freien Bewegung seiner Leibestheile allmählig zu sich selbst komme und sich geistig im Denken selbst setze." Da kam es ihm nun vor, daß der Tod dem Menschen dazu dienen müsse, daß er zur höchsten geistigen Selbständigkeit gelange, welches dadurch geschehe, daß er den Leib der Sinnlichkeit ablege. Er philosophirte dann weiter in seinen Gedanken, daß, wenn der Mensch dazu gelangen wolle, so müsse er in dieser Zeitlichkeit zu einem besseren Erfassen seiner selbst gelangen, daß heißt, er müsse sich seinem Wesen und Bestehen nach, so wie die Welt und Gott außer sich begriffen haben. Komme es aber bei dem Menschen nicht dahin, bleibe er nur bei dem Anschauen und bei der Vorstellung stehen, so habe er auch kein Bewußtsein von sich, wenn die leibliche Hülle abgestreift wird, weil er bei gänzlicher Veränderung aller seiner Verhältnisse sich nicht mehr erkennen würde und sich demnach nicht mehr fortdenke und im Denken fortsetze.

Weil er für sich die heilige Schrift nie las, welche ihn hätte zurecht bringen können, so wurde er in diesen thörichten Gedanken

immer fester. „Die christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches," bekennt er, „stand mir geradezu im Wege, und sie war mir immer ungelegen, wenn ich eine Taufe zu verrichten hatte." Wir begreifen es, er mußte ja im apostolischen Glauben gerade diese Lehre aussprechen. Um das hinfort zu umgehen, änderte er das Taufformular ab, statt daß er sich geändert hätte. Das merkten aber bald die Gemeindeglieder, namentlich bei Leichenreden, bei denen er nur von der Fortdauer des Menschen und dem ewigen Leben sprach, was ihm nur ein geistiger Zustand war. Bei seinen Hausbesuchen stellten ihn die Leute wegen dieser Lehre zur Rede. Nach seiner immer offenen und ehrlichen Art leugnete er nicht seinen Unglauben, und ermunterte sie zu größerer geistiger Anstrengung und Vertiefung in sich selbst, daß sie eine Freude am Wahren und Rechten zu gewinnen suchen sollten, denn dies sei die Bestimmung des Menschen. „Der persönliche Gott entschwand mir dabei nicht. Daß Gott Alles geschaffen habe, erhalte und im Einzelnsten regiere, stand mir fest, wie ich in meinem eigenen Leben erfahren hatte, wie gnädig er mich bisher geleitet hatte wider all mein Hoffen, und wie er über all mein Wünschen gethan hatte. Ich war stets zum Dank gegen Gott geneigt."

Wenn er an Festtagen predigte, verkündigte er Jesum Christum und sein Erlösungswerk. Er sah ihn als den Mittler an, der durch alle Nöthe und Verwicklungen des Lebens zu Gott und zur Wiedervereinigung mit ihm führe. Im ewigen Leben genieße der Mensch bei Gott ungestörte Freude. Sünde war ihm nur ein Hinderniß für das freie Leben des Geistes, und es war ihm nicht gleichgültig, wie Jemand gesinnt sei. Sein Ziel in seinen Predigten war, die Leute zu bewegen, zu dieser geistigen Freiheit durchzudringen und sich von allen Banden loszumachen. Christus erschien ihm natürlich nur als Vorbild. Die Wirksamkeit des heiligen Geistes war ihm wichtig, weil der Mensch durch ihn einen Beistand in seiner Schwachheit brauche. Viele Gemeindeglieder, die nicht tiefer blickten, erbauten sich an seinen Predigten, besonders in der Osterzeit. Andere aber erbauten sich nicht, weil sie innerlich anders standen, als der Rationalist Stern. Besonders fiel ihm in dieser Hinsicht ein Gerber auf, schon ein bejahrter Mann. Wenn der Diaconus ihn besuchte, so fühlte er, daß derselbe einen ganz anderen Sinn hatte. Er bekannte Jesum Christum als seinen Heiland und wie er in ihm Trost und Friede habe, und wie ihn das

Lesen der heiligen Schrift erquicke. Freilich Stern hat immer gute Augen gehabt, herauszufinden, wo es einem Menschen fehle. So auch hier. Es war Sitte, daß der Gerber seinen zahlreichen Kunden, wenn sie bei ihm Leder holten, Wein und Brod vorsetzte. Und da muß es vorgekommen sein, daß er zuweilen des Guten zu viel that. Noch während Stern's Aufenthalt in Gernsbach beschloß der Greis sein Leben. Es war ein sehr erbauliches Sterbelager. Da hörte der Diaconus mit einer Inbrunst den Todtkranken beten, wie es ihm noch nie vorgekommen war, und sah an ihm eine Freudigkeit, zu seinem Heilande gehen zu dürfen, wie er nicht sterben könnte, sagt er. Aus dem oberen und unteren Thale strömten Katholiken und Protestanten zusammen, um dem Gerber die letzte Ehre zu erweisen. „Das war ein wahrer Christ!" sagte ein Kirchenältester. Noch eine andere Gerberfamilie lernte er in der Stadtpfarrei kennen, die alle Zeit vor Gott wandelte. „Ich besuchte sie oft, um mich an ihrer christlichen Frömmigkeit aufzurichten," rühmt er. Von einer alten Großmutter hörte er einmal eine bittere Wahrheit, die er nicht vergessen konnte. In ihrem Garten führte sie mit ihm ein Gespräch, es drehte sich um das ewige Leben. Er machte ihr ihre Hoffnung zweifelhaft, indem er ihr seine uns schon bekannte thörichte Anschauung von der ewigen Fortdauer auskramte. „Das ist mir ein schlechter Trost," erwiderte sie. „Ich habe geglaubt, Sie könnten mich stärken." Eine solche Aeußerung einer ehrwürdigen Greisin beunruhigte ihn sehr. Sein Unglaube in Betreff des trostreichen Artikels von der Auferstehung des Fleisches wurde sogar bis Karlsruhe hin bekannt, denn bei einer Fußreise nach Karlsruhe fragte ihn einst in der Nähe der Residenz ein befreundeter Pfarrer: „Ist es wahr, daß Du die Auferstehung des Fleisches nicht glaubst?" Was konnte er anders sagen, als: „Ja!"

Nachdem der Diaconus eine Zeit lang als Geistlicher gewirkt hatte, stellte er eine Ueberlegung mit sich an, und kam zu dem Schlusse, daß, wenn er Etwas wirken wolle, er all seine Zeit und Kräfte auf seine Schüler verwenden müsse. Er sah die Möglichkeit dazu nur darin, daß er nicht mehr, wie bisher, fast die ganze Woche mit der Ausarbeitung und dem Auswendiglernen seiner Predigten zubringen dürfe. Er wolle am Montag seinen Text ansehen, in der Woche ihn öfters durchdenken und am Samstag die Predigt ausarbeiten. Seine Hauptzeit verwandte er jetzt auf die

Schule. Vormittags hielt er drei bis vier Stunden und Nachmittags noch zwei. Damit war die Volksschule für die Kinder unnöthig. Da durfte man sich denn auch nicht wundern, daß die Schule rasch an Schülerzahl zunahm. Es waren aus deu Paar Schülern der ersten Zeit zuletzt in den vierzigen geworden. Sogar von auswärts kamen Schüler herbei, was früher nie der Fall war. Sie lernten aber auch bei dem geschickten Pädagogen so viel, als jetzt eine höhere Bürgerschule leistet. Besonders zeichneten sich die Kinder durch schönen Gesang aus. Es schlossen sich sogar Jünglinge und Jungfrauen diesen Gesangübungen an. Und die Kirche hatte es zur Erbauung zu genießen. An freien Nachmittagen streiften die Kinder mit ihrem naturkundigen Diaconus auf Berg und im Thal herum. Wie konnten sie dann ihre Eltern mit ihrem Wissen erfreuen! Im Zeichnen erlangten sie große Fertigkeit. Im Rechnen und in der Geometrie machten sie hübsche Fortschritte. Sie zeichneten nette Karten für den geographischen Unterricht. Sogar die Beamten besuchten die Schule, weil sie sahen, was ihre Knaben leisteten. Doch blieb er auch für die Predigt nicht zurück. In der Woche machte er sich einen Entwurf, und am Samstag in der Frühe ging er den dachgähen Berg hinauf, der hinter seinem Hause lag, in den Tannenwald. Hier auf den immer guten Wegen durchdachte er seine Predigt und schrieb sie nicht mehr nieder.

Doch ließ er es auch in Gernsbach an seiner Weiterbildung nicht fehlen; einem Manne, wie er, wäre das unmöglich gewesen. Damals machte die deutsche Grammatik von Jakob Grimm verdientes Aufsehen, wie auch jetzt noch, während Stern bisher die deutsche Sprachlehre als eine Aufstaplung eines Regelwerks mit unlösbaren Ausnahmen ansehen mußte und deßhalb keinen Geschmack an ihr fand, schreibt er, „fand ich nun Etwas in der Sprache, was jeder Deutsche wissen und lernen sollte und für sich einen Werth hatte. Diese Behandlung der Sprache nach Jakob Grimm kam so ganz überein mit meiner Naturbetrachtung der Dinge." Weil ihm das Werk außerordentliche Freude gewährte, so saß er mit Eifer darüber und machte sich reichhaltige Auszüge daraus. Die Sprachbücher, die später von ihm erschienen, haben den Nutzen von diesem Studium erfahren. Er fühlte sich wohl in diesen Arbeiten und Alles gelang ihm sehr wohl. Auch zogen ihn seine einsamen Wanderungen auf den Bergen und in den dunklen Tannenwäldern zu Gott hin, der ihm in jener herrlichen

Natur gar groß erschien. „Und doch kam es bei mir," klagt er, „zu keinem göttlichen Leben, indem das Treiben des gesellschaftlichen Lebens in Gernsbach mich niederzog und mich in die Eitelkeit der Welt hineinführte." Sie hatten es ordentlich darauf abgesehen, den Diaconus in ihre Kreise und in ihre Parthieen hineinzuziehen. Kaum hatte er die Nachmittagskirche geschlossen, so standen sie schon an der Thüre, um ihn abzuholen und mitzunehmen. Gewöhnlich fand man sich auf dem Schlosse Eberstein ein, oder man besuchte die Wirthshäuser der nächsten Dörfer. Männer und Frauen, Kinder, Jünglinge und Jungfrauen brachten ihre Zeit hin mit Essen und Trinken. Viel Eitles und Werthloses wurde geredet. Das Höchste, wozu man es brachte, war die Bewunderung der wirklich schönen Gegend.

Von allen Seiten wurde auf ihn gedrungen, in den Ehestand zu treten. Man hielt ihm vor, daß er es wie der Kirchenrath Katz machen solle. Derselbe war auch einmal Diaconus in Gernsbach und hielt Zöglinge in seinem Hause. Er soll es bis zu einem Dutzend gebracht haben. Stern meinte aber damals, das Heirathen entspreche jetzt noch nicht seinem Lebensplane. „Ich meinte immer," sagt er, „das könne nicht meine Aufgabe sein, in immer so beschränkter Thätigkeit, wie in Gernsbach, mein Leben zuzubringen, und ich sah meine Arbeit nur als eine Vorübung für größere an, und hatte innerlich das Gefühl, daß, wenn ich treu sei in der Erfüllung meines kleinen Wirkungskreises, mich Gott noch zu einem größeren führen werde. Ich suchte nicht Ruhm oder Ehre, denn dies ward mir schon zu Theil, und man ehrte mich mehr, als mir lieb war. Aber es lag mir am Herzen, einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung meines Volkes zu gewinnen, weil ich wahrnahm, daß die meisten Geistlichen und Lehrer nur sich selbst suchten, sich selbst lebten, aber keine hochherzigen, sich selbst aufopfernden Bestrebungen verfolgten. Ich sah jedoch nicht durch, wie ich aus meinem umschlossenen Thale herauskommen sollte, vertraute aber hierin Gott, daß er Alles wohl leiten werde." In solchen Gedanken brachte er ein Jahr allein zu. Da geschah es, daß er mit einem seiner Brüder eine Reise machte. Sie dehnte sich über Mainz und Frankfurt aus, die Rückkehr geschah über Aschaffenburg. In Frankfurt wurde er von einem Freunde auf eine Schweizerin, mit welcher er in Iferten manches Lied gesungen hatte, hingewiesen, und sie hätte ihn gerne genommen, aber

er wies den Antrag entschieden zurück. Als er nach Mosbach zurückgekehrt war, fand er einen Brief der Frau Professor Holtzmann von Karlsruhe vor. Sie bedauerte sehr, daß der Hausfreund auf seiner Reise nicht bei ihr eingekehrt wäre, denn sie hätte ihn auf drei Frauenzimmer, die er auf seiner Reise hätte ansehen sollen, aufmerksam gemacht. Weil auch seine Eltern so sehr auf eine Verehelichung drangen, so sah er in allen diesen Mahnungen den Willen Gottes, sich ernstlich um eine Ehehälfte umzusehen. Seine Eltern hatten ein sehr reiches Mädchen für ihn in Aussicht, aber gerade deßhalb schenkte er ihnen kein Gehör. Die Schweizerin in Frankfurt stand ihm doch zu ferne. Er hatte aber einen alten Freund, einen schon bejahrten Mann, mit dem er in den Ferien gewöhnlich eine Käfersammlung betrieb. Es war der Rentbeamte Melsheimer, der in Mosbach einen Besuch gemacht hatte. Stern begleitete ihn über das Gebirg zurück. Auf der Höhe theilte er demselben sein Anliegen mit und ließ ihn den Brief der Frau Holtzmann lesen. Stern hatte in sich den Entschluß gefaßt, zu thun, was dieser weise Freund ihm rathen würde. Als Melsheimer den Brief gelesen hatte, rieth er dem Diaconus, lieber nach Württemberg zu gehen, als sich nach einer leichtfüßigen Rheinländerin umzusehen. Auch seine Eltern, denen er diesen Rath mittheilte, stimmten zu. Sie waren nur froh, daß er sich endlich entschloß, in den Ehestand treten zu wollen. Schon des andern Morgens ist der liebe Diaconus auf Freiers Füßen. In Weinsberg lebte ein Schwager der Frau Professor Holtzmann, den er früher schon in Herrenalb hatte kennen lernen. Diesem theilte er mit, daß er eine Pfarrwaise in Mundelsheim, auf welche ihn die Frau Holtzmann aufmerksam gemacht hatte, sich ansehen wolle. Ihr Vater war Pfarrer in Hessigheim gewesen, und hieß Plouquet. Sie war den 1. März 1799 geboren und hieß Luise. Ihre Mutter war eine geborne Commorell und war bald nach der Geburt dieser Tochter gestorben. Auch ihr Vater starb, ehe sie noch eilf Jahre alt war. Bei einer Tante in Stuttgart besuchte sie die Schulen und der Stadtpfarrer Dann, der bedeutende Prediger und Seelsorger, confirmirte sie. Damals, als der Diaconus Stern sie kennen lernen wollte, hielt sie sich bei ihrem Schwager, dem Kaufmann Weißer in Mundelsheim am Neckar auf. In aller Frühe brachen die beiden Fußreisenden von Weinsberg auf, denn sie hatten vier Stunden nach Mundelsheim zu machen. Da

der Kaufmann Weißer ebenfalls eine erwachsene Tochter hatte, so wußte Stern eine Zeitlang nicht, welche von den beiden die richtige für ihn war. Endlich beim Ab- und Zugehen wurde es ihm klar, er sprach mit ihr und bekam einen solchen Eindruck, daß er es für den göttlichen Willen hielt, auf sie seine Wahl zu richten. Um Weinsberg noch bei guter Zeit zu erreichen, brachen sie bald auf. Auch sein Begleiter stimmte zu seiner Wahl, und auf dem Rückweg nach Gernsbach bat er die Freundin Holtzmann, eine Anfrage an die Jungfer Plouquet zu richten. Die Antwort fiel günstig aus. Stern war jetzt ein glücklicher Bräutigam und besuchte seine Braut, die bei einem Schwager in Stuttgart sich gerade aufhielt, von Gernsbach aus. Hier lernte er sie erst recht kennen. Als sie im März 1821 bei einem andern Schwager in Münsingen auf der rauhen Alb verweilte, machte Stern einen Ausflug dahin, dies Mal, um Zeit zu gewinnen, zu Pferd. Bereits am 10. Mai 1821 fand die Hochzeit in Mundelsheim Statt. Es waren glückliche Eheleute. Schon am 19. Juni schrieb er an den Freund Dittmar in Nürnberg, welcher dort mit Herrmann eine Erziehungsanstalt leitete: „Seit dem 10. Mai bin ich verehelicht, und fühle mich ganz glücklich. Wenn Ehen im Himmel geschlossen werden, so ist meine nicht nach menschlicher Ausklügelei geschlossen. Ich fühle mich im Haus jetzt schon so stark und vermögend, daß ich weit mehr leisten könnte, als mir im Augenblick vorliegt. Die Schule jedoch wächst. Es sind nun 27 Schüler. Ich woge hin und her, ob ich Zöglinge ins Haus aufnehmen soll." Am Schlusse des Briefs sagt er: „Zugleich lade ich einen Jeden von Euch ein, als Gastfreund in mein Haus einzukehren. Meine Frau wird freundlich entgegentreten." In einem andern Briefe vom August an denselben klagt er: „Die Kirchenvereinigung ist beschlossen, aber für Schule und Schullehrerbildung geschieht so bald noch nichts. Sie haben den schlechten Einfall, einzelne Schullehrerbildungs-Anstalten in mehreren Landstädten, wo zwei Pfarrer sind, anzulegen und sie durch Pfarrer und daselbst befindliche Schullehrer besorgen zu lassen." Es war eben nur ein Einfall.

Er hatte ein Jahr in der Ehe gelebt, da wurde ihm von dem genannten Erzieherverein in Nürnberg durch Vermittlung seines Freundes Marx der Antrag gestellt, selbst in diese Anstalt zu treten und die Hausvaterstelle zu übernehmen. Darauf schrieb er

am 9. Mai 1824 an Marx: „Mir wäre es eine große Lust, mit Euch zu leben und zu arbeiten, aber ich glaube, diese Neigung überwinden zu müssen, denn nur meine Persönlichkeit könnte Euch nützen, nicht aber die wissenschaftliche Bereicherung, die ich Euch zu bringen vermöchte, denn was ich weiß, weißt z. B. Du besser und reichhaltiger, und meine Persönlichkeit kann Euch in Deutschland leicht ersetzt werden, denn ich meine, sie sei eine deutsche, die sich oft wieder findet, und die durch das gemeinsame Leben hinlänglich ersetzt ist. Wenn ich mich ernstlich frage: Warum soll ich zu Euch gehen? so weiß ich außer der Befriedigung meiner Neigung keinen Grund, denn ich muß mir stets sagen: Ihr braucht mich nicht. Im Badischen aber kann ich nützlich werden, denn dieses Land bedarf der Arbeiter, und wo sind diese, die in unserm Sinne helfen? Vermag ich auch jetzt nicht viel zu thun, so kann ich vielleicht doch noch ein Werkzeug werden, das dem allgemeinen Wohl in Beziehung auf die Schule förderlich ist. Jetzt habe ich mir vorgenommen und arbeite auch täglich daran, Alles zur Vervollkommnung zweier Volksschulen zu thun. Das soll mir ein Maßstab sein, was man mit ernstlichem Willen im Kleinen erzielen kann. Ueberwinde ich diese Hindernisse, so lerne ich daran, wie man noch größere besiegt. Seht Ihr so eine Bedeutung in meinem Leben, so müßt Ihr meinen Vorsatz billigen und nicht verwerfen, und sollte Euch daran liegen, von Zeit zu Zeit mich mit dem Erfund Eurer neuen Fortschritte in Bildungssachen zu bereichern. Es muß Euch nicht daran liegen, wer das Bessere ins Leben einführt, sondern es muß Euch Alles daran liegen, wenn nur das Bessere eingeführt wird. In meinem Hause geht Alles gut, und meine Leute denken nur mit Freude an die vergnügten Stunden, die Deine heitere und glückliche Laune ihnen bereitet hat.“

So sehr man auch aus diesem Briefe entnehmen konnte, daß er wahrscheinlich in Nürnberg sich nicht niederlassen werde, so hatte er doch eigentlich nicht entschieden abgesagt. Er wollte es auf eigene Anschauung in den Herbstferien ankommen lassen. Seinen Wunsch, ihm von ihren Schriften, die sie herausgaben, mitzutheilen, erfüllten sie. Darunter fand sich eine Sammlung geistlicher Lieder für Hausandachten, ebenso eine Sammlung von Singweisen, welche Joseph Gersbach verfertigt hatte. Er benützte sie alsbald für seine Schüler, und durch diese kamen sie in die Kirche zur Erbauung

der Gemeinde. Die Weisen fielen so ins Gehör, daß nach mehrmaligem Gesange die Gemeinde selber mit einstimmte, nachdem sie sich den Text von ihren Kindern verschafft hatte. In Gernsbach also wurden zuerst die rhythmischen choralartigen Lieder von einer ganzen Gemeinde gesungen. Während die früheren Geistlichen aus Witschel's rationalistischem, sentimentalem Andachtsbüchlein beteten, was unserm Stern zuwider war, betete er die kräftigen alten Gebetslieder, „wobei ich", sagt er, „jedes Mal eine innere Belebung und Erwärmung empfand."

Es trat nun in dem Lebensgange des Diaconus von Gernsbach ein bedeutendes Ereigniß ein, obwohl er es damals noch nicht dafür ansah. Wenn man sonst im Allgemeinen von einer Kirchen- und Schulvisitation das Wort anwenden kann: „Visitare, es bleibt wie es ware", so war dies doch nicht mit der Visitation der Fall, welche der Dekan der Diözese, der Kirchenrath Katz, zwischen Pfingsten und den Herbstferien in Gernsbach vornahm. Die Prüfung der Stern'schen Schule wurde zuletzt abgehalten. Was der Diaconus getrieben hatte, führte er vor. Katz war außerordentlich zufrieden mit den Leistungen der Schüler. Nachdem er zurückgekehrt war, erstattete er an die evangelische Kirchen- und Schulbehörde einen sehr günstigen Bericht, und ohne Stern's Wissen empfahl er denselben zum Inspektor und Hauptlehrer des evangelischen Schullehrerseminars, welches die Regierung im Sinne hatte, in Karlsruhe zu errichten. Bereits hatte Prälat Hebel bei den Ständen die Errichtung des Seminars beantragt. Hebel kam nun aber auch selber nach Gernsbach, besuchte Stern's Schule und ließ ihn unterrichten. Nach dem Unterrichte forderte er den Diaconus zu einem Spaziergange auf. Und hier geschah es, daß er ihm die fragliche Stelle antrug. Stern war freudig bewegt über diesen Antrag und erklärte seine Bereitwilligkeit, diese Stelle anzunehmen. Lag doch jetzt das Ziel seines Lebens vor ihm ausgebreitet. Einige Wochen nachher kam Hebel abermals nach Gernsbach und brachte den Kirchenrath Doll mit. Es wurde nun das Nähere der zu errichtenden Anstalt besprochen, und bald nachher erhielt er eine schriftliche Aufforderung, die Berufung zu dieser Stelle anzunehmen und anzugeben, was er als Besoldung verlange. Er wollte aber vorher die versprochene Reise in den Herbstferien ausführen, ehe er sich definitiv ausspreche. Erst späterhin erfuhr Stern, daß er seine Berufung allein dem Kirchenrath Katz

zu danken habe. Hebel erhob anfangs den entschiedensten Widerstand. Er wollte an die Spitze des Seminars einen erfahrenen, praktischen Schulmann gestellt wissen, und bereits waren drei Schullehrer bezeichnet, von denen einer gewählt werden sollte, um ihn zum Vorstand der Anstalt zu machen. Hebel soll sogar geäußert haben, man werde noch sehen, daß man sich eine Laus in den Pelz gesetzt habe.

Kaum hatten Stern's Ferien begonnen, so finden wir ihn schon auf der Reise nach Nürnberg. Er hatte seinen jüngsten Bruder Martin von Mosbach mitgenommen. Fast die ganze Reise hin und zurück machten die beiden Brüder zu Fuß. Der Aufenthalt in Nürnberg währte acht Tage. Die alte deutsche Stadt mit ihrer großen Vergangenheit gefiel ihm sehr. Das ließ sich auch von dem deutschen Mann zum Voraus erwarten, aber bald überzeugte er sich auch, daß der Lehrerverein keinen innern Zusammenhalt habe und daher nicht lange bestehen werde. Seine Vermuthung ist bekanntlich auch bald eingetroffen. „Ich war mir nun innerlich gewiß," schreibt er, „daß ich nicht dahin gehen sollte. Mit freudigem Muth kehrte ich daher in das Vaterland zurück." Er gab nun an die Behörde seine Erklärung zur Uebernahme der Stelle schriftlich ab. Seine Forderung setzte er zu niedrig an; nur 1200 Gulden und freie Wohnung verlangte er. Nicht einmal die Kosten des Umzugs begehrte er. Daß die Behörde nichts Uebriges that, begreift sich. Es dauerte aber noch gut fünf Viertel Jahre, bis die Anstalt errichtet werden konnte. Denn es fanden noch lange Unterhandlungen zwischen ihm und der Behörde über Einrichtung des Seminars Statt. Nicht einmal ein Haus war vorhanden. Sogar in den vierten Stock des Hauses eines Kaufmanns wollte man die Anstalt verlegen. Auch hatte man im Sinne, nur einige Hauptlehrfächer Stern zu übertragen, allen übrigen Unterricht aber durch Lehrer des Lyceums und der Volksschulen ertheilen zu lassen. Daß er damit nicht einverstanden war, werden wir alsbald sehen. Ihm war von dem Großherzog Ludwig die Hauptlehrerstelle mit dem Charakter eines Professors unter'm 24. Mai 1823 übertragen worden. Schon im Januar dieses Jahres hatte ihm Freund Marx von Nürnberg zu der Aussicht seine Glückwünsche ausgesprochen, „Deinetwegen, weil Du so dem wahren Ziele deines Lebens näher rückst, als auch des Vaterlandes wegen, für das sich so doch eine Pflanz-

schule gesunder Volkslehrer bilden wird." Schon in diesem Briefe klagt dieser Pestalozzianer, daß der Geist ihm nicht mehr gefalle, der mit Raumer eingezogen sei. Obwohl er denselben achte, so neige er eben zur Seite der Frömmler, und Dittmar übertreibe es bis zur Abgeschmacktheit. Das könne auch dem wahrhaft frommen und gesunden Sinne Gersbach's nicht zusagen. Deßhalb empfehle er den Gersbach für die Anstalt in Karlsruhe. Kaum regten sich die ersten Flügelschläge rechter, christlicher Frömmigkeit, so war dies schon diesen Rationalisten zu viel. Um die Pfingstzeit schrieb Joseph Gersbach selber an Stern eine Art von Lamento über die frömmelnde Richtung der Anstalt, die Raumer und Ranke hinein gebracht hätten. Statt auf entwickelnden Unterricht halte man auf tüchtiges Auswendiglernen und Einüben des Behandelten. Marx und andere Lehrer seien schon fortgegangen und er möge auch nicht länger bleiben. Er frage an, ob er in der künftigen Anstalt nicht eine Musiklehrerstelle bekleiden könne, was ihm am liebsten wäre. Er gehöre zwar noch der katholischen Kirche an, habe aber im Sinne, überzutreten. „Dieses Schreiben", sagt Stern, „ergriff mich außerordentlich und ich sah aus demselbigen, wie Gott Alles in dem Einzelsten leite und wie er zur rechten Zeit Alles schicke, was nach seinen Absichten gelingen soll. Ich erinnere mich noch, wie ich damals am Pfingstfest mit besonderer Wärme von der Kraft und Wirkung des h. Geistes gepredigt habe, der die Herzen der Menschen dahin bringe, daß sie thun müssen, was Gott wolle."

Kaum war Pfingsten vorüber, so machte er sich früh Morgens auf den Weg, er wählte aber nicht die bequeme Landstraße, sondern ging über Berg und Thal. Eben schlug es acht Uhr in Karlsruhe, als er durch das Ettlinger Thor schritt und gerades Wegs zu Prälat Hebel ging. Er setzte demselben aus einander, daß er es nicht für zweckmäßig halte, wenn viele Lehrer den Unterricht an der künftigen Anstalt ertheilen würden. Der Unterricht müsse in einem Geiste gegeben werden, und jeder Lehrer müsse von den gleichen bildenden Grundsätzen ausgehen. Wie denn das erreicht werden könne? fragte der Prälat. Darauf antwortete Stern, daß er allen Unterricht außer dem musikalischen übernehmen wolle, wenn man denselben seinem Freunde Gersbach übertragen würde. Hebel erhob allerlei Bedenklichkeiten, namentlich auch wegen der Confession Gersbach's. Stern suchte diese Bedenken zu

zerstreuen, indem Gersbach an der Grenze des Landes, nämlich in Schopfheim den Wechsel ohne Aufsehen vollziehen werde. Hebel gab jetzt nach und forderte Stern auf, seine Gedanken schriftlich an die Behörde aufzusetzen. Er that's, und seine Darlegung fand eine gute Aufnahme. Ich habe ein Paar Briefe Stern's aus jener Zeit an Gersbach vor mir liegen, worin er mit ihm die Seminar-Angelegenheiten und die persönlichen Verhältnisse Gersbach's bespricht. Er that alles Mögliche, schriftlich und mündlich, nur um seinen Freund für die Anstalt zu gewinnen. „Unbeschreiblich sollte es mich freuen", schreibt er am 23. Mai an ihn, „wenn der Himmel (?) uns wieder an solchem sichern und herrlichen Wirkungskreis zusammenführt, und fest glaube ich, daß es eine höhere Macht so haben will, weil Dein Brief jetzt gerade eintreffen mußte. Die Saat ist da; wenn Du kommst, bedarf es nicht mehr der Schnitter, und diese werden keinen Schweiß scheuen. Sind auch Deine ökonomischen Verhältnisse ungenügend, so denke, daß aus einem kleinen, redlich und treu betriebenen Anfang ein besserer und erquicklicherer Zustand sich von selbst bilden werde. Ich habe im Vaterlande ausgeharrt, und mein Loos ist nun auf's lieblichste gefallen. Möchtest Du diese Erfahrung auch machen!" Schon am 1. August konnte er seinem Freunde einen Erlaß der Kirchensection mittheilen, daß er mit 550 Gulden gegen Ertheilung von 12 bis 14 Stunden anzustellen sei. Es war ein geringer Gehalt und noch obendrein die Anstellung nicht fest. Stern tröstete ihn, es werde noch besser kommen. Doch konnte er als ein Freund, der sich sagen ließ, aber auch Andern die Wahrheit sagte, es nicht unterlassen, ihm seine Unruhe und Veränderungslust vorzuhalten. „Glaube aber, daß Du in solcher Haltung zu keinem erfolgreichen Ziel irgend einer Wirksamkeit kommst. Ich bin nun vier Jahre hier. Meine ersten Jahre waren nicht so gar erfreulich. Aber nun kann ich sagen, daß ich mit Freuden auf mein Feld hinsehen kann; und bliebe ich noch länger hier, so wäre ich ein gewurzelter Baum, sich selbst zur Lust und Andern zum Nutzen. Wie gesagt, ein Unvollkommnes werden wir leisten. Genüge ich Dir nicht, so mach' mich zu dem, was ich sein soll, und Du wirst finden, daß es am Wollen nicht fehlt. Hat die Anstalt sonst ihre Mängel, so umgehe sie nicht und geh' nicht anderswohin, wo Du sie nicht zu finden glaubst, sondern räume sie hinweg, oder mache, daß man sie nicht fühlt. Verzeihe mir diese Sprache!

Aber Freunde sollen ja offen und redlich an einander handeln; und vor dem Beginn eines großen Werks soll man sich ja Alles sagen, was kommen könnte."

Gersbach erklärte sich in einer Eingabe an die Behörde zur Uebernahme der Lehrstelle bereit. Seine Erklärung wurde sehr gut aufgenommen. Die Behörde wünschte, daß sein Uebertritt noch in Nürnberg vor sich gehen möchte. Das geschah wohl auch. Am 8. September drückte ihm Stern seine Freude über sein Kommen aus: „Nun, mich hat's sehr erfreut und erhoben, daß Du kommst, und ich weiß meine Freude nur gegen den Himmel auszudrücken, der es so wunderbar gefügt hat. Ich hätte mir's ja niemals mehr träumen lassen, daß wir zu solchem Wirken auf dieser Welt noch zusammen gekommen wären. Verleihe er uns nur stets in Zukunft helle Einsicht, daß wir mit Verständigkeit um uns schauen und stets den rechten Augenblick verstehen, und dazu Gesundheit und frohen Muth."

Kaum war die Errichtung eines Seminars bekannt geworden, so meldeten sich viele junge Leute. Auch hatte Gott für ein Haus gesorgt, es steht in der Spitalstraße, ist zweistöckig, hat einen Hof, noch einen zweistöckigen Hinterbau und dazu einen Garten. Dort befindet sich heute die Gutsch'sche Druckerei. Kurz, es ließ sich Alles zur Freude unseres Gernsbacher Diaconus an. Doch es wechselte in seinem Leben, wie in dem anderer Leute, Freud' und Leid. Da muß ich denn die Leser an zwei Sterbebette führen, das eine in Karlsruhe, das andere in Mosbach. Es war im ersten Winter, welchen Stern in Gernsbach zubrachte, schrieb ihm sein lieber Freund, der Professor Holtzmann, daß er schwer krank gewesen sei, aber daß es ihm jetzt besser gehe. Der Brief, den er ihm schreibe, sei der erste, welchen er ablasse. Es waren kaum vierzehn Tage vergangen, da fühlte Stern, wie er uns selber erzählt, eine innerliche Unruhe und Besorgniß um den Karlsruher Freund. Obwohl er am nächsten Sonntag die Vormittagspredigt zu halten hatte, so entschloß er sich doch, zu gehen. Er bat deshalb seinen Collegen um Uebernahme dieser Amtspflicht, er könne nicht anders, er müsse seinen Holtzmann sehen. Morgens um 3 Uhr im Februar bei Glatteis ging er von Gernsbach weg, er kam erst spät am Nachmittag in Karlsruhe an. Sein erster Gang war natürlich in Holtzmann's Wohnung. Schon auf der Stiege kam ihm dessen Gattin tief betrübt entgegen, der Kranke liege

hoffnungslos darnieder, Niemand dürfe ihn mehr besuchen. Stern bezeugte ihr seine innige Theilnahme, aber auch, daß es ihn schmerze, nach einem so mühevollen, weiten Wege ihn nicht mehr sehen zu dürfen. Sie lehnte diese Bitte entschieden ab. Eben wollte er wieder die Stiege hinabgehen, da kam eine Person heraus, der Kranke wünsche Stern's Besuch. Durch zwei Stuben hatte er Stern's Stimme gehört, obwohl derselbe gar nicht laut sprach. Wie erschrack Stern, als er diese leichenähnliche Gestalt erblickte! Nicht genug konnte der Todtkranke seine Freude über diesen Besuch und seinen Dank für Vieles aussprechen. Er nahm auf die herzbeweglichste Weise Abschied von dem Freunde und wollte ihm noch Vieles über die Zukunft sagen, in welche er einen Blick zu haben glaubte, aber die Worte waren so leise und undeutlich gesprochen, daß Stern sie nicht verstand. Des andern Tages starb er. Der Abschied ging ihm recht nahe, noch mehr und tiefer der seiner Mutter. Er stand im vierten Jahre seiner Arbeit in Gernsbach. Sie hatte ihren Wilhelm sehr lieb, wie wir schon wissen, und wünschte sehnlichst, ihn in seiner Pfarrei zu besuchen. Auch hofften die Gernsbacher Eheleute, sie recht bald zu sehen. Eines Morgens fühlte der Sohn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der theuern Mutter, der er so viel verdankte, wie er sagt. Er suchte sich durch Geschäfte zu zerstreuen, er begann seine Schule, konnte aber den Unterricht nicht fortsetzen, so daß er seine Schüler entließ. Er theilte seiner Frau seine innere Unruhe mit, sie suchte ihn dadurch zurückzuhalten, daß sie ihm erklärte, er kenne ja ihre Umstände, daß sie täglich ihre Niederkunft erwarte. Es half nichts. Nachdem er seine Pfarrgeschäfte dem ersten Stadtpfarrer übertragen hatte, ging er über Berg und Thal Mosbach zu und kam an, als man sich gerade Mittags zu Tische setzte. Die Eltern wunderten sich über sein Kommen, die Mutter saß noch am Tische. Er sagte natürlich nicht, was ihn hierher getrieben habe. Die Mutter äußerte, daß sie sich gar nicht wohl fühle, und es war auch wirklich der letzte Tag, an welchem sie auf war. Stern blieb noch einige Tage im elterlichen Hause und besonders bei der Mutter. Der Abschied war dem liebenden Sohne außerordentlich schmerzlich, denn er sah wohl, daß es eine Trennung auf Nichtwiedersehen in dieser Welt war, denn sie litt an der Wassersucht. Sie sprachen von Trennung und Wiedersehen im andern Leben, er konnte ihr nur danken für alle Liebe, Sorgfalt und Aufopferung, die

sie ihm während seines ganzen Lebens erwiesen hatte; „aber trösten, stärken, für ihren Tod vorbereiten konnte ich nicht," klagt er späterhin, „denn ich hatte keinen Heiland, wußte von keiner Versöhnung, und sie wäre dafür so empfänglich gewesen." Das rationalistische Gesangbuch der Pfalz genügte ihr nicht, sie hielt sich an das gute Marburger und betete viel die alten Kernlieder. Aber auch sie hatte durch den glaubenslosen Rationalismus, der nichts wußte, als von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zu reden, Noth gelitten. Sie hatte keine tiefere Erkenntniß ihrer selbst und eines lebendigen Glaubens an Christum, obwohl sie ein sehr tiefes Gemüth hatte, wahrhaftig und demüthig war und Eifer für alles Gute besaß. Vater Stern hatte oft einen harten, unbeugsamen Willen, und wenn er zürnte; fürchtete sich Jedermann vor ihm, nur die sanfte, kluge Frau wußte ihn zu mäßigen.

Als Stern nach dem schmerzlichen Abschiede von dem treuen Mutterherzen nach Gernsbach zurückgekehrt war, den Tag nachher wurde ihm sein zweites Kind, der Sohn Rudolf, geboren. Sein erstes war die Tochter Julie, die auf des Vaters Geburtstag zur Welt kam, gerade als sein Freund Marx auf Besuch bei ihnen im Hause war. Aber wir können nicht mit ihm von Gernsbach scheiden, ohne noch dreier Besuche zu gedenken, welche er in seinem Diktate erwähnt. Es geschah im Jahre 1821, daß die in Karlsruhe versammelten Mitglieder der Generalsynode einen Ausflug in das romantische Murgthal machten. Unter ihnen war auch der Kirchenrath Daub, der bekannte Theologe. Er lud den Diaconus zu Tisch und bei einem Gange nach dem Schlosse Eberstein, den sie mit einander machten, fragte ihn Daub nach seiner theologischen Fortbildung. Die Naturwissenschaften beschäftigten ihn jetzt ganz und gar, erwiderte Stern. „Da finde ich Sie auf einem Irrwege," meinte Daub, „und es wird Ihnen schwer werden, zur christlichen Theologie zurückzukehren." Der Diaconus gab sich aber noch nicht geschlagen, er meinte, in der Betrachtung der Natur komme er Gott näher, als durch philosophische Betrachtung christlicher Glaubenssätze, deren Inhalt ihm immer mehr zusammengeschwunden sei. Daub warnte ihn dringend vor den Naturstudien, sie führten in den Materialismus. Was bekanntlich für Viele die Klippe ist, an welcher sie scheitern. Ein ziemlich entgegengesetzter Besuch war der des Kirchenraths Paulus, welcher mit seiner Frau sich im Murgthale ergehen wollte. Er lud Stern zu sich ein, aber dieser fand

an dessen Unterhaltung nichts Erwärmendes und Belebendes. „Ich fand an ihm nichts als einen schneidenden Verstand, der seine Schärfe gegen Alles wendete, was an Offenbarung und Glauben grenzte," bemerkt Stern. Ein Mann ähnlichen Sinnes, obwohl in einem andern Fache, war der Naturforscher Oken, welcher mit Frau und Sohn den Diaconus aufsuchte. Stern freute sich sehr, diesen Mann, dessen naturgeschichtliche Werke ihn angezogen hatten, persönlich kennen zu lernen. Als sie mit einander einen Spaziergang machten, wunderte sich Stern sehr, zu bemerken, daß der berühmte Naturforscher manche Pflanzen, die sie unter Wegs trafen, nicht genau kannte. Auch fiel ihm auf, daß Oken seine Galle über das Aufkommen der Frömmler oder Pietisten in dieser Zeit des Aufschwungs von Deutschland ausgoß. Oken meinte, das sei ein großer Schade, denn diese Leute seien unerträglich, weil sie in dem stolzen Wahne stünden, sie wären Gott näher, als andere Leute und Gottes Rathsleute. So war eben Oken und nicht anders.

Endlich kam der Abschied von Gernsbach. Er wurde ihm durch die Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler und deren Eltern sehr schwer. „In meiner Abschiedspredigt", erzählt er, „die ich sehr sorgfältig ausgearbeitet hatte, sprach ich mich sehr bewegt über Alles aus, was mich Gott in diesem schönen Thale hatte erfahren lassen. Mein Gottvertrauen war sehr stark, denn ich hatte bisher auf so auffallende Weise erfahren, wie weise und gnädig Gott mit mir bisher Alles geleitet hatte. Mit der innigsten Freude sprach ich es, wo ich konnte, aus, daß Gott die Geschicke der Menschen leite, daß man in Allem auf ihn zu sehen habe und seine Gedanken mit uns zu erkennen suchen solle. Auf das bestimmteste sprach ich es aus, daß Gott Alles herrlich mit uns mache, wenn wir ihm folgten, und daß an allem Elend, aller Noth, Verkrüppelung und Armuth der Menschen wir selbst schuld seien." Oft hatte er diese Wahrheiten in seinen Predigten wiederholt und er mußte hören, daß manche Gemeindeglieder darüber murrten. Als er bei einer vornehmen katholischen Familie sich verabschiedete, bemerkte die Dame des Hauses, sie habe gehört, seine Abschiedspredigt habe einen sehr pietistischen Inhalt gehabt; und wir wissen doch, und werden es noch weiter hören, daß Stern nichts weniger, als ein Pietist war.

9.

Die ersten Jahre des Karlsruher Seminars.

Wir müssen noch einmal nach Gernsbach zurückkehren, denn dort war es, wo er seine Gedanken über die Einrichtung des Seminars niederschrieb. Unter'm 1. März 1823 war er nämlich durch einen Erlaß, der von dem späteren Minister Winter unterzeichnet ist, aufgefordert worden, „seine Ansichten und Ideen über die innere Einrichtung des zu errichtenden Schullehrer-Seminars zu zwei Klassen anher vorzulegen, dabei auch anzugeben, welche Lehrmethode er bei dieser Lehranstalt zu befolgen gedenke." Es liegt vor mir die Stern'sche Arbeit, die durch und durch praktischer Natur ist. Wir hören gewiß gerne seine damaligen Gedanken. Er theilte seinen Entwurf in zwei Theile, in das Lehrgeschäft und in die zu befolgende Methode. Er sagt über den ersten Punkt: „Wie ich mir die Anordnung des Unterrichts denke, so sollte derselbe ganz so gegeben werden, wie ihn die Zöglinge später anzuwenden haben. Eine solche Anordnung erschwert zwar die Uebersichtlichkeit des Unterrichts, gewährt aber den Vortheil, daß die Zöglinge eine mehr praktische, selbständige Einsicht in den Unterrichtsgang erhalten, so daß sie genau wissen, was und wie sie für jedes Jugendalter zweckmäßig lehren sollen. Dagegen wird ja so oft gesündigt, daß die Natur und Fassungskraft jedes kindlichen Alters nicht genug gewürdigt wird. Die Meisten werden sich gestehen müssen, daß sie durch Mißgriffe klug werden." Er nimmt nun im Weiteren richtig an, daß die meisten Schulen in drei Klassen geschieden werden müssen. In die erste Klasse führt er Kinder von 5 bis 7 Jahren ein und läßt sie ihre Sprachwerkzeuge üben, die äußeren Sinne, namentlich das Auge und das Ohr schärfen. Das geschieht im ersten halben Jahre, im zweiten lernen sie die Anfangsgründe des Lesens und Zählens. Als Belohnung empfiehlt er Erzählungen aus der heiligen Geschichte, so wie die Volkssagen unseres Landes. Zum Lesenlernen hält er die Verbindung vom Buchstabiren und Lautiren am zuträglichsten, „wenn keine Einseitigkeit entstehen soll." Die zweite

Klasse umfaßt Kinder von 8 bis 11 Jahren. Hier empfiehlt er Lesen in einem Lesebuche, und sagt, daß es noch kein ganz befriedigendes gebe; — dafür hat er späterhin gesorgt —, sowie das Lesen in der biblischen Geschichte, die er nacherzählt haben will. Strenge hält er darauf, daß die Seminaristen darin „zur höchsten Kunstfertigkeit gebracht werden." Im Rechnen läßt er das Kopfrechnen dem Zifferrechnen vorangehen. In der Geometrie will er die Hauptsätze lehren, insofern sie in der Anschauung liegen. Das Zeichnen, Schreiben, die Heimathskunde und namentlich deutsche Sprache sind Lehrgegenstände. Auch der Religion schenkt er seine Aufmerksamkeit. Er rechnet dahin zweistimmige geistliche, auch erhebende weltliche Lieder, nähere Bekanntschaft mit der heiligen Geschichte, Erlernung der vorzüglichsten Tugend- und Glaubenswahrheiten und Sittenregeln. „Diese acht Unterrichtszweige könnten die Zöglinge in einem halben Jahre vollenden, wenn die nöthigen Stunden zweckmäßig dafür bestimmt werden." In der dritten Klasse hat er Kinder von 12 bis 14 Jahren. Hier müßten die vorigen Gegenstände erweitert, und dann zur Länderkunde und deutschen Geschichte fortgeschritten werden. Es kämen als neue Gegenstände Naturlehre und die Naturreiche hinzu, „als eine Ahnung von der ordnenden Weisheit des Schöpfers." Im letzten Halbjahre verlangt er praktische Lehrversuche der Zöglinge in den Schulen von Karlsruhe.

Die Uebungen im Klavier- und Orgelspiel, so wie im Gesang müßten gleich von vorne herein getrieben werden.

In Beziehung auf die zu befolgende Methode äußert er sich gewiß sehr richtig: „Ich möchte keine Methode so hoch stellen, als sie vielleicht von Manchen gestellt wird. Ich halte jede Methode nur für ein untergeordnetes Hülfsmittel; über derselben schwebt der erleuchtete Geist und glüht das warme Herz des Lehrers, daher auch der starke Geist, wenn er die Kunst des Lehrens und Bildens nicht gelernt hat, sich seinen eigenen Weg bahnt und glücklich zum Ziel kommt, wogegen die beste Methode, von geistlosen und ungeschickten Lehrern gehandhabt, dennoch ihr Ziel verfehlt." Er sagt: „Ob ich mich gleich in der Pestalozzi'schen Lehranstalt in meiner ersten Lehr- und Lernzeit gebildet habe, so entgeht mir dennoch nicht, daß in den meisten von Pestalozzi'schen Schülern bearbeiteten Unterrichtsgegenständen eine Mangelhaftigkeit darin gefunden werde, daß die meisten Uebungen zu weit ausgesponnen sind, daß sie da-

durch trocken und ermüdend werden." Er gibt dann einige Grundzüge einer jeden Methode an, die er als wahr und erfahrungsgemäß gefunden hat. 1) Bei jedem Unterrichtsgegenstand will er die Kraft üben, welche dabei thätig ist, ohne sich sogleich in Anwendungen zu verlieren. 2) Was man durch Anschauung begreifen kann, soll man nicht durch abstraktes Denken und Unterrichten lehren. 3) Das Können und Machen soll dem Verstehen vorausgehen. 4) Vielseitige Uebung und Beschauung des Nahen und Erkannten führt zu einer gründlicheren Erkenntniß und Tüchtigkeit, als das Jagen nach dem Vielerlei und Entlegenen. 5) Was die Schüler selbst erdenken können, soll man ihnen nicht vordenken.

Das sind lauter gesunde Grundsätze für den Unterricht. Wenn er aber nach seiner damaligen inneren Stellung meint, daß ein solcher naturgemäßer Unterricht auch die Veredlung des Gemüths hervorbringe, so irrt er gewaltig. Der gefährliche Irrthum von der Güte der menschlichen Natur, wie ihn einst Pelagius hegte, und nach Rousseau auch Pestalozzi wie einen Mehlthau auf seinen Erziehungsanstalten liegen hatte, durchzog damals Stern's Gedankenkreis, und er legt ihn in seinem Entwurfe der Regierung blos, und hier gab es wohl keinen Einzigen, der das Verkehrte eingesehen hätte. Als Bedingung zur Aufnahme ins Seminar stellt er auf: „Ein gesunder Leib, ein wackerer Geist, ein unverdorbenes Herz, ein feines Gehör und gute Stimme, Lieblichkeit des äußeren Wesens dürften als die nächsten Bedingungen für die Aufnahme der Zöglinge festgesetzt werden. Fertigkeit im Klavierspielen, im Rechnen und Rechtschreiben würde als die Vorbereitung zum Eintritt in dieselbe gelten."

Seinen Bericht schloß Stern damals, man erkennt ganz darin seine rationalistische Stellung: „Möchten diese dargelegten Andeutungen die Gedanken eines Lehrers in Klarheit enthüllen, der sich bestrebt, seine Zeit und Kräfte, die ein gütiger Himmel ihm schenkte und durch wohlthätige Fügungen und Führungen bis so weit erziehen half, zum Dienst seines ihm theuern Vaterlandes zu verwenden und ein nützliches Glied in seinen schönen Veranstaltungen zur Bildung brauchbarer Mitbürger und sittlich frommer Menschen zu werden."

Er hatte schon mehrere Jahre das Seminar geleitet, da gab er auf Veranlassung von Dittmar, welcher damals Aussicht hatte, bayerischer Seminar-Director zu werden, eine Schilderung des

Seminarlebens. Es ist kurz, aber frisch geschrieben: „Nach zurückgelegtem 16. Jahre sind sie aufnahmsfähig. Zwei Jahre bleiben sie hier. Behalte sie ja nicht länger. Nach dem 14. Jahre kommen sie um Erlaubniß zur Aufnahme unter die Zahl der Schulpräparanden ein. Sie bestehen ein Tentamen. Dann sollen sie einem geschickten Schulmann zur Vorbildung zugewiesen werden. Das Reglement für die Vorbereitung haben wir verfaßt und ist vom Ministerium ausgegangen. Das Hauptübel, das wir bis jetzt erfahren haben, ist die schlechte Vorbereitung ins Seminar, und das noch größere Uebel ist, daß sie so Viele zum Lehramte bestimmen und zugelassen werden, die keinen Beruf haben. So lange die Lehrerbesoldungen noch so schlecht sind und für die Einrichtung der Schulen so wenig gethan wird, werden sich gute und bemittelte Köpfe nicht für diesen Stand der Qual bestimmen, und darum kann man keine große Auswahl machen. Man muß froh sein, daß sich nur so viele gute Gemüther finden lassen. Ins Seminar werden sie auf vierwöchentliche Probezeit aufgenommen. Dieses Frühjahr haben wir drei zurückgeschickt, man hätte aber zehn zurückschicken sollen."

„Verköstigung. Wer Alles von der Anstalt bezieht, wie Bett, Wäsche ꝛc., bezahlt jährlich 130 fl., aber das ist zu viel. Ihr müßt es wohlfeiler machen. Kein Frühstück, nur Brod, Mittags das Gewöhnliche, Abends Suppe und Salat, oder Kartoffeln ꝛc. Am Sonntag was Besseres. Statt Frühstück 1 Kreuzer Geld."

„Disciplin. Kein Carcer! Nichts als Verweis. Bei der Morgenandacht, die 1/4 Stunde dauert, werden die Gebrechen des Hauses untersucht. Ein verschlossenes Kästchen besteht, worin ein Jeder einen Zettel werfen und vorbringen kann, was er will. Aller Unordnung wird da gesteuert. Die Angaben müssen mit Zeugen belegt sein. Nach dem Angeber darf nicht gefragt werden. Auch gegen uns dürfen sie Bemerkungen machen und über die Einrichtungen des ganzen Hauses. Grobe Vergehungen trage ich in ein Buch und lasse die Angabe unterschreiben, und drohe, das Aufgemerkte in ihr Zeugniß zu setzen, wenn sie sich nicht radikaliter bessern. Das Letztere wirkt tief. So wird auch dem Unfleiß begegnet. Die Besseren muß man dabei eben oft einzeln sprechen und über den Gang der Dinge befragen.

Vergeßlichkeiten, Unreinlichkeiten, Balgereien, Schimpfreden ꝛc. werden mit Geld bestraft. Die höchste Strafe ist 3 Kreuzer, die

7*

niedrigste 1 Kreuzer. Bis jetzt fielen im Durchschnitt jährlich 6 bis 8 fl. Ich habe früher das Geld bei Reisen unter sie vertheilt. Jetzt behalte ich es und verwende es auf physikalische Anschaffungen.

Ferien sind an Ostern 4 Wochen, im Herbst gewöhnlich 5 Wochen. Prüfung an Ostern, öffentlich, ist unzweckmäßig, für uns war sie jedoch gut. Die öffentliche Prüfung hat Freunde gewonnen. Oft kamen sie aus fernen Theilen des Landes, und wir waren dadurch vor dem verwerfenden Urtheil der Ministeriellen gesichert.

Im Sommer wird um 4 Uhr aufgestanden, um 9 Uhr Abends zu Bett. Reisen im Sommer wirken gut und sind sehr nützlich.

Jeder der zweijährigen Schüler ist angehalten, einen Theil des Unterrichts mit besorgen zu helfen bei den Einjährigen. Ich stelle jeden nach seinen Kräften an. Das hilft uns außerordentlich, und nur dadurch war es möglich, daß wir eine recht praktische Richtung nehmen und die Leute zu größerer Wirksamkeit befähigen konnten. Täglich muß einer der Aelteren den ganzen Tag in die Seminarschule und muß helfen unterrichten, auch in die übrigen öffentlichen Schulen schicke ich einen Theil der Aelteren täglich auf eine Stunde und da müssen sie auch helfen. Komm selbst, es ist zu viel zu sagen."

Stern legte verschiedene Schriften bei, z. B. eine Abschrift der inneren Einrichtung des Weißenfelser Seminars, und sagt dazu: „Sie ist vortrefflich und ich traure nur, daß ich nicht freie Hand habe, Alles so einzurichten, wie es sein sollte." Im Packet lagen auch drei Hefte der Schreibschule, sowie zwei neue Abtheilungen des Sprachbuchs, „die dritte wird eben gedruckt. Der Anfang der Sprachübungen wird wesentlich geändert, d. h., verbessert. Nimm Alles wohl auf! Wenn wir uns hingesetzt haben im Schulplan mit unsern Lehrbüchern, so nimm das nicht übel; es kann doch wohl nicht anders sein, da unsere Leute in keinen anderen Karren passen."

Bald nachdem Dittmar ihm geantwortet hatte, ließ er abermals einen langen, langen Brief an denselben abgehen, von dem ich doch Einiges mittheilen muß: „Alles haben wir von Dir erhalten, Briefe, Gruß, freundliche Empfehlung, Lob, daß man schier schamroth wird, wenn ein staubiger Schulmeister nach einem entstellenden Winter seine Gesichtsfarbe wechseln könnte, Aufruf,

Mahnung." Prälat Hüffel, „unser Oberster," übertrug ihm nach der Fastnacht die Ausfertigung eines Landschulplans und dazu übergab er ihm seinen Entwurf und empfahl Eile, so daß er über Hals und Kopf daran arbeitete. „Alle Schulmeisterweisheit ist dran verschwendet und alle Punkte sind mit Freunden durchgesprochen." Sein Direktor Katz hatte etwas Aehnliches für die Karlsruher Stadtschulen ausgearbeitet und wünschte natürlich Einführung. „So stehe ich zwischen zwei feindlichen Feuern. Was Alles werden wird, wollen wir in Geduld erwarten." „Es kann in Zukunft Vieles anders werden, wenn uns der Herr nur den rechten Verstand gibt, die Mitte zu gewinnen und allem Verkehrten und Schlechten und Nichtswürdigen mit Kraft und Nachdruck zu begegnen. Wenn nur auch Gersbach aushält. Aber er denkt nur zu oft an die Schweiz, doch hat er sich in Vielem geändert. Du solltest ihn nur einmal sehen, wie froh, aufgeräumt, thätig, manchmal aus den Fugen er bei unsern wöchentlichen Lehrerversammlungen sein kann. Schon recht wackere Leute haben sich an uns angeschlossen, und bei unsern Zusammenkünften geht es sehr ernst und würdig zu."

Zu seiner Erholung hatte Gersbach im Jahre 1827 eine Reise nach der Schweiz gemacht. Stern schrieb ihm dahin ein Paar Briefe, in welchen er seinem Freunde viele Einzelheiten aus dem Seminar und namentlich über die Sprachbücher mittheilt. „Seit drei Wochen," schreibt er, „hatten wir hier eine reisende Akademie. Alexander Braun war da, Agassiz und Schimper. Da wurden fast jeden Abend gelehrte Vorlesungen gehalten, stets über naturgeschichtliche und naturphilosophische Gegenstände. Ich habe viel dabei gesehen und viel dabei gelernt." „Bisher habe ich nur immer an der Anleitung gefeilt und das Rechnen fortgeführt. Ich meine, jetzt sei's mit dem Rechnen gewonnen." In einem andern Briefe vom 15. Dezember macht er die Mittheilung: „Es liegt im Staatsministerium, daß wir ein Haus bekommen sollen. Die Herren, die ich besuchte und die entscheiden, versprachen das Beste." Dieses Versprechen ist gehalten worden.

Die Schriften Stern's wurden immer bekannter und anerkannter. Diesterweg, welcher damals als Seminardirektor in Mörs in Rheinpreußen stand, schrieb ihm unterm 6. Februar 1828: „Daß die Hochachtung gegen ihn und Gersbach wegen ihrer Arbeiten ihn veranlasse, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen." Er

legte seine Raumlehre und einige Hefte der rheinischen Blätter bei und sagt: „Ich bitte für dieselben um ein nachsichtiges Urtheil. Man bleibt immer hinter dem Ziele, das man sich gesteckt hat, weit zurück. Ich würde jeden Beitrag zu den rheinischen Blättern von Ihnen und Herrn Gersbach jeder Zeit mit Dank aufnehmen.“ Auch Niederer schreibt ihm in demselben Monate voll Anerkennung der Leistungen Stern's. Es ist ein weitläufiger Brief, der sich besonders über Pestalozzi ausläßt, wie nicht anders von ihm zu erwarten war, lobend und tadelnd. Der Brief ist sehr interessant, liegt aber zu weit für uns ab. „Ihr Sprachbuch,“ schreibt er, „wovon ich nur das erste Heft kenne, wünsche ich ganz, sowie Alles, was Sie herausgeben, zu besitzen.“

Es war im Herbst 1828, daß Stern im Sinne hatte, das Seminar von Harnisch in Weißenfels zu besuchen. Er erhielt dazu die Erlaubniß von Seiten der Regierung, und schrieb am 6. September an Gersbach, der zur Stärkung seiner Gesundheit sich damals in Zürich aufhielt: „Ich will Dir nur in Kürze mittheilen, daß ich den 9. September über Frankfurt, Friedberg, Erfurt, Weimar nach Weißenfels zu Harnisch abreise. 100 Gulden werden mir aus der Seminarkasse nach einem Ministerialbeschluß zur Unterstützung verabreicht. Mit lauter guten Gedanken geht gegenwärtig unser Direktor schwanger; und zu seinen besten gehört gegenwärtig auch dieser. Du wirst Dich mit mir freuen und mir mit den andern Leuten glückliche Reise und besseres Wetter wünschen.“ Er schließt: „Wir hoffen, daß Du glücklich bei Deinen Freunden angekommen bist. Bei uns steht Alles, wie sonst. Bringe Deine freie Zeit vergnügt zu, und kehre gesund und gestärkt wieder zu uns zurück.“ Daß Stern von dieser wissenschaftlichen Reise einen reichen pädagogischen Gewinn davontrug, dürfen wir annehmen. Seinen Reisebericht schickte er der Behörde ein, ohne eine Bemerkung darüber zu erhalten. Dort liegt er vielleicht noch. Als Dittmar diesen Bericht wünschte, konnte ihm nicht willfahrt werden. Harnisch stand damals nicht blos als tüchtiger Schulmann seinem Seminar vor, sondern hatte sich auch auf das Fundament des christlichen Glaubens gestellt und wird bei dem mehrtägigen Aufenthalte Stern's in Weißenfels von der Hauptsache des Menschen ihm Zeugniß abgelegt haben. Ich habe einen Brief Harnisch's vom 26. September 1830 an Stern vor mir liegen, worin er schreibt: „Was meine Ansicht vom Christenthum betrifft, so glaube ich, werden Sie sich

mit solcher mehr befreunden, wenn das Werk heraus ist, was ich jetzt darüber drucken lasse. Ich habe mich auch lange gesträubt, in die tiefere Ansicht des Christenthums einzugehen. Der natürliche Mensch will Alles natürlich haben, aber der Geist Gottes deutet Alles geistig. Nehmen Sie keinen Abfall der Welt an, so hört der ganze große Charakter der sittlichen Welt auf. Es fehlt die Centrifugalkraft, und die Centripetalkraft ist dann ohne Größe. Die Lehre vom Satan ist nicht wesentlich, aber wahr. Man muß zu Anfang sich gar nicht mit solchen schwierigen Lehren beschäftigen. Das Nächste beim Christenthum ist die Frage an uns selbst: „Thust du in Allem das Rechte?" „Hast du nicht bei deinen besten Werken noch ein Stück Eigenliebe im Hintergrunde?" — Du bist also unrein. Du willst rein werden. Das ist eine unendlich schwere Arbeit. Du brauchst Gottes besondere Hülfe. Gott hat sie dir in Christus gegeben. Doch ich verweise Sie nun, geliebter Freund, auf jene Schrift, und es sollte mich innig freuen, wenn sie Ihnen ein kleiner Schlüssel zu den Geheimnissen des Christenthums würde, was dem natürlichen Menschen leicht im Einzelnen als eine Thorheit erscheint." Er schließt seinen Brief: „Mein Amtsgenosse Hentschel erinnert sich mit vieler Freude und Dankbarkeit an seinen Aufenthalt in Karlsruhe. Vielleicht sehe ich Sie in einigen Jahren in Karlsruhe. Grüßen Sie Gersbach bestens von mir. Der Herr erhalte Sie beide noch zusammen und stärke Sie in Ihrem schwierigen Wirkungskreise in einem Lande, worin noch die äußeren Schulmittel so kärglich zugemessen werden. Ich nehme recht innigen Antheil daran, daß in Ihrer Anstalt dem Lande ein Licht aufgeht."

An dem war es freilich noch nicht, daß dieses Licht in Stern dem Lande aufgehe. Es sollte aber noch werden. Vorher ging es aber mit ihm noch durch allerlei Untiefen und gefährliche Irrthümer.

Harnisch hatte in seinem Briefe des Besuches von Hentschel im Karlsruher Seminar erwähnt. Darüber erzählt der Seminardirektor Lüben von Bremen, der zugleich mit Hentschel dort war, etwas recht Interessantes: „Stern war eine kräftige, offene, wohlwollende Persönlichkeit und unmittelbarer Schüler Pestalozzi's, daher ganz von dessen Ideen erfüllt. Wir blieben drei Tage dort und wohnten den meisten Unterrichtsgegenständen bei. Lebhaft erinnere ich mich noch einer botanischen Lection, die Stern ertheilte. Eine

Menge Pflanzen lagen auf den langen Tischen ziemlich bunt durcheinander vor den Seminaristen. Dieselben wurden jedoch während des Betrachtens und Besprechens nach ihrer Verwandtschaft gruppirt. Besonderes Gewicht legte Stern aber darauf, zu zeigen, wie die einzelnen Organe, so namentlich die Blätter, sich nach und nach entwickeln und sich dabei anders gestalten, was an einer vorliegenden Doldenpflanze nachgewiesen wurde. Eine solche Betrachtungsweise führt direkt in das Leben der Pflanzen ein. Stern war damals ein entschiedener Gegner des Schreiblesens. Da er gerade einen Aufsatz über diesen Gegenstand geschrieben und an Diesterweg zum Abdruck in die rheinischen Blätter geschickt hatte, so brachte er bald das Gespräch hierauf. Wir waren beide seine Gegner und bemühten uns, ihn durch Gründe zu widerlegen, was aber nicht recht gelingen wollte. Noch am letzten Abend unserer Anwesenheit disputirten wir bis in die Nacht hinein. Am andern Morgen wollten wir Karlsruhe um 3 Uhr früh verlassen, verschliefen die Zeit aber mit unserem Lohnkutscher und rückten erst gegen 6 Uhr aus. Kaum waren wir in einem schönen Wald angekommen, der sich an Karlsruhe anlehnt, so erblickten wir Stern. Er hieß uns aussteigen, theilte uns mit, daß er gar nicht zu Bette gegangen sei, in der Zwischenzeit einen Zettel voll Fragen geschrieben habe, die er uns zur direkten Beantwortung vorlegen wollte, und daß er bereits seit früh um 3 Uhr auf uns warte. Ueber eine Stunde sind wir so mit ihm gegangen, haben ihm seine Fragen beantwortet und seine Einwendungen widerlegt. Dann blieb er plötzlich stehen, sah uns an und sagte: „Nun, meine Herren Collegen, will ich Ihnen bekennen, daß Sie mich besiegt haben. Mein an Diesterweg gesandter Artikel soll nicht gedruckt werden; ich werde für die besprochene Lehrmethode eintreten." Damit verabschiedeten wir uns. In seiner später erschienenen Schrift: Lehrgang des Lautirunterrichts in Verbindung mit dem Schreiben, gibt er in der Vorrede Kunde von diesem Ereigniß, das für uns ebenso interessant, als belehrend geworden war. Stern überragte uns Beide damals an Bildung und Erfahrung; aber in aller Offenheit gab er der Wahrheit die Ehre, als er sie erkannt hatte. Eine ehrenwerthe, aber nicht gerade sehr häufige Erscheinung." Er lebte ganz seinem Seminar. Die Zöglinge machten ihm viel Freude, weil wohl die Meisten ein großes Verlangen bezeugten, sich in allen Fächern wohl auszubilden. In

freien Stunden halfen sie ihrem Professor im Garten. Auf den Ausgängen sammelten sie, was sich auf den naturgeschichtlichen Unterricht bezog. Der Thurmberg bei Durlach und die Rheingegend waren für sie nicht zu weit. Bald kannten sie alle Pflanzen und Insekten der Umgegend. Unterwegs ließen sie muntere Lieder, die sie bei Gersbach eingeübt hatten, erschallen. Es war ein frisches Leben. Kamen sie aus den Ferien zurück, so brachten sie immer merkwürdige Naturgegenstände mit. Stern ertheilte sämmtlichen Unterricht allein, Gersbach gab den musikalischen Unterricht, wozu noch das Lautiren kam, das er mit Singübungen verband. An den Sonntagabenden löste er öfters den Professor mit Vorlesen schöner Erzählungen und Gedichte ab, worin er ein ausgezeichneter Meister war. „Durch Alles, was geschah, wurde ein kräftiger, deutscher Sinn ausgeprägt, dem alles Hohe und Herrliche, was unser Volk hervorgebracht hat, nahe trat," schreibt er. Und diesen deutschen Sinn hat er jeder Zeit festgehalten. In späteren Jahren machte er einmal einen Besuch in Lahr. Ein lieber Lahrer Freund ging mit ihm auf den Schutterlindenberg, den letzten Vorhügel des Schwarzwaldes. Dort bietet sich dem Auge ein prächtiges Panorama. Im Rücken hat man Lahr zu Füßen und das liebliche Schutterthal mit dem beginnenden Schwarzwalde. Vor sich sieht man das gesegnete Rheinthal mit dem gegenüber liegenden Straßburg und im Hintergrunde die Vogesen. Stern, versunken in die Herrlichkeit der Gegend und hinüberblickend in das Elsaß, rief auf einmal aus: „Das gehört unser!" Halb lächelnd, halb wehmüthig äußerte der Lahrer: „Es ist eigentlich wahr, aber da mit den Freiheitskriegen der rechte Augenblick versäumt wurde, so ist wenig Hoffnung zur Erfüllung solches Wunsches vorhanden." Darauf erwiderte er schnell, fast in gebieterischem Tone: „Ja, es gehört unser!" Es war ein prophetisches Wort, dessen Erfüllung er noch am Schlusse seines Lebens erleben durfte.

Doch zurück ins Seminar. „Ich lebte ganz und gar nur meiner Anstalt", schreibt er, „pflog mit Niemanden Umgang und verfolgte mit allen meinen Kräften das Ziel jeglichen Unterrichts; und ich ließ mich in meiner Freudigkeit, auf eine entwickelnde und bildende Weise den Unterricht zu ertheilen, nicht niederhalten." Dieses Niederhalten versuchte einmal ein Mann, der ihm sonst sehr theuer war, nämlich der Prälat Hebel. Es war einige Wochen

vor seinem Tode im Jahr 1826, daß Hebel dem Professor Vorstellungen gerade wegen seiner Unterrichtsweise machte. Er meinte, eine solche Lehrweise, wobei die Schüler Alles mit Einsicht verrichten, bringe in das Volk etwas Aufregendes. Die auf solche Art gebildeten Leute würden aus ihrem harmlosen Zustande herausgehoben und auf eine Stufe geistiger Thätigkeit gebracht, welche ihren einfachen Verhältnissen nicht mehr angemessen wäre. Eine solche Bildung nähre einen Geist, der urtheile und prüfe. Er meine, man solle den Leuten nur sagen, wie man es mache, ohne Rechenschaft über das Verfahren zu fordern. Er hatte nämlich bei einem Besuche des Seminars gerade den Rechenunterricht getroffen, und als er sah, daß die Zöglinge die Aufgaben mit Bewußtsein löſten, fragte er die tüchtigsten, ob sie glaubten, daß man die Kinder so unterrichten könne. Die Antwort geschah mit Verwunderung, aber bejahend. Beim Fortgehen machte er Stern obige Vorstellungen. Stern begleitete den Prälaten. Gerade spaltete ein Holzmacher im Hofe Holz. Lieber, sagte Stern, wolle er sein Leben mit Holzmachen zubringen, als einen Unterricht ertheilen, bei welchem die Schüler nicht das Verfahren einsehen sollten. „Die Erfahrung wird zeigen, was gut ist", bemerkte Hebel. „Ja, die Erfahrung soll entscheiden", erwiderte Stern. Er und sein gleichgesinnter Mitarbeiter Gersbach gingen von der Ansicht aus, sie müßten ihre Zöglinge auf eine hohe Stufe der geistigen Bildung bringen. „Wir bildeten uns ein", diktirt Stern im Jahr 1853, „daß die erlangte tiefere Erkenntniß der Dinge, so weit sich der Elementarunterricht mit ihnen befaßt, die Erforschung der Gesetze in Zahl, Form, Ton, Wort und Natur ihnen einen solchen Aufschwung des Geistes und ein solches Wohlgefallen an dem, was wahr, recht und schön ist, beibringen müßte, daß sie vor dem sittlichen Verderben der Welt bewahrt blieben. Auch glaubten wir, ihnen in unserer Thätigkeit und in unserm ganzen Verhalten ein solches Vorbild zu geben, daß sie allem Gemeinen, Niedrigen, Unsittlichen fern bleiben müßten." Dieser Irrthum, der in einem Mangel der Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet ist, ist allgemein verbreitet. Die blinden Blindenleiter meinen, man brauche es Kindern und jungen Leuten, oder auch alten nur zu sagen, was recht ist, so können sie es auch thun. Aber das Wissen und der Wille sind weit auseinander. Die Leidenschaften des Menschen sind mächtiger, als der Verstand. Das haben sie

auch im Seminar zu Karlsruhe damals erfahren und wußten nicht, wie zu helfen. Stern schreibt: „Wir wurden nach dem Verlauf einiger Jahre nicht wenig getäuscht. Ungeachtet wir uns die größte Verleugnung auferlegten, uns unsern Zöglingen in Liebe hingaben, mit Geduld die Schwachen behandelten und von ihren geistigen Leistungen nicht zu viel forderten, sondern sie mehr geistig zu erregen und zu beleben suchten, fanden wir, daß wir sie nicht zu uns hinaufzogen, daß die niedrig Gesinnten niedrig und selbstsüchtig blieben, daß das, was Nutzen bringt und Etwas einträgt, den Meisten näher ging, als das, was wahr, schön und hochsinnig ist; daß Verleugnung des fleischlichen Sinnes und Abtödtung der sündlichen Lüste und Begierden die Sache der Meisten nicht war; und wir mußten die betrübende Erfahrung machen, daß Einzelne sich in die allerverderblichsten und befleckendsten Sünden stürzten und daß alle unsere Arbeit dawider, Ermahnung, Bedrohung und Bestrafung vergeblich war. Diese Erfahrungen machten auf mich den niederschlagendsten Eindruck, denn ich erkannte nicht, auf welche Weise es anders werden sollte, vielmehr sah ich ein, daß die Führung der Anstalt immer schwieriger werde, je mehr die Zahl der Zöglinge sich mehrte. Durch äußere beschränkende Einrichtungen die Zöglinge vor Verirrungen bewahren zu wollen, war mir zuwider, da mein Bestreben dahin ging, in ihnen eine solche Gesinnung zu erzeugen, daß sie von selbst das Rechte thäten und sich wohl verhielten. Auch in meinem Bibelunterricht hatte ich eine bessere Richtung eingeschlagen, denn ich bemühte mich aus allen Kräften, die Nothwendigkeit der Offenbarung Gottes darzuthun und aus tieferer Erforschung der Natur und des Menschenlebens das, was die heilige Schrift als wunderbar darstellt, glaublich zu machen und den Glauben daran mit Gründen zu unterstützen. Auch änderte ich, durch tiefere Naturforschung bewogen, meine früheren Ansichten über das Fortleben der Seele nach dem Tode und es wurde mir einleuchtend, daß die Seele ohne Leiblichkeit keine Wirksamkeit beweisen könne, daß es aber verschiedene Leiblichkeiten gebe; und ich freute mich nicht wenig, in den einzelnen Theilen des Thierleibes, in den Früchten der Pflanzen und in den Krystallen der Steine eine höhere Leiblichkeit zu erkennen. Ich wurde nicht wenig darin bestärkt, da mir aus dem Leben meines Großvaters bekannt war, daß er seine Mutter bei ihrem Abscheiden aus dieser Welt vor seinem Bett in Batavia gesehen habe,

wo sie voll Sehnsucht nach ihm rief; und aus andern Begebenheiten, die unleugbar waren, erkannte ich, daß die Seele des Menschen aus dem Leibe herausgehen und in angenommener Leiblichkeit sich Andern sichtbar machen könne. Zwar war mir wohl bekannt, wie Andere solche Erscheinungen als Einwirkungen der Seelen aufeinander aus der Ferne her zu erklären suchten, aber ihre Darstellungen waren mir nicht genügend und erklärten nicht, was bei den Erscheinungen vorging."

Dieser inneren Umstimmung Stern's, wornach er die Dinge anders anschaute, als früher, stand sein theurer Freund und Mitarbeiter Joseph Gersbach entschieden entgegen. Obwohl derselbe ein sehr edler, aufopfernder, fein und tief fühlender Mensch war, so hatte er doch durch das Studium philosophischer Werke und anderer Schriften den Sinn für Dinge aus dem Gebiete der Offenbarung verdorben. An den Sonntagen schloß er sich gewöhnlich ein und las dann die Schriften von Fichte und Herbart, auch in Jean Paul stöberte er herum. Er war innerlich mit sich ganz zerfallen, hatte keinen Frieden, hielt sein Leben für werthlos, weil er sich für praktische Wirksamkeit untüchtig fand, ob er gleich ein sehr tüchtiger Klavier- und Orgelspieler und ein ausgezeichneter Sänger war, auch trefflichen Elementarunterricht ertheilte. Er wurde oft aufgefordert, sich öffentlich hören zu lassen, er lehnte es immer ab, weil er dazu keine Freiheit in sich fühlte. In der Kirche sprachen ihn die Predigten nicht an, vielleicht waren sie auch darnach. Er nahm gewöhnlich sein neues Testament mit sich, stellte sich zur Orgel und suchte die sittlichen Wahrheiten im Testamente auf. Mehr verlangte er auch nicht, denn durch das Lesen verkehrter Schriften hatte er sich dahin bringen lassen, die Wahrhaftigkeit der vier Evangelien und der Apostelgeschichte in Abrede zu stellen und sie für Dichtungen späterer Zeiten zu halten. Seit dem Jahre 1829 trat Stern ihm in Sachen der Bibel und des Christenthums entschieden entgegen, wie wir von dem geraden und offenen Charakter Stern's zum Voraus annehmen dürfen. Aber alle Unterredungen mit Gersbach brachten ihn der Wahrheit nicht näher, im Gegentheil kamen die beiden Freunde auseinander. Gersbach veranlaßte seinen Freund Stern im Jahr 1830 sogar zu einer Reise nach Zürich und Knonau, wo Gersbach's Freund Melchior Hirzel Oberamtmann war. Der Name dieses Mannes ist bekannt genug, indem er es gewesen ist, welcher den David

Strauß, diesen Helden des Unglaubens, an die Züricher Universität zu ziehen suchte, was ihm aber mißlang, indem das Volk sich dagegen auflehnte.

Nun auf der Höhe der Berge, die den Züricher See umgeben, als die drei Reisenden, Stern, Hirzel und Gersbach, von Knonau nach Zürich marschirten, setzte es einen heftigen Kampf ab. Gegen Stern behaupteten die Beiden, es gebe keine besondere Offenbarung Gottes, denn das wäre eine Herabwürdigung der Vernunft. Die Vernunft wäre hinlänglich, um zu bestimmen, was der Mensch für wahr zu halten habe. Die Welt wäre nicht Etwas, welchem auf eine außerordentliche Weise nachgeholfen werden müßte. Eine besondere Offenbarung hielten sie für eine Störung und Unterdrückung der Vernunftthätigkeit. Stern machte gegen sie geltend, daß eine besondere Offenbarung gar nichts Unvernünftiges sei, sondern er erachte sie als zum großen Weltplan gehörig. Gott habe nicht die Welt geschaffen, um sie sich selbst zu überlassen, sondern er leite sie in Allem, greife in dieselbe ein, und mache seiner Zeit offenbar, was die Vernunft nicht aus sich entwickeln könne, denn sie sei nur an die diesseitige Welt gewiesen, aber von überirdischen Dingen habe sie nur eine Ahnung, eine Sehnsucht, während ein bestimmtes Wissen von ihnen fehle. Sie dagegen meinten, eine solche Annahme führe zur Priesterherrschaft, die sich als Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen betrachte, und das größte Hinderniß für alle freie Geistesentwicklung sei die Kirche mit ihren unverstandenen Lehren. Es läge jetzt in dem Bestreben der Zeit, sich von allen solchen Fesseln loszumachen. Hirzel fuhr fort, darzuthun, daß man eben damit umgehe, in Zürich eine vernünftige Gesetzgebung einzuführen, und deshalb habe er den Professor von Karlsruhe kommen lassen, damit die Erziehungsräthe sich über Einführung einer bessern Schulverfassung mit ihm besprächen. Das geschah denn auch. „Ich konnte ihnen auf dem religiösen Gebiete“, schreibt er, „noch nicht nachdrücklicher begegnen, weil mir selber noch nicht offenbar geworden war, was Gott durch seine Offenbarung offenbaren will.“ Er gerieth noch einige Male mit Gersbach über religiöse Gegenstände in solchen Disput, daß sie festsetzten, sie wollten gar nicht mehr darüber reden, damit nicht ihre Freundschaft zerrissen würde.

Stern hatte seine Schweizerreise meist zu Fuß zurückgelegt, auch Gersbach bald nachher seine Lehrstelle wieder angetreten. Es

war in der ersten Hälfte Oktobers, daß Gersbach zum ersten Male mit dem Freunde an einem Sonntage in das Freie ging. Schon am Abende fühlte Stern Frost und Hitze, er zwang sich noch des andern Tages in den Lehrsaal, um Unterricht zu ertheilen, mußte sich aber vor Schwindel an den Tischen halten. Am Abende lag er in vollem Fieber zu Bett, der Arzt erklärte, es sei ein nervöses Fieber, das den Kranken befallen habe. Zwischen ihm und dem Tode sei nur noch ein Schritt, er selber meinte, Gott werde ihn von dieser Welt abrufen. Der Generalstabsarzt Meier, ein wohlgesinnter Mann, erklärte der Frau Stern, das sei ein wunderlicher Kranker, wie ihm noch keiner vorgekommen sei, der gar nicht sagen wolle, was ihm fehle. Weil es der Frau gefährlich schien, so ließ sie den jüngeren Bruder von Mosbach kommen. Sein Anblick ging dem Kranken sehr nahe, denn er schloß daraus, daß seine Krankheit gefährlich stehe. Wie es damals in seinem Innern aussah, das können wir nicht besser sagen, als mit seinen eigenen Worten: „In meinem Innern war es gänzlich finster. Dessen ungeachtet wendete ich mich innerlich zu Gott und bekannte ihm, daß ich ihm bisher nicht gelebt und gedient, sondern in Allem nur mein Eigenes gesucht habe, meine eigene Ehre, meine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Ich bat um Vergebung und daß er mich noch nicht von meiner Gattin und meinen vier unerzogenen Kindern wegnehmen wolle, und ich verspreche ihm, daß, wenn er mich wieder herstelle, ich mein Leben nur zu seiner Ehre führen wolle. Der Gedanke eines Heilandes, dessen ich bedurfte, kam mir nicht in den Sinn." Dieser Herr brauchte ihn noch für die evangelische Schule seines Vaterlandes, deßhalb nahm er ihn nicht hinweg in der Hälfte seines Lebens. Nach sechs Wochen konnte er wieder seinen Unterricht halten. Aber gerade an dem ersten Tage seines Unterrichts mußte sich Gersbach niederlegen. Er wohnte in dem neu angewiesenen Hause in der Akademiestraße, also mit der Familie Stern unter einem Dache. Tags vorher hatte er noch dem Jahresfeste des Lehrervereins angewohnt und war bis Mitternacht in einem ungewärmten Zimmer aufgeblieben. Am andern Tage konnte er nicht mehr aufstehen, es war dieselbe Krankheit, mit welcher Stern wochenlang zu kämpfen hatte. Jede ärztliche Verordnung bewirkte das Gegentheil von dem, was sie wirken sollte. Er ließ öfters seinen Liebling, den vierthalbjährigen Heinrich Stern kommen und unterhielt sich mit ihm

aufs lieblichste. Es war an einem Dienstag Nachmittags in seiner Sterbenswoche, gerade als Kirchenrath Katz seinen Religionsunterricht an die Seminaristen ertheilte, saß Stern am Bette seines der Ewigkeit zueilenden Freundes. Der Kranke äußerte, er habe in der letzten Nacht viel über sein vergangenes Leben nachgedacht, er meine, nicht vergebens gelebt zu haben. Zwanzig Jahre habe er zugebracht, um einen bildenden Unterrichtsgang für das Klavierspiel und die Compositionslehre auszuarbeiten und einen geordneten Gang für den Gesangunterricht aufzustellen. Er meine, daß etwas Rechtes geleistet sei, und er könne nicht glauben, daß dies Alles unterbrochen und nicht zu seinem Ziele geführt werden solle. Am folgenden Tage, am Mittwoch, sprach der Kranke zu Stern: „Ich weiß wohl, daß Du an einen Gott glaubst. Glaubst Du aber auch, daß dieser Gott sich um alles Einzelne bekümmert und Alles im Einzelnen regiert?“ Stern erwiderte, daß er davon vollkommen überzeugt sei. Um den Grund seiner Ueberzeugung gefragt, wies Stern auf seine ganze Lebensführung hin, worin er nur die Gnade und Freundlichkeit Gottes finden könne. Es sei mit ihm Alles anders gegangen, als er gewollt, aber es sei für ihn immer besser und heilsamer gewesen, als er es hätte ausdenken können. Er führte als Beweis Einzelheiten aus seinem Leben an; zum Beispiel seine Berufung nach Karlsruhe zum Studiren, wie wir sie erzählt haben. Als er geschlossen hatte, sagte der Kranke: „Ich danke Dir für Alles, was Du mir aus Deinem Leben mitgetheilt hast. Es hat mich recht erbaut.“ Man konnte leicht aus seinen Fragen den Schluß ziehen, er werde von Gott erwarten, daß er ihn noch nicht aus dieser Welt hinwegnehme, weil er noch nicht seine Lebensaufgabe vollendet habe. Kurze Zeit vor seinem Abschiede tröstete ihn seine Freundin und Pflegerin, Frau Professor Holtzmann, als er über Schmerzen klagte, er möge nur stille halten, es werde ihm wieder gut werden. „Ja, es wird mit mir bald ganz gut werden,“ entgegnete er. Und seinen Freund Stern bat er, sich ihm nicht gegenüber zu setzen, sein Anblick falle ihm zu schwer. Am 3. Dezember 1830 Morgens zwischen 10 und 11 Uhr war er verschieden. „Ich hielt ihm seine Grabrede mit gebrochenem Herzen,“ sagt Stern. Derselbe hat ein Schriftchen mit dem Titel: „Erinnerung an Joseph Gersbach“ herausgegeben, das damals viel Anklang gefunden hat. Dittmar schrieb darüber an Stern: „Ich danke Dir für dies warme schöne Wort. Du

hast mir und Vielen aus dem Herzen geredet. Gersbach war wahrlich ein seltener Mensch. Ich kann und werde ihn nie vergessen. Er tritt mir gar oft vor die Seele, und mit dem Zustande, in dem er jetzt sein mag, beschäftige ich mich viel." Der bekannte Musiker Schnyder von Wartensee, der Gersbach einen seiner ältesten und besten Freunde nennt, sagt von ihm: „In Beziehung auf pädagogische, theoretische Musik ist er unersetzlich. Sein Werk kann vielleicht Niemand vollenden." Sein Bruder Anton Gersbach, der sein Nachfolger im Seminar wurde, schreibt: „Du kannst begreifen, wie sehr uns Alle der plötzliche Tod unseres lieben Joseph's im Herzen ergreifen mußte. Ich war zwar seit einiger Zeit mit dem Gedanken vertrauter geworden, daß wir ihn nicht gar viele Jahre mehr unter uns behalten werden, aber daß so schnell beim ersten ernsten Krankheitsangriffe sein physisches Leben unterliegen müßte, hatte ich mir nicht vorgestellt." Der Freund Karl Marx schrieb: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod, da ich dieses schreibe. Ich denke mir Dich, wie Du, kaum von einer tückischen Krankheit Dich erholend, den Freund Deines Herzens, den treuesten, stärksten Helfer Deines Thuns in Deinen Armen mußt verscheiden sehen."

Noch von anderen Seiten trafen theilnehmende Schreiben ein, denn Viele hatten diesen Joseph lieb gehabt.

10.

Stern's Bekehrung.

Wir haben gesehen, wie Stern sich immer mehr, wenigstens dem Verstande nach, der positiven Richtung, ich will sagen, dem Bibelglauben zuwandte. Seine schwere Krankheit, die ihn den Pforten der Ewigkeit nahe brachte, und nun einer der herbsten Verluste, den er zu erleiden hatte, förderten ihn. Freilich merkt man noch nicht viel vom ächten Christenthume in der Erinnerung

an Gersbach, so warm sie auch geschrieben ist, und obwohl der andere Marx, der Professor Heinrich Marx in Göttingen, sie mit Bewunderung gelesen hatte, wie er sich ausdrückte. Aber Stern sagt in seinen hinterlassenen Diktaten: „Von seinem Tode an begann ich die h. Schrift und zwar die Briefe der Apostel zu meiner Erbauung zu lesen. Was ich las, wurde mir jeden Tag wichtiger und lieber, aber eine eigentlich christliche Erkenntniß bildete sich noch nicht in mir. Der Unglaube früherer Zeit und die rationalistische Bildung, die ich erhalten hatte, verhinderten, daß in mir das göttliche Wort hätte zu Kraft und Leben kommen können, und daß es in mir völlig Licht geworden wäre. Ich sollte noch tiefer gedemüthigt und in größere Nöthe geführt werden."

Sein Freund Dittmar steht von jener Zeit an in beständigem Rapport mit Stern, und sie beide, nachher auch der Judenlehrer David, später Heman genannt, gingen so allgemach weiter in das Gebiet des wahren Christenthums. Dittmar schreibt schon am 30. Januar 1831 an Freund Stern: „Das Gewäsch des kahlen, kalten, aufgeblasenen Rationalismus wird mir immer zuwiderer und das Evangelium immer klarer und theurer." Freilich tummelte er sich noch im Vorhofe herum, die Schriften von Justinus Kerner, Eschenmaier, dem Herrn von Meyer, der Bibelmeyer genannt, zogen ihn damals gewaltig an. Er suchte auch Stern dafür zu gewinnen; er schrieb in dem vorhin genannten Briefe: „Weißt Du was, Stern: Schreib' doch Deine Ahnungen, Träume und all das nieder, was Du in dieser Beziehung Merkwürdiges erlebt hast und schicke mir's zur Mittheilung für die Blätter von Prevorst. Ueberleg' Dir's." Ich glaube kaum, daß der vielbeschäftigte, praktische Stern darauf eingegangen ist, obwohl er fest überzeugt war, daß es solche Ahnungen und Erscheinungen gibt, die alles Materialismus spotten. Seine Gedanken bewegten sich damals in ganz anderen Kreisen.

Mit dem Jahr 1830, mit der bekannten Julirevolution in Frankreich, war der sogenannte Liberalismus dort in die Höhe gekommen. Diese Revolution zitterte auch in Deutschland nach, besonders in unserm badischen Lande. Nicht als ob der Liberalismus nicht auch manches Gute im Gefolge gehabt hätte. Aber im Durchschnitt wollte er doch von Christenthum und christlichen Grundsätzen des Staats nichts wissen. Nicht auf den bisherigen Grundlagen bessern, was zu bessern war, wollte er, sondern mit der

Vergangenheit brechen und ein neues Gebäude aufführen. So viel sah er, daß man mit der Jugend, mit der Schule ein Neues anfangen müsse, nicht in dem Sinne, wie Woltersdorf eines seiner gesalbten Lieder beginnt: Blühende Jugend, du Hoffnung der künftigen Zeiten. Im Jahre 1831 fand wieder eine Ständeversammlung in Karlsruhe Statt. Einige der Führer suchten auch Stern auf und besprachen sich mit ihm über die badischen Schulzustände. Sie suchten bei ihm zu erforschen, durch welche Uebel der Aufschwung des Schulwesens ganz besonders niedergehalten werde. Stern äußerte sich darüber freimüthig. Darauf baten sie ihn, schriftliche Erklärungen darüber zu geben, sie wollten sie dann veröffentlichen. Er erhob seine Bedenken, aber sie stellten es ihm so nachdrücklich vor, wie nothwendig die Veröffentlichung wäre, um den Uebelständen abzuhelfen, daß er endlich ihren Bitten nachgab.

Durch Umgang mit diesen liberalen Mitgliedern der zweiten Kammer und mit Jugendfreunden, die von der Bewegung begeistert waren, die von Frankreich aus sich über Deutschland ergossen hatte, kam Stern ganz in das liberale Fahrwasser. Die Dinge, die auf dem Hambacher Schlosse zu Tage traten, ergriffen auch ihn. Er kam durch diese Bestrebungen der Volksfreunde zu der Ansicht, daß dadurch die gesellschaftlichen Zustände des Volkes gebessert und es möglich gemacht werden könnte, daß dieses Volk, dessen geistige und sittliche Hebung Stern's Lebensziel war, dazu gelange. Und weil er, was er war, ganz war, so sehen wir ihn mit entschiedener Angelegenheit sich den liberalen Bestrebungen hingeben. Er las mit Eifer die Blätter, welche von den Liberalen herausgegeben wurden. Da ist's „Der Freisinnige," welchen Welker in Freiburg redigirte, „die deutsche allgemeine Zeitung," die in Stuttgart erschien, das Blatt, welches Dr. Wirth in Zweibrücken herausgab, die man auf Stern's Tische fand. Er hatte einen Hülfslehrer, Namens Becker von Liedolsheim, im Seminar. Derselbe kam als ein kindlich gläubiger Mensch, aber durch Stern's Treiben wurde er davon abgezogen und gerieth in ein Geleise, das dem jungen Lehrer verderblich war. Wie wehe that dies Stern, als er selber die köstliche Perle gefunden hatte, und er hatte alle Mühe, den kranken Becker wieder zu dem kindlichen Glauben zurückzuführen, ehe er starb. Auch die Zöglinge des Seminars durften diese aufregenden Blätter lesen, und die älteren Seminaristen verschlangen sie ordentlich. Als Wirth einmal in einem seiner Blätter die Aeußerung

that, die Freiheit werde nicht gegeben, sondern müsse genommen werden, ja wenn der Baum der Freiheit gedeihen solle, so müsse er mit Blut gedüngt werden, da erschrack doch Stern, aber nur vorübergehend, denn er war von der guten, hochherzigen Gesinnung dieser Männer so sehr überzeugt, daß er so Etwas, was nach Blut schmeckte, überschlug. Als dieser Aufwiegler Wirth gefänglich eingezogen wurde, so sammelte Stern sogar im Seminar Beiträge für ihn.

Es war mitten im Sommer des Jahres 1832, daß Stern vorhatte, wie im Jahre 1829 nach Thüringen und Preußisch-Sachsen, so jetzt eine Schulreise nach Rheinbayern und Rheinpreußen zu machen. Er schrieb am 1. Juli an Dittmar: „Die Reise nach Köln ist fest beschlossen. Ich habe vierwöchentlichen Urlaub und dazu 100 Gulden. Es wäre schön gewesen, wenn Du hättest mitreisen können. Wenn ich komme, so gehe ich zu Fuß über Neustadt an Hambach vorbei, um mir Alles anzusehen und die dortigen Leute zu hören.“ Damals hatten ihn seine Freunde, die beiden Marx, auf einer Reise in die Schweiz besucht und hatten im Sinne, ihn auf der Rückreise abermals aufzusuchen. Er sagt von ihnen: „Es sind zwei verschiedenartige, in ihren Wissenschaften sehr durchgebildete, naturfreundliche, feine Weltleute.“ Er lernte sie freilich bald noch von einer andern Seite kennen, als er auf seiner Reise zum wahren Glauben durchgedrungen war. Auf jener Reise besuchte er also Dr. Dittmar in Grünstadt. Derselbe hatte schon im Jahr 1824 die Erziehungsanstalt in Nürnberg seinem Freunde Karl von Raumer übergeben und sich im bayrischen Staatsdienste anstellen lassen. Er wurde zum Subrector der Studienanstalt in Grünstadt ernannt und hatte bereits öfters Stern und Gersbach in Karlsruhe besucht, weil er deren Schulbestrebungen mit besonderer Theilnahme verfolgte. Mit Dittmar stand der jüdische Lehrer David in freundlichen Verhältnissen, denn es war ein strebsamer, denkender Mann, welcher auch schon einmal das Seminar in Karlsruhe aufgesucht hatte, um sich mit der dortigen Unterrichtsweise bekannt zu machen. Gerade als der Reisende bei Dittmar sich aufhielt, erschienen in der Frankfurter Oberpostamtszeitung die Beschlüsse des Bundestags, wornach die demagogischen Bewegungen unterdrückt werden sollten. Zugleich las man, daß die Professoren Rotteck und Welker in Freiburg auf Ansuchen des Bundestags durch die badische Regierung von

ihren Lehrstühlen entfernt worden seien. „Als ich diese Nachrichten las," schreibt Stern, „schlug mir das Herz und ich wurde für meine Stelle besorgt." Dazu kam noch, daß der damals schon tiefer blickende Freund Dittmar ihm das Grundstürzende dieser Bewegung aufdeckte und ihm zeigte, wie übel er gethan, daß er von derselben etwas Ersprießliches erwartet hätte. „Es kam mir nun," sagt Stern — was mich sehr demüthigte und mich mit großer Besorgniß für meine irdische Zukunft erfüllte, — zum Bewußtsein, daß ich bisher von einem falschen Geist ergriffen gewesen sei, und ich schauderte vor dem Abgrund zurück, in den diese Bewegung mich und Andere hätte führen können. Wir drei sahen nun ein, daß unserer Zeit und unserem Volk auf eine andere Weise geholfen werden müsse, wenn es um unsere Zustände besser werden sollte. Wir fanden, daß das Heilmittel allein im Christenthum liege, weil wir sonst kein anderes wußten und dieses sich in der Geschichte doch eine Geltung erworben habe. Und es schien uns, daß uns Gott auf unserer Irrfahrt habe absichtlich einen Schiffbruch erleiden lassen, auf daß wir nach etwas Besserem suchten." Dittmar war schon vorher mit David auf die richtige Spur geleitet worden. Der Tod der zweiten Gattin Dittmar's und sein beginnendes körperliches Leiden hatte bei ihm durchgeschlagen. Die h. Schrift stand ihnen aber doch noch in mancher Hinsicht wie ein Schloß mit verschlossenen Thüren vor den Augen. „Da bot Freund David einen Schlüssel. Er machte uns aufmerksam, daß der Herr des alten Testaments, der mit den Vätern, mit Moses und den Propheten verhandelte, kein anderer sein könne, als der Sohn Gottes und daß dieser Christus Jehovah vorzugsweise der Gott Israels sei. Er sei es, der in Menschengestalt den Vätern erschienen sei und daß er es sei, der zu unserm Heil Mensch geworden sei. Er wies dies aus vielen Stellen des alten Testaments nach. Bei diesen Darstellungen fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich sah nun auf einmal Licht und Zusammenhang in der ganzen heiligen Schrift. Ich hatte eine unbeschreibliche innere Freude, daß ich nun glauben konnte, die Bibel sei Gottes Wort, sie sei die Quelle aller Wahrheit, aller Belehrung und sogleich erkannte ich, daß mein Leben von jetzt an ein ganz anderes werden würde, sah aber auch die Nothwendigkeit ein, wie ich tief gedemüthigt werden mußte, damit ich auf Gottes Offenbarung in seinem Worte achtete, und wie das Licht der Vernunft, so lange

sie von Gottes Geist nicht erleuchtet ist, wie ein Irrlicht in Sümpfe führe." Mit Freuden ging er jetzt auf seine Reise, da er hoffte, in christliche Kreise zu kommen und merkwürdige, christliche Bekanntschaften zu machen. Als er von seinen beiden Freunden sich verabschiedete, mußte er ihnen versprechen, sie auf seiner Rückreise wieder aufzusuchen und ihnen mitzutheilen, was für Erfahrungen er in christlicher Beziehung gemacht habe. Die drei Freunde standen ungefähr auf derselben Stufe des innerlichen Lebens, und sind mit einander durch Gottes Gnade zur Erkenntniß der Wahrheit geführt worden.

Auf dieser Schulreise besuchte Stern einige bayrische Schulen und das Schullehrerseminar in Kaiserslautern. Von da wandte er sich um den Donnersberg nach der Nahe, Bingen zu. Von Koblenz aus begab er sich nach Neuwied, um das dortige Schullehrerseminar zu besuchen und die dortige Brüdergemeine kennen zu lernen. Im Gottesdienst der Brüder gefiel ihm der Gesang wohl, während die Predigt keinen Eindruck auf ihn machte. Das Gasthaus war ihm nicht einfach genug und die Preise zu hoch. Der Gottesacker der Brüder bewegte ihn tief, weil er das Gefühl hatte, daß hier nicht der König der Schrecken, sondern der Lebensfürst, welcher fröhliche Hoffnung gibt, und vor welchem alle Todten leben, herrsche. Weil im Seminar gerade Ferien waren, konnte er nichts sehen. Der Direktor desselben, Baumann, nahm ihn freundlich auf, behandelte seinen Gast als einen gereiften Christen, „was mir nicht von Nutzen war, indem ich dadurch nichts lernte," sagt Stern. Er besuchte unter Andern auch einen Kaufmann, der ein sehr geförderter Christ war. Derselbe kam im Laufe des Gesprächs bald auf die badischen Landstände und deren freisinnige Bestrebungen. Er hielt den in der zweiten Kammer herrschenden Geist für verderblich, weil er alle göttliche und menschliche Ordnungen auflöse. Da regte sich doch der badische Patriot in dem Reisenden. Er behauptete ihm gegenüber, daß durch die Verfassung das Land wesentlich gewonnen habe, daß Ordnung in den Staatshaushalt gekommen und viele nützliche Einrichtungen eingeführt worden seien. Doch der Kaufmann schüttelte den Kopf und erklärte, daß der Nachtheil größer sei, als der Nutzen. Ueberhaupt müsse er sich wundern, daß ein Christ dieser neuen Staatseinrichtung das Wort reden könne. Diese Erklärung stieß Stern zurück, und Christen solcher Anschauungen wollten ihm nicht be-

hagen. Stand es ihm doch in seiner Seele fest, daß alles Menschliche unvollkommen und ein Stillstehen in den öffentlichen Einrichtungen der Tod sei.

Von Neuwied wandte er sich in das Wupperthal. In Elberfeld bezog er einen der ersten Gasthöfe, dessen Inhaber ein Verwandter eines seiner Freunde war. Er besuchte nach einander die Schulen der Stadt. Geistliche, deren es dort so bedeutende Zeugen der Wahrheit gab, besuchte er keine, weil er in seinem Gasthofe nur Nachtheiliges über die Tücken der Feinen, wie man dort die Gläubigen spottweise nennt, vernahm. Als er gar das Missionshaus in Barmen aufzusuchen im Sinne hatte, stellte ihm der Wirth vor, daß das ganze Missionswesen kein Vertrauen verdiene. Er hätte von Mehreren gehört, daß die Missionare in Afrika die Herren spielten, indem sie 20 Bediente, sowie Pferde und Hunde hielten mit dem Gelde, das die armen Leute zusammenlegten. Solche Lügen hatte der Feind aufgebracht, aber weil Stern von Baumann ein Empfehlungsschreiben an den Missionsinspektor, Heinrich Richter, erhalten hatte, so war er doch so höflich, dasselbe auch an seine Adresse abzugeben. Er traf diesen würdigen und gelehrten Mann nicht zu Hause, dagegen dessen Frau, deren bescheidenes und freundliches Wesen einen gar wohlthätigen Eindruck auf ihn machte, so daß er sich dem Gedanken nicht verschließen konnte, wahre Christen seien doch anders, als andere Leute. Als sich Stern empfohlen hatte, traf er Richter auf der Straße. Alles, was er von ihm hörte, gefiel ihm. Nur bedauerte Richter sehr, daß er verhindert wäre, sich weiter mit ihm einzulassen, indem der Missionsinspektor von Paris eine Besprechung mit ihm zu halten hätte. Auf der Rückreise besuchte er auch das große katholische Schullehrerseminar in Brühl bei Bonn.

Auf dieser Reise war mit Stern eine große innere Veränderung vorgegangen, ich meine nicht die in Grünstadt, durch das Licht, welches David ihm aufgesteckt hatte. Wir müssen zurückgehen. Als nämlich unser Reisender von Bingen aus auf dem Dampfschiffe nach Koblenz fuhr, machte sich ein junger Kaufmann an ihn, ohne Zweifel aufmerksam gemacht durch den weißen Hut, welchen Stern trug, wie die, welche bei dem Hambacher Feste gewesen waren. Er fragte Stern über die badischen Zustände, und weil er fand, daß der Badenser sehr unterrichtet war, so schloß er sich auf und bekannte sich als Freisinnigen. Er lud Stern ein,

in Koblenz im Gasthofe zum wilden Schwein einzukehren. Da finde er eine ausgesuchte Gesellschaft von Freisinnigen. Sie hätten dort einen abgeschlossenen Saal, wo man alle verbotene Schriften und Zeitungen finde. Obwohl Stern sich nicht angezogen fühlte, so meinte er doch, zu seiner Belehrung dieses Wesen kennen lernen zu sollen. Der Gasthof war aber von Fremden so besetzt, daß kein freies Zimmer mehr zu Gebote stand. Der Gastwirth bot nun ein Zimmer in seinem Gartenhause an, in welchem Stern ganz allein ferne vom Hause wohnen konnte. Doch jetzt muß ich unsern reisenden Professor, weil es so wichtig ist, selbst reden lassen: „Nach dem Essen führte mich mein Reisegefährte in den geheimen Lesesaal. Ich traf hier Alles so, wie er mir gesagt hatte. Als ich nach der allgemeinen Deutschen Zeitung sah, war der erste Artikel, den ich in dem neuesten Blatte las, von mir. Diesen Artikel hatte ich einige Zeit zuvor für jene Abgeordneten der zweiten Kammer geschrieben, die mich besucht hatten. In demselbigen wurde ein hochgestellter Mann angegriffen, der den Verbesserungen im Schul- und Unterrichtswesen vorzüglich im Wege zu stehen schien. Durch die zweite und dritte Hand, wovon ich jedoch nichts wußte, hatten jene Abgeordneten diesen Artikel eingesandt. Ich erschrack nicht wenig, als ich hier vorfand, was ich auf den Antrieb jenes früheren unruhigen Geistes geschrieben hatte. Ich sah nun erst recht ein, auf welchen bösen, gefährlichen Wegen ich früher gegangen und unter wessen verderblichem Einflusse ich bisher gestanden war. Ich konnte nicht viel weiter lesen, verließ diesen Saal und begab mich nun in das Zimmer meines Gartenhauses. Hier dachte ich über mein vergangenes Leben mit ernstem Sinn nach und sah mein verkehrtes Streben ein, daß ich gemeint hatte, die Hebung meines Volkes befördern zu können, wenn ich für seine bessere geistige Zubildung arbeitete; und es wurde mir einsichtlich, daß ich bisher in dem, was ich that und suchte, nicht von Gott geleitet war, sondern daß der Geist der Zeit, der ein ganz anderes Reich, als Gottes Reich, auf Erden aufrichten will, mich mit vielen Tausenden erfaßt hatte, und daß ich mich in diesen meinen Bestrebungen selbst betrog. Ich erkannte das Strafbare in meinem Benehmen, indem ich mir, obgleich mit bösem Gewissen, habe einbilden wollen, daß man von unten her nehmen dürfe, was nur von oben her als ein Segen und als eine Gnade gegeben wird. Ich erschrack über mich, daß ich bisher so blind und ver-

kehrt sein konnte und wie so wenig gefehlt hätte, daß ich mich als ein Werkzeug für Andere hergegeben hätte, um das vermeintliche gute Ziel zu verfolgen. Dabei betrübte ich mich tief, wie ich die Arbeit in meinem Berufe, meine erlangte Befähigung, etwas Nützliches leisten zu können, und das Wohl meiner Familie so leichtfertig auf das Spiel gesetzt habe, daß ich durch einen Federstrich von Amt und Wirksamkeit hätte entfernt werden können. Es wurde in mir immer heller, wie nothwendig es für den Menschen sei, daß er in die Gemeinschaft mit Gott komme, daß er vor Gott Alles thue und von ihm in Allem geleitet werde. Es war nun das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich vor Gott auf meine Kniee niederwarf, Jesum Christum als meinen Herrn und Heiland anrief und ihn bat, daß er vor Gott dem Vater als mein Mittler eintrete, für mich Vergebung erwirke und sich meiner gnädig annehme. Ich wolle mich Ihm jetzt ergeben für mein ganzes Leben; und da er nun mit Macht und Herrlichkeit bekleidet sei, so möge er gut machen, was ich übel gethan habe; er möge meinen Behörden die Augen verhüllen, daß sie nicht erkennen, in welchem üblen Zustande ich mich befunden und wie verderblich ich die Anstalt geführt hätte; er wolle in Gnaden abwenden, was ich befürchten müßte, und wolle mich meinem Amte und meiner Familie erhalten. Getröstet und gestärkt erhob ich mich und schrieb nun einen Brief an meine Gattin, worin ich ihr meinen ganzen inneren Vorgang mittheilte, ihr aber auch meinen ernstlichen Entschluß aussprach, mit ihr von nun an ein anderes Leben durch die Gnade unseres Herrn und Heilandes zur Ehre Gottes führen zu wollen. Ich bat sie, daß auch sie mir ihr Inneres offenbaren und mir zu wissen thun wolle, wie sie diese meine Erklärung aufgenommen habe. Ich bat sie, mir nach Koblenz zu schreiben, damit ich bei meiner Rückkehr vom Niederrhein einen Brief von ihr auf der Post zu Koblenz vorfände." Das war der wichtige Vorgang in dem Leben des lieben Mannes, der von so gesegnetem Einflusse auf Lehrer und Schulen, besonders unseres badischen Landes werden sollte.

Als er von Köln in Koblenz eingetroffen war, war sein erster Gang auf die Post. Und siehe, da lag ein Brief seiner Frau, eben erst angekommen. Er steckte ihn zu sich, verließ die Stadt alsbald zu Fuß, wie er die ganze Reise zurück nach Grünstadt als guter Fußgänger zurücklegte. Zitternd erbrach er vor

der Stadt den Brief. Der Inhalt desselben beruhigte ihn und erweckte in ihm die Hoffnung, daß die Gnade des Herrn sich an seinem Hause verherrlichen werde. Was für eine Freude hatten die Freunde Dittmar und David, als der Dritte im Bunde ihnen seine äußeren und inneren Erlebnisse auf der Reise mittheilte. „Wir haben nun gemeinsam den Entschluß gefaßt, uns dem Herrn Jesu zu übergeben und nach seinem göttlichen Worte unser Leben einzurichten", schreibt Stern. Und diese drei Gottesmänner, die jetzt alle drei daheim sind bei dem Herrn, haben festgehalten an ihrem Gelübde bis zu ihrem seligen Ende.

Nach drei Wochen schon schrieb er einen ausführlichen Brief an den lieben Freund Dittmar, von dem ich doch Einiges mittheilen muß als Aeußerungen seiner ersten Liebe: „Ein christliches Leben, das sich auch in äußeren Formen ausspricht, besteht nun auch seit meinem Eintreffen. Morgens Gesang und Gebet mit der ganzen Familie, und Abends lesen wir Zwei ein Kapitel aus der heiligen Schrift zusammen und belehren und erbauen uns wechselseitig. Jede Wahrheit klingt in meiner Frau hell an, und sie widerstrebt durchaus in nichts, was mir große Freude verursacht. Auf die Kinder wird sich auch der rechte Geist unter Gottes gnädigem Beistand niederlassen, wie ich bei den ältesten wohl schon hoffen darf. Mein Aufenthalt bei Dir war mir ungemein wichtig und belehrend, und das sei der schönste Dank, den Du von mir für Deine reiche Güte, die Du mir geschenkt hast, hinnehmen wollest. Eine entschieden ernste Richtung hat mich erfaßt, und ich fühle in mir allzu lebhaft, daß ich durch einen höheren Beistand stark bin. Die Verhältnisse mit meinen vier Lehrern sind auch inniger geworden, und sie kommen wöchentlich ein Mal zu Besprechungen auf meinem Zimmer zusammen. Auch unsern Seminaristen begegne ich entschiedener. Dabei hat sich aber auch entdeckt, daß die Hälfte der älteren Zöglinge erklärte Vernünftlinge waren. Ob sich alle nun ergeben werden, weiß ich nicht, hoffe es aber unter des Höchsten Beistand zu erstreben. Der Einfluß von Vätern, Pfarrern und schlechten Büchern wirkt eben auch stark. Sie haben schon in allerlei schriftlichen Bemerkungen ihre Ansichten niedergelegt. Es ist mir jedoch eine gute Schule, mich an ihnen zu üben. Wir verfehlen allzuviel, indem wir uns nicht genug auf den Standpunkt solcher Menschen stellen. Wenn man aber auch glaubt, man habe sie gewonnen, stellt der Versucher ihnen wieder ein Bein in

irgend einer Fleischesschwachheit, und wenn man dann nicht mit einer unerschöpflichen Liebe und mit verständigem Ernst begegnet, werden sie oft wieder schnell auf weite Entfernungen zurückgeworfen. Und uns bringt dann der Arglistige durch scheinbar gerechten Zorn zum Fall und Verfehlen."

Wir müssen festhalten, daß Stern, nachdem er den großen Schatz im Acker gefunden hatte, diesen der ganzen Welt gegönnt hätte, wie vielmehr denen, welche durch Bande des Bluts ihm nahe standen oder die ihm durch sein Amt auf das Gewissen gebunden waren. Da war es seine größte Freude und er konnte nicht genug danken, wenn er wahrnahm, daß ein Menschenkind anfing, an sein Seelenheil zu denken. Alle seine Briefe, deren ich ein Paar Hundert vor mir habe, sind voll davon. Das konnten freilich Leute, die ferne von den Testamenten der Verheißung standen, nicht begreifen. Ein Mensch, der sich reich und satt fühlt in seiner eigenen Gerechtigkeit und nichts bedarf, oder der im Unglauben steckt und der Sünde dient, fühlt sich zurückgestoßen. Das hat unser lieber Stern sein ganzes Leben zu seinem Schmerze erfahren müssen, wer nicht? Desto größer war auch seine Freude, wenn er irgendwo Leben fand, das aus Gott ist. Obwohl er in der ersten Zeit seiner Bekehrung ein ganzer Pietist war, sowie auch seine beiden Grünstädter Freunde, so schloß er sich doch nicht an die Leute und Pfarrer an, welche von der Welt mit diesem Schimpfnamen belegt wurden, welcher doch vor dem Herrn für einen Ehrennamen gilt. In seinem Diktate spricht er sich darüber aus: „In unsern Unterredungen warfen wir nun unsern Blick um uns her und betrachteten die öffentlichen Zustände in christlicher Beziehung. Da fanden wir, daß es nur die edleren Geister unter denen, die sich durch Schriften bekannt gemacht haben, seien, die sich dem Glauben zuwendeten, daß aber fast unser ganzes Volk in Unwissenheit um sein Heil und im Unglauben dahinlebe. Bei den sogenannten Pietisten, so viele uns bekannt geworden waren, fanden wir Glauben und das Bestreben, ein göttliches Leben zu führen; aber es schien uns, daß ihr Glaubensleben nicht gesunder Art sei und daß sie einseitig Alles verwerfen und finster ansehen, was doch auch dem Gläubigen angehören und dem Menschen dienen müsse. Wir beschlossen daher, uns von diesen Leuten ferne zu halten, damit unser gesundes Glaubensleben nicht in einen übeln Geruch käme und unserer Wirksamkeit auf Andere nicht ge-

schadet würde. Wir belehrten uns gegenseitig, welche christliche Schriften wir uns anschaffen wollten, um in der Erkenntniß gefördert zu werden und in heiliger Gesinnung zu wachsen. Unter den Schriften war es besonders Arnd's wahres Christenthum und die guten alten Gesangbücher, auf die wir uns aufmerksam machten und an denen wir uns auch schon in Grünstadt mit einander erfreuten."

Einer seiner Freunde war der berühmte Botaniker Karl Schimper von München, ein geborener Mannheimer, welcher ein Anhänger des Philosophen Schelling war. Schimper schrieb einmal am 9. Mai 1832 an Stern: „Gestern hatte ich die Freude, drei Stunden lang auf seinem Studierzimmer Botanisches vorzutragen, was er mit Theilnahme und Aufmerksamkeit hinnahm. Ich war dazu eingeladen von ihm, aber mehrere Tage lang hatte es sich ihm nicht schicken wollen, bis gestern, wo wir auch ohne Störung blieben. Er wird diesen Sommer wieder lesen, und wahrscheinlich mit seiner Philosophie der Offenbarung sich herauslassen können, nachdem Alles genug und übergenug vorbereitet ist." In dieser Philosophie beschäftigte sich Schelling auch mit der Lehre vom Satan, und auch Schimper machte sie zu einem Gegenstande seines Nachdenkens. Daß Stern besonders auf diese Lehre verfiel, haben wir aus dem Briefe Harnisch's an ihn, der ihn auf die praktische Seite des Christenthums hinwies, sehen können. Stern spricht sich ausführlich darüber in seinem Briefe an Dittmar vom Ende August aus und kommt dahin: „Daß der Satan im Bösen der Natur und jedes Geschöpfes sein Spiel habe, ist ganz gewiß. Ich freue mich, zu dieser Ansicht gekommen zu sein." In demselben Briefe sagt er: „Es ist eine Freude, zu sagen, daß die Pflanzenwissenschaft die Grundlage und der Elementargang aller rechten Philosophie ist. Wer eine Pflanze verstehen lernt, lernt sich verstehen, denn in der Pflanze wird Alles äußerlich, was im Thierreich schon mehr zurücktritt." Da sehen wir, wie sehr Stern noch an den Naturwissenschaften hängt, nnd wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn ein so gewiegter Gelehrter, wie Schimper, späterhin über die Bücher Stern's, in denen von Gegenständen aus den Naturwissenschaften die Rede ist, das Urtheil sprach, daß darin nichts Unrichtiges stehe, während dies in so vielen Büchern Anderer nicht der Fall sei.

Man muß aber nicht denken, daß Stern in Schulsachen nach-

gelassen habe, im Gegentheil, jetzt ging er erst recht daran und zwar in einem besseren Geiste. Er schreibt darüber an Dittmar: „Braun (der Buchhändler) will am 1. Oktober die erste Abtheilung der Anleitung, die dann nur die Formenlehre und Satzlehre enthielt, nun drucken. Ich bin auf bessere Gedanken gekommen, die Formenlehre zu treiben, und werde das Unpädagogische genau angeben, warum man nicht an den Tafeln unterrichten kann. Sie dienen blos zur Uebersicht und Wiederholung. Am Lautirunterricht weiß ich viel zu bessern. Das erste Sprachbuch muß künftig anders werden. Ich weiß Mittel und Wege, Alles praktischer zu treiben." Dabei setzte er seine Studien, namentlich in der Philosophie fort. Er beschäftigte sich damals mit Fichte dem Sohne, welcher erklärte, daß die Philosophie in Nichts der Offenbarung widersprechen dürfe. „Noch mehr freut es, zu sehen, wie das Evangelium in den Irrgängen der Philosophie stets als helle Fackel voranleuchtete, und man sieht nur allzu deutlich, wie es auch in den jetzt noch unerkannten Sätzen voranleuchtet. Wie es Gott selbst in der Philosophie ergangen ist, so geht es jetzt mit dem Satan. Vorher war nur ein allgemeines, unbekanntes, absolutes Göttliches, das man im Menschen sogar zum Bewußtsein kommen ließ; endlich ist der lebendig persönliche Gott in heller Klarheit aufgegangen. Und so wird auch noch der Arglistige, der tausend Verstellungskünste spielt, erkannt und gegen ihn gebetet werden." Bald nachher am 22. September schrieb er abermals an Dittmar, der ihm sein Grübeln vorgehalten haben muß: „Ich bin ja gewiß so gut ein Offenbarungsgläubiger, wie Du; aber warum der Vorwurf: Rationalismus? Es ist ja doch fortwährend Aufgabe des menschlichen Geistes, die Offenbarungswahrheiten recht verstehen und begreifen zu lernen. Ein Ungebildeter versteht sie doch anders, als ein Gebildeter. Vernichte nur nicht alle Wissenschaft. Die Forschung ist frei. Je mehr der Mensch sich verstehen lernt und die Dinge außer ihm im Zusammenhang unter einander und zu sich, mit desto erleuchteterem Auge wird er auch das Wort Gottes der Bibel lesen können." Ueber den Werth der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, erklärt er sich damals auf's Bestimmteste: „Ich halte dafür, daß nur durch Naturforschung und durch eine aus ihr hervorgehende Philosophie dem Lügengeist in der Welt begegnet und dem Christenthum und der Bibel Bahn gemacht werden kann. Du wirst dies für falschen

Hochmuth auslegen und für ein Streben des Lügengeistes selbst, aber Du verkennst gewaltig, was Du nicht kennst. Der Wissenschaft kann nur durch Wissenschaft ein Damm gesetzt werden, und nur durch sie der falschen, heillosen Richtung die rechte gegeben werden. Die Bibel bleibt Bibel und ist Gottes Wort, aber die abgefallenen Menschen müssen zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie abgefallen sind; und das geschieht im Zeitalter des klügelnden Verstandes nur durch ein rechtes Wissen. Die Natur zeigt Thatsachen in Menge, die eine Bürgschaft für die Anerkenntniß höherer Wahrheit enthalten; das Ersehen dieser Thatsachen wird die Menschen umkehren, auf daß sie das Christenthum bekehren kann. Gib nur Acht, wie alle Rationalisten gegen die ächte Naturwissenschaft eifern und dieselbe als Schwärmerei und Dichtung verschreien, warum thun sie dies? Sie haben einen guten Instinkt dafür. Hat ja Dich nur der Magnetismus auf eine bessere Bahn gebracht." So dachte Stern damals, und es gab und gibt wohl noch immer Leute, die auf dem Wege der Wissenschaft in den Vorhof der Heiden kommen, aber die übrigen Menschenkinder, und auch jene müssen endlich zu der Frage kommen: Was müssen wir thun, daß wir selig werden? Der Denkweg, wie ihn Stern nennt, hilft Wenigen zum Heile. Dittmar, der Mann der Wissenschaft, blieb die Antwort nicht schuldig. Er schreibt: „Was Du von Wissenschaft als Damm gegen die falsche Glaubensrichtung sprichst, unterschreibe ich um so lieber, als ich mich in diesem Sinne auch nach meiner Bekehrung ausgesprochen habe und immer mit Dir in dieser Beziehung gleicher Meinung sein werde." Auf diesen ausführlichen, eingänglichen Brief antwortet Stern am 7. Oktober gar lieb: „Es thut wohl, vom Edelmüthigen an Edelmuth übertroffen zu werden. Verzeihe dem Starken seine Schwäche! Ich muß eben immer fehlen, um immer gut zu machen. Wie ein wilder Sturmwind entstürze ich, wie ein Waldbach fluthe ich an, wo man mir Ufer setzen will, die ich nicht leiden mag; Du aber fällst wie ein milder Thau vom Himmel und perlst im Sonnenschein." Auch in diesem Briefe, wie in so manchen andern, geht er auf Schriftlehren und Schriftstellen ein.

Auf seiner Ferienreise im Herbste sah er so recht den Katechismusunfug, wie er es nennt. Die Lehrer bläuten das lederne Buch mit dem Stocke ein. Da fand sich nichts für den Verstand, und noch viel weniger für das Herz. Die Bibel kam ganz ent-

schieden zu kurz. Damals, also schon im Jahre 1832, faßte er den Entschluß, Grundsätze und Grundzüge über den biblisch-christlichen Religionsunterricht zu schreiben und theilte seinen Plan Dittmar mit, indem er bemerkte: „Ich arbeite nicht eher daran, bis Du mir Deine Meinung geschrieben hast. Ich werde mir dadurch schaden, wenn ich's thue, aber ich halte es für Pflicht, es zu thun, und scheue Gott mehr, als die Menschen. Ich würde Dir auf jeden Fall das Manuscript zur Begutachtung und Nachbesserung schicken." Daß Dittmar ganz mit diesem Plane übereinstimmte, versteht sich, und schon am 2. Dezember schreibt der fleißige Stern: „Auf die Grundzüge will ich unter des Höchsten Beistand Alles verwenden, was ich vermag, und ich will in ihnen alle meine Jugendsünden und Mannessünden abzubüßen suchen. Du wirst dann auch noch das Deinige hinzusetzen und die scharfen Kanten und Ecken abfeilen. Bald steht's da. Nur wird das Abschreiben mir viel Zeit nehmen, denn ich bin im Schreiben ungeduldig, und da gefällt mir gewöhnlich wieder Alles nicht, was entstanden ist."

Ehe ich diese Angelegenheit an der Hand seiner Briefe zu Ende führe, muß ich noch ein Zwischenereigniß in seinem Leben erzählen, das für seine ganze Zukunft nach der innern Seite von großer entschiedener Wichtigkeit war. Das liebe Kleeblatt hatte in Grünstadt ausgemacht, sich nicht in eine Gemeinschaft mit den sogenannten Pietisten einzulassen. Da es aber redliche Seelen waren, so hat der Herr selber ihren Entschluß vernichtet. Stern erzählt uns den Hergang selber: „Zu Anfang Dezembers (1832) erhielt ich von unsrem jüngsten Bruder in Mosbach einen Brief, nach welchem ich mich nach einem verwandten Frauenzimmer, das sich gegen den Willen ihres Vaters nach Büchenau (zwischen Spöck und Bruchsal) begeben hatte, sehen und sie wo möglich zur Rückkehr bewegen sollte. An einem Sonntag machte ich diesen Gang, traf sie aber nicht an. Man gab an, sie sei in die Kirche nach Spöck gegangen und ich werde sie wohl bei Herrn Pfarrer Henhöfer, mit dem sie sich über ihre ehelichen Verhältnisse berathen wollte, treffen. Ich ging nun dahin. Da der Gottesdienst schon geendigt war, suchte ich sie im Pfarrhause auf, wo sie sich jedoch nicht befand. Ich wurde von Herrn Pfarrer Henhöfer mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Bei ihm befand sich Vicarius Mann, der in Karlsruhe wohnte und sich nur zur Versehung der Dienste nach

Spöck begab. Mann fragte mich, ob wir mit einander nach Karlsruhe zurückgehen könnten. Ich nahm sein Anerbieten an. Beide hatten schon wohl von meiner Veränderung gehört, denn sie sprachen mit mir, wie mit einem Gleichgesinnten." Henhöfer hatte schon früher einmal Stern besucht, um seinen Dank über einen Zögling des Seminars auszusprechen, den er zu seiner Freude als Unterlehrer erhalten hatte. Auf dem Rückwege kamen Stern und Mann sich sehr nahe, zwischen beiden stand auch gar nichts. „Ich sahe ein, daß ich diesen Leuten, welche als Pietisten in üblem Rufe stunden, nicht ferne bleiben dürfe," sagt er. Als die beiden Reisenden durch das Durlacher Thor in die Stadt gingen, wer begegnet ihnen? Der Kirchenrath Katz, der Vorstand des Seminars. Da war denn Alles verrathen. Stern lud seinen Reisebegleiter ein, ihn zu besuchen. Der that es denn auch, und versorgte ihn mit Schriften, besonders mit „den christlichen Mittheilungen," welche die Landpfarrer Henhöfer, Käß und Dietz, an die sich im folgenden Jahre Ledderhose, der Erzähler dieses, anschloß, herausgaben. Ueber dieses Zusammentreffen schrieb er an Dittmar: „Zufall, wir nennen es so, hat mich mit Pfarrer Henhöfer zusammengeführt. Die Leute staunen dann über den gewendeten Selbstgerechten. Sagen sie es nicht, man sieht es ihnen an. Dadurch kam ich in Verbindung mit unserm Hauptpietisten Mann, der mir aber gar sehr gefällt. Wir haben uns schon tüchtig durchgesprochen und er besucht mich. Dadurch komme ich denn unvermeidlich in den Geruch des Pietismus, aber ich frage nach nichts und werde mich nicht verleugnen." So recht! Als Henhöfer ihn bald nachher besuchte, begleitete ihn Stern durch die Straßen von Karlsruhe, meinte aber, wie er sich ausdrückte, „alle Leute sähen und deuteten auf mich und es war mir, als liefe mir die Katze zum Rücken hinauf." Er hielt es auch nicht mehr für Recht, den Vicar Gustav Frommel, der schon seit mehreren Jahren mit Geist und Kraft das Evangelium verkündet hatte, zu meiden, wie er bisher gethan. Am Sonntag Morgen hielt Stern seine Schulkirche, und Nachmittags ging er nach seiner bisherigen Gewohnheit nicht in den Gottesdienst. Was that er aber jetzt? Er suchte den liebenswürdigen Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, in seiner Wohnung auf, und sie waren bald die innigsten Freunde, die sich fast täglich besuchten. Frommel hielt auch eine Privaterbauungsstunde für Alle, die in Erkenntniß des göttlichen Wortes

weitere Förderung suchten und die christlichen Zwecke der Heiden- und Judenmission, sowie der Armensache unterstützen wollten. Bisher hatte sich Stern nicht angeschlossen; weil er aber sah, daß zwei seiner Lehrer am Seminar, welche die Stunde Frommel's besuchten, an innerem Leben wuchsen, so hielt er es nicht mehr länger in seinem Alleinstehen aus, besonders als der liebe junge Tauchnitz von Leipzig, der von seinem Vater seines Glaubens wegen verstoßen war, ihn mit in die Versammlung nahm. Ja es kam so weit, daß Stern bald die Versammlung selber hielt, namentlich wenn Frommel durch Amtsgeschäfte verhindert war, oder unwohl wurde, was je zuweilen vorkam.

Inzwischen war das Manuscript von Dittmar zurückgekommen und Stern schrieb an denselben am 16. Februar 1833: „Nicht freundlich genug kann ich Dir danken für Briefe und Deine mit großer Mühe und Liebe gepflogene Durchsicht. Ich sah wohl, welche Mühe ich Dir mit meinen Vergehungen gemacht hatte; und Du hattest mich mit so großer Schonung getragen und die schlechte Arbeit einer so durchhelfenden Aufbesserung werth gehalten. Als ich die erste Hälfte wieder las, traute ich oft selbst nicht meinen Augen, überall den Wust und die Schwerfälligkeit und Breite und Mühseligkeit der Arbeit. Die erste Hälfte war ein Machwerk und machen läßt sich eben nichts. Es darf nur ein Werden sein und ein zu guter Stunde Machenlassen durch den innern Geist. Ich habe eine scharfe Feile angelegt und war in Versuchung, noch mehr zu kürzen und zu sichten, wenn nicht eine völlige Umarbeitung dadurch herbeigeführt worden wäre. Das erlauben aber die jetzigen Umstände nicht. Nächsten Montag beginnt der Druck. Nach dem Titel lasse ich auf ein eigenes Blatt drucken: Jerem. 2, 8—13. Das wird beißen und einschneiden. Den Titel habe ich nun so geändert: „Erfahrungen, Grundsätze und Grundzüge für biblisch-christlichen Religionsunterricht.“ Einem meiner hiesigen christlichen Freunde theile ich noch das Manuscript mit, dem Vikar Mann, einem trefflichen, geprüften und bewährten Mann, der eine gar erquickliche und belebende Persönlichkeit ist. Leider verlieren wir ihn bald; er ist zum Pfarrer in Wilhelmsfeld beim Bodensee in Württemberg erwählt, einem seit acht Jahren neu gegründeten Dorf, welches durch Hoffmann, den Gründer Kornthals, auf einem sumpfigen Ried nach dem Willen des Königs von Württemberg angelegt worden ist. Er heirathet die Tochter Fein's,

der ein ausgezeichneter hiesiger Staatsmann war, Sohn des alten berühmten Fein, der in seinem Hause die Erbauungsstunde hielt und vor einem Vierteljahr gestorben ist. Leider lernte ich diesen tüchtigen, scharfsinnigen Mann, der allen Staatsbeamten Achtung eingeflößt hat, und zu dem die Minister in der Noth ihre Zuflucht nahmen, um sich durch ihn arbeiten zu lassen, nicht kennen."

Das Schriftchen erschien wirklich im Jahr 1833, und obwohl Stern in großer Demuth so wenig davon hielt, so gehört es doch zu seinen besten Arbeiten, und es wäre wohlgethan, wenn man es auch jetzt wieder beherzigte, da in Betreff des Religionsunterrichtes Alles aus Rand und Band gehen will. Er sagt in der Vorrede: „Sollte unser freies Bekenntniß und unumwundenes Urtheil irgendwo anstoßen und Bitterkeit erzeugen, so würde es uns leid thun. Denn wir wollen nicht verwunden und wehe thun, und wissen selbst zu gut, wie uns geschah und wie wir fühlten, so lange wir selbst noch in der Irre gingen." Palmer sagt in seiner Katechetik, in welcher er öfters auf Stern's Schrift zu sprechen kommt, über dieselbe, es sei mehr pädagogische Weisheit darin, als in ganzen Bänden gelehrter pädagogischer Werke.

Stern nimmt Schulen mit drei Klassen an. In der ersten Stufe, in der Kinder von 5 bis 8 Jahren sind, will er die Geschichte Jesu, der Apostel, der Patriarchen, Mosis, Samuels, Davids u. s. w. nach den Hauptzügen vom Lehrer frei erzählt und von den Schülern frei nacherzählt wissen. Daran schließen sich Gebete, Lieder und einzelne Sprüche, die zur Geschichte passen. In der zweiten Stufe, in der Kinder von 8—12 Jahren sind, nimmt er biblische Geschichte des alten und neuen Testaments in getrennten Stunden vor, am zweckmäßigsten in einer Schulbibel. Der Lehrer läßt lesen, erklärt dunkle Ausdrücke, die Kinder erzählen frei. Bibelstellen und Lieder aus dem Gesangbuch, sowie sonst noch erwecklich herzliche Lieder müssen auswendig gelernt werden. In der dritten Stufe sind Kinder von 12—14 Jahren. Hier muß die biblische Geschichte alten und neuen Testaments, besonders des neuen im Zusammenhange erzählt werden. Größere Bibelabschnitte, z. B. Psalmen, die Bergpredigt, Stellen aus dem Evangelium des Johannes und den apostolischen Briefen, so wie größere und schwerere Lieder sollen auswendig gelernt werden. Im letzten Schuljahre möchte er den kleinen lutherischen Katechismus erklärt und gelernt wissen.

Zu all diesen Aufgaben ist freilich eine reichere Stundenzahl nöthig, als sie zum Schaden der Schule in unserer Zeit geboten ist. Aber zu seiner Zeit führte Stern in seiner Seminarschule seinen Plan durch, und es ging vortrefflich. Aber auch im Seminar unter seinen Schullehrerzöglingen ließ er den guten Geist, der sein Herz ergriffen hatte, walten; der Religionsunterricht, den er jeden Tag in der Morgenstunde ertheilte, war ihm jetzt der liebste. Er las mit ihnen die geschichtlichen Bücher des alten Testaments in einigen Stunden, in den andern Stunden die des neuen Bundes. Es war eine ganz andere Erklärungsweise, als sie früher von ihrem Professor zu hören gewohnt waren. Es setzte dies eine große Bewegung ab. Ein Theil schloß sich an, während ein anderer Theil der Zöglinge, und zwar zum Theil die kräftigeren, Zweifel erhoben. Der Zwiespalt erhielt dadurch Nahrung, daß der Vorstand des Seminars in seinen Religionsstunden geradezu gegentheilig lehrte. So konnte es nicht mehr länger fortgehen. Wie Stern war, ein offener, gerader Charakter, so begab er sich eines Tags zu seinem Vorstande und stellte ihm die Verwirrung vor, welche durch den zwiespältigen Unterricht angerichtet werde. Der Vorstand gerieth dadurch in eine große Aufregung. Er bekämpfte auf das allerheftigste die Hauptwahrheiten der heiligen Schrift. „Ich aber bezeugte", sagt Stern, „in ruhiger Fassung, zu der ich gestärkt war, meinen Glauben an all dieselben und daß ich die ganze heilige Schrift für Gottes Wort halte. Ein scharfer Angriff folgte auf den andern. Der Kampf dauerte ungefähr zwei Stunden. Das Ergebniß aber war, daß er mich am Ende bat, ihm die Stunden abzunehmen, die er freiwillig ertheilt hatte, was ich mit Freude und innerem Dank gegen Gott gerne that." Sein Direktor Katz war jedoch auf der andern Seite ein so humaner Mann, daß er diesem Zwiespalte keine unliebsamen Folgen gab, wie Stern selbst bekennt. „Ungeachtet wir hier hart aufeinander stießen, so erfuhr ich in späterer Zeit dennoch die liebevollste Behandlung von ihm und er schien mir auf edle Weise zu erkennen zu geben, daß er meine Gesinnung ehre."

Der Religionsunterricht wurde jetzt in einem Geiste ertheilt. Stern wuchs selbst in der Wahrheit durch die Zöglinge. Bisher hatte er nur im Allgemeinen über den Erlöser und die Erlösung gesprochen. Da fragte drängend einmal ein Zögling über die Art und Weise der Erlösung. Blitzschnell erkannte Stern, daß

dies die Hauptfrage sei. „Ich sprach es fest aus, unsere Erlösung sei durch das Leiden und Sterben Jesu Christi für uns zuwege gebracht worden und daß wir diejenigen seien, die dem Gericht Gottes hätten anheim fallen sollen. Als ich diese Wahrheit ausgesprochen und von nun an auch lebendig nach dem Worte Gottes: „Das ist mein Leib, für euch gegeben; das ist mein Blut, für euch vergossen zur Vergebung der Sünden," geglaubt hatte, so fühlte ich mich innerlich sehr wohl und es war mir, wie wenn ich den festesten Banden entronnen wäre. Ich suchte mich nachher in der h. Schrift noch genauer zu vergewissern, daß sich allein für diesen Zweck Jesus Christus in den Tod gegeben habe, und daß ich die Vergebung meiner Sünden nur dann glauben könne, wenn ich dafür halte, daß er die Strafe für meine Sündenschulden getragen habe. Röm. 3, 25, Jesaias 53 und die Opferanstalten im 3. Buch Mosis traten mir nun in den innigsten Zusammenhang; und das Eine erhellte mir das Andere, daß Jesus wahrer Gott sei und daß der dreieinige Gott nur allein der lebendige Gott sei und daß der h. Geist alle Erleuchtung in uns schaffe und einen neuen Sinn in uns hervorbringe. Das war mir vorher schon zur Gewißheit geworden. Nur hatte ich unsern Herrn Jesum Christum bisher mehr von der Seite aufgefaßt, daß ich durch den Glauben an ihn von der Sünde frei werde, von ihm Kraft erhalte zu einem neuen Leben und durch ihn die Hoffnung des ewigen Lebens, in das er mir vorangegangen, haben könne. Den Fund dieses großen Schatzes, der mir geworden war, konnte ich nun nicht mehr für mich behalten, sondern es drängte mich gewaltig, allen denen Kunde davon zu geben, die mir nahe standen oder die ich bisher öfters berührt hatte." Die Nächsten waren ihm die Lehrer des Hauses. Er versammelte sie, wie wir schon vernommen, um sich und hielt mit ihnen Besprechungen über die Wahrheiten der h. Schrift. Zu diesen Lehrern gehörte der Bruder seines verstorbenen Freundes Joseph Gersbach, Anton Gersbach, der im Musikfache sein Nachfolger geworden war. Dieser schloß sich nicht an, es schien deßhalb, weil Stern allen Fragen über das Schicksal seines verstorbenen Bruders, welchen Anton sehr hoch stellte, auswich. Stern war es ausgemacht, daß er an ihn nur dadurch kommen könne, wenn derselbe seinen Wandel und seine Arbeit sähe. Späterhin hat sich Gersbach selber noch angeschlossen, er war eine ängstliche Natur. Auch die Lehrer der

Stadt, welche er der Wahrheit zugänglich hielt, zog er zu seinen Besprechungen herbei. Bald befand er sich in einem lieben Kreis von Freunden, „die sich mit mir des evangelischen Lichtes freuten, das uns aufgegangen war.“ Je mehr sie aber in das Verständniß des göttlichen Wortes eindrangen, desto schmerzlicher war ihnen der Anblick der Verwüstung, die der Unglaube angerichtet hatte, der durch falsche Lehre sich fort und fort ausbreitete.

Er richtete aber auch seine Blicke auf seine Verwandten in Baden und Württemberg, und mußte sich gestehen, daß es mit ihnen nicht besser stehe. Sie behandelten ihn mit großem Mißtrauen und meinten, er werde sich auf seiner Stelle nicht halten können. Wir wollen ihn zuerst hören, wie es ihm mit seinen ehemaligen Freunden, die er herbeizuziehen suchte, ergangen ist. Da mußte er denn die schmerzliche Erfahrung machen, daß der Glaube nicht Jedermanns Ding ist. Von dreien wurde er auf das schnödeste zurückgewiesen. Einer, ich denke, es war einer der Marxe, mit dem er früher in der innigsten Freundschaft stand, schrieb ihm einen so feindseligen Brief, daß sich Stern nur auf's tiefste betrüben konnte. Was ihm Stern geschrieben hatte, erklärte er für Grabgerüche, die er von sich ferne halten müsse, um nicht auch zu verwesen und das Leben zu verlieren. Seinen geistlichen Tod hielt er demnach für Leben. Einige Wochen nachher kam derselbe auf Besuch nach Karlsruhe, hielt sich vier Wochen daselbst auf, ging fast täglich am Seminar vorbei, ohne seinen alten wohlmeinenden Freund zu besuchen. Und doch gab es ein Zusammentreffen Beider, ein recht schmerzliches. Stern begegnete ihm nämlich in einer der engen Straßen Heidelbergs. Da konnte ihm der zum Feind gewordene Freund nicht ausweichen. Sie begrüßten einander und gingen am Ufer des Neckars hin. Hier leerte sich der Feind auf's gräulichste aus. Er erklärte Stern für ein wahres Unglück des badischen Landes, und er würde ihn, wenn er Macht hätte, geradezu in ein Tollhaus schicken. Alle seine Freunde müßten ihm versprechen, sagte er in seiner Raserei, ihm nie solche Ansichten beizubringen, wie sie Stern vom Menschen und von den überirdischen Dingen habe. Und wenn er einmal alt würde und auf das Krankenlager käme, und er äußerte solche Ansichten, so sollte man es für eine Schwäche seiner menschlichen Natur halten. Daß Stern auf solche Ausbrüche der Feindschaft seines ehemaligen Freundes in aller Sanftmuth und mit den rechten Gründen geant-

wortet hat, versteht sich. Er that dies auch einem seiner Karlsruher Freunde gegenüber, der ihm ebenfalls das Tollhaus als Perspective eröffnete, und meinte, Stern würde, wenn er könne, Scheiterhaufen errichten, um die Ketzer zu verbrennen. Durch Geduld und fortgesetzten Umgang mit ihm wurde er jedoch milder gestimmt, ja sogar der Wahrheit zugethan. Es ging unsrem lieben Stern, wie dem großen Prediger der Wahrheit, Ludwig Hofacker, der, früher ein ausgelassener Student, noch auf der Universität zum Lichte durchdrang. Er sagt selber, daß er seine bisherigen Kameraden mit dem Rücken angesehen habe, während er Brüder in Christo fand. Stern erklärt: „Was ich an Freunden der früheren Zeit verlor, wurde mir nachher an treuen, lieben Freunden hundertfach ersetzt." Einer der Marxe, ich meine, der Göttinger Mediziner, fragte bei einem Besuche, ob Stern ein Unterleibsleiden habe, weil er wähnte, seine Umkehr könne daher kommen.

Bei seinen Verwandten erlebte er erfreulichere Dinge, besonders mit seinem alten Vater. Wir werden des Näheren darauf zurückkommen.

11.

Arbeiten und Kämpfe.

Diese Ueberschrift könnten wir überhaupt über den zweiten Theil seines Lebens setzen. Doch um Ruhepunkte zu finden, müssen wir den großen Abschnitt seines langen, reich gesegneten Lebens und Wirkens in mehrere Theile zerlegen.

Es war ihm eine Herzensangelegenheit, nachdem sein Predigen seit Gernsbach sieben Jahre geruht hatte, dasselbe wieder aufzugreifen, aber jetzt in einem ganz andern Geiste. Er hatte inzwischen den großen Volksprediger Henhöfer gehört. Er schreibt von demselben an Dittmar am 27. Februar 1833: „Deine Anerkennung Henhöfer's freut mich recht sehr. Er ist ein trefflicher,

gediegener Mann, von Liebe, heiligem Ernst und einer unbegrenzten Hingebung. Ich habe ihn predigen hören; es ging mir durch Mark und Bein. In seinem Munde ist das Wort Gottes ganz ein zweischneidiges Schwert.“ Ohne Zweifel trieb ihn dies noch mehr, in Karlsruhe Zeugniß von der Kanzel herab abzulegen von dem, was ihm das Theuerste geworden. „Ich muß dem Herrn dankbar sein für seine überschwengliche Liebe,“ schreibt er, „so treibt es mich, und läßt mir keine Ruhe mehr. Ich stelle mich in die große Stadtkirche, wo es mir sonst schwindelte, und auf deren Kanzel man mich nie bringen konnte, wenn es verlangt wird. Aber ich bin fest überzeugt, daß der Geist, der mich rief, es auch zur Ehre des Höchsten vollbringen wird. Ich will mich einmal an's Gehorchen gewöhnen. Zwar kommen mir oft die Zweifel Mosis und Jeremia's, aber ich halte sie für Einflüsterungen eines Andern, der hinter uns steht. Jetzt weiß ich noch nicht, wie und wann es der Herr einleiten und das Weitere veranstalten wird.“ In der großen Stadtkirche sollte er jedoch sein erstes Zeugniß nicht ablegen, aber er erhielt von einem anderen Geistlichen — ich vermuthe, daß es der Stadtvikar Frommel war — die Aufforderung, die Charfreitagspredigt zu übernehmen. Mit welcher Freude nahm er den Antrag an! Vorher aber war noch Prüfung des Seminars, die zugleich seine Prüfung sein sollte. „Die Prüfung ging glücklich vorüber, voll Spannung und Erwartung, und das Feldzeichen des Herrn hat sich stark herausgestellt. Alle Umstände haben sich dazu vereinigt, und ich mußte eben immer nachgeben und geschehen lassen, wenn die Klugheit auch anders gerathen hätte. Ich lasse mich nun einmal von des Herren Willen leiten; er thue, wie es ihm wohl gefällt. Die Leute haben Aufsätze, von christlichem Geist durchweht, vorgelesen, die großes Aufsehen erregten und böse Gesichter machten. Am ersten Prüfungstage schickte ein Geistlicher zu mir, ob ich am Charfreitag für ihn predigen wolle. Mit Freuden sagte ich zu. Siehe doch des Herrn wunderbare Leitung. An seinem Todestag sollte dennoch eine Stimme für ihn erschallen. Für diese Predigt gab ich mir denn alle Mühe, und schrieb sie unter Gebet und dem Beistande des göttlichen Geistes nieder. Fühlbar und recht kräftig konnte ich seinen Beistand wahrnehmen, denn ich durfte mich gar nicht besinnen, es floß eben Alles; und was ich ersonnen und ausgedacht hatte, verwarf ich. Nun war

große Spannung in der Stadt. Die Kirche ist nicht groß, aber eine Stunde vorher war sie gedrängt voll. Viele Hunderte mußten wieder weggehen. Ich war wunderbar ergriffen und durchströmt, ganz auf Ihn, der gerufen hat, mich verlassend. Die Stimme war sehr geschmeidig und klangvoll. Alle Gläubige hatten gebetet für das Gelingen, und trotz dem gewaltigsten Schlag des Herzens hatte ich dennoch volle Besonnenheit und Geistesgegenwart. Das Wort des Herrn machte tiefen Eindruck. Die Thränen Vieler flossen und sie waren wundersam ergriffen, und Viele wie vom Donner gerührt. Sogleich hieß es, sie muß im Druck erscheinen." Es war wirklich ein Ereigniß. Ich sprach erst in diesen Tagen Jemanden, der jenes Zeugniß gehört hat. Noch jetzt hat dieser Jemand einen Eindruck davon. Aber es ging Stern, der in einem gewissen Sinne ein Saulus gewesen war, jetzt nicht anders, als dem Apostel Paulus, dessen Wort er mit der ganzen Liebe seines Herzens umfaßt hatte. Der Feind wüthete, die rationalistische Geistlichkeit war aufs höchste aufgebracht, sogar die Kirchenbehörde machte am folgenden Tage das Zeugniß und den Zeugen zu einem Gegenstande ihrer Verhandlung. Man sprach von Absetzung, es hieß, so könne und dürfe es nicht weiter gehen. „Was daraus wird," schreibt er, „weiß Gott. Doch gibt er mir Muth und Fassung genug, Alles ruhig abzuwarten und Ihm fest zu vertrauen. Sie werden mir ohne Seinen Willen kein Haar krümmen. Die lächerlichsten Sachen bringen sie nun gegen mich vor. Wenn sie sich nicht die höchste Willkür und Gewaltstreiche gegen mich erlauben, so können sie mir durchaus nichts thun. Sonst lebe ich das seligste Leben mit den Brüdern und Schwestern und habe dieses Glück früher nicht gekannt. Da erfährt man erst die Wunder des Christenthums, wenn man sieht, was der Geist Gottes aus den Menschen macht." Ueberhaupt war sein Glaubensleben durch und durch gesund und nüchtern. Er schreibt, zum Beweise dessen, was ich gesagt habe, an Dittmar: „Deine Sehereien muß ich aufs Neue verwerfen, nimm es mir nicht übel. Will Gott durch Magnetismus und Geistererscheinungen sich Kinder wecken und gewinnen, widersetze ich mich nicht. Aber nach meinen Erfahrungen führt all dieses mehr ab, als zu. Die Einzelnen, die dadurch gewonnen worden sind, sind mir noch kein Beweis. Dieselben wären durch die reine Predigt des Wortes Gottes noch eher oder eben so bald ge-

wonnen worden. Der äußerste Schein, sich mit diesen Sachen abzugeben, macht in den Augen der Weltkinder das Christenthum verdächtig. Die Beschäftigungen mit dem Hades selbst schaden aber dem Christen; sie machen ihn gewissensängstlich, beklommen, nehmen ihm den Muth und die hohe Freudigkeit und führen die Leute in's Gesetz, in die Werkheiligkeit, bei der doch einmal nichts herauskommt. Aus Gnaden werde ich selig, und so lange ich lebe, bin ich ein armer Sünder und habe täglich Buße zu thun. Mit dem Innenleben ist's nichts. Christus, das Zeugniß des heiligen Geistes, das ist Leben und Kraft und Stärkung und Trost. Das hohe Wunder der Erlösung zu fassen, es recht zu würdigen, Alles aus Gnaden nur sein zu wollen, seine Freude und seinen Dank zu äußern, damit hat man auf dieser Welt genug zu thun. Halte mich für einen rohen Gesellen, wie den Luther, ich lese nichts mehr von diesen Gespenstereien und innerem Schauen. Die Wißbegierde könnte mich wohl noch dazu treiben, aber ich habe Gottlob keine Zeit dazu." In einem andern Briefe bald nachher konnte er seine Freude aussprechen, daß Dittmar sich von den Seherinnen losmachte: „Recht sehr freut es mich, daß Du den Magnetismus in's Innerste Deines Kommodes verschließest. Gottes Geist wirkt überall, auch in den Seherinnen; aber der Satan macht auch davon Gebrauch, und da können wir nicht genug auf der Hut sein. Wir haben ja am Worte Gottes Alles."

Als gar seine Charfreitagspredigt gedruckt war mit dem Titel: „Jesus Christus, seine Krone und sein Kreuz" und allein in Karlsruhe 300 Exemplare zur Freude des Buchhändlers abgesetzt waren, da war erst, wie man zu sagen pflegt, der Teufel los. „Es ist ein groß Geschrei im Lande über den Pietisten und die Pietistenanstalt," schreibt er. „Du wirst sagen: Hast Du nicht vorsichtiger sein können? — Nein, ohne Verrath nicht. Es ist eine schlechte Sache, den Klugen spielen zu wollen. Den Lauen speit Er aus, und so ist's auch recht. Der Laue hindert. Der Satan wüthet doch. Und nur Wärme, Entschlossenheit und Eifer erweckt in Andern gleiche Gefühle und Entschlüsse." Von allen Seiten, von Seiten der Vernunftgläubigen, wie er sie nennt, flickten sie ihm am Zeug. Ueber die Ansicht, daß Pilatus die Aufschrift durch Eingebung des heiligen Geistes geschrieben haben soll, und daß es Seite 15 heißt: Zweifle nicht, glaube nur u. s. w. wurde er zur Rede gesetzt. Das sei eine gefährliche Darstellung, und

könne leicht zum Mißbrauch führen, daß Einer leichtsinnig drauf los sündigt; ein uralter Vorwurf, den unbekehrte Leute der Predigt vom Glauben machen. Während die rationalistischen Geistlichen klagten, machte er die wohlthuende Erfahrung, daß die Juristen und Einige aus den höchsten Kreisen ihn wohlwollend behandelten, so daß er rühmen konnte: „Sieh', so führt der Herr wunderlich, wenn man Ihm vertraut und im Glauben handelt. Der Himmel war finster und Alles umschleiert, und jetzt zeigen sich so freundliche Hoffnungen. O wollen wir doch nie erschlaffen, nie mißtrauisch werden und uns auf Ihn nur ganz und gar verlassen!"

Wegen seiner Charfreitagspredigt wickelte sich noch ein Nachspiel in dem theologischen Literaturblatte ab, das in Darmstadt erschien. Ein gewisser Paniel, damals noch Geistlicher im Badischen, späterhin in Bremen, der in Bremen mit dem berühmten Prediger Friedrich Wilhelm Krummacher einen Streit anfing und bei allen christlich Denkenden unterlag, wollte sich an Stern reiben und ihn als Pietisten in Verruf bringen. Stern glaubte, zu dem Angriffe nicht schweigen zu sollen. Er sagt in seiner Erwiderung: „Einen Rationalisten will Unterzeichneter nicht bekehren, da es in keiner Macht steht, den Herzenszustand eines Andern umzuändern; aber dem Urtheil der Unbefangenen und der Redlichen, die mit Gewissenhaftigkeit prüfen, glaubt er schuldig zu sein, auf die, obwohl unwürdigen Angriffe öffentlich zu antworten." Paniel rechnet diese Predigt „zu den homiletischen Curiositäten der neuesten Zeit." Darauf war ihm mit Recht zu antworten, daß ihm überhaupt das ganze biblische Christenthum auch eine Curiosität sein muß. Man sah aus der Recension, daß Paniel sich in seiner eigenen Gerechtigkeit und Würdigkeit wohlgefiel. Ueber die Höllenangst treibt er seinen Spott. „Sind das", fragt Stern, „Früchte der Buße, wenn ein Geistlicher innere, nothwendige Vorgänge im Herzen des Menschen (Joh. 3, 5) mit einem höhnenden und spöttischen Namen belegt und das Zwerchfell seiner Geistesverwandten durch ein lästerliches Wort zu ihrer Unterhaltung zu erschüttern sucht?" Am meisten stieß sich der Ungläubige an der Wahrheit, daß „der am Kreuze sterbende Christus der Jehova des alten Testamentes sei." Stern aber dient ihm mit Stellen nach dem Urtext, wie Jerem. 23, 5. 6 und Sacharja 12, 10. Doch wir brechen ab, der Streit ist widerlich genug gewesen. Damals bekam ein ähnlicher Geist in Karlsruhe Zulauf. Predigte doch

dieser Schöngeist mit viel Talent unter großem Beifall die ärgsten Sachen, z. B. daß der Mensch von Natur ganz rein und unverdorben sei 2c. 2c. und die Leute wußten gar nicht Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden. „So schickt der Herr, wenn er die Leute verderben will, kräftige Irrthümer, das Herz blutet Einem", schreibt er. Bei einem hochgestellten Mann, der von großem Einflusse war, dem nachmaligen Staatsminister Winter sprach Stern vor. Derselbe nahm ihn zwar wohlwollend auf, fixirte ihn aber sehr scharf, und ersuchte ihn, von Pfarrer Henhöfer sich ferne zu halten, da derselbe so sehr verschrieen sei, und warnte ihn vor gewissen Dogmen. Stern suchte ihm bemerklich zu machen, daß nur biblische Geschichte seine Aufgabe im Seminar sei. Zugleich überreichte er ihm sein Büchelchen: „Erfahrungen und Grundzüge." Winter versprach, dasselbe aufmerksam zu lesen, und wenn er es gelesen, ihn wieder zu sprechen. Einige Wochen nachher begab sich Stern abermals zu dem viel vermögenden Manne. „Ich hatte", schreibt er, „ziemlich viel Gnade, indem ich sanft, mild und freundlich blieb und ihn bei allen seinen Einwendungen jedes Mal zur bessern Sache herüberzog, aber es haftet eben nicht und dringt solchem Geschäftsmanne nicht zu. Am Ende erklärte er ganz trocken ohne alle Veranlassung, nachdem ich gerade das Gegentheil zu erwarten berechtigt war: Wenn sich das Urtheil festsetzt, daß Ihre Anstalt eine mystische Richtung hat, so ist es um dieselbe geschehen. Zu allerletzt sagte er: Ihre Veränderung wird nicht ohne eine äußere Veranlassung vorgegangen sein. Da bejahte ich ihm dies, sagte ihm aber, die äußere Veranlassung sei das Stehen am Rande des Grabes in einer schweren Krankheit vor drei Jahren gewesen und der Tod Gersbach's, den er sehr wohl kannte und schätzte. Da sei ich in mich gegangen und hätte gefragt: Herr, warum das? Diese Wendung des Gesprächs that die beste Wirkung, und er verstummte gänzlich. Ich empfahl mich dann." Es war aber nicht das letzte Mal, daß er mit diesem Staatsmanne solche ernste Gespräche führte. Er führte solche Gespräche überhaupt mit Jedem, mit welchem ihn der Herr in Verbindung brachte. Das waren besonders seine Zöglinge, zu denen er in einem väterlichen Verhältnisse stand und mit denen er in Verbindung blieb, auch wenn sie aus dem Seminar ausgetreten waren. Besonders fühlte er sich innerlich gedrungen, sich seelsorgerlich an solche zu machen, die er glaubte in seiner finstern Zeit falsch geleitet zu haben. Da habe

ich eine Reihe Briefe vor mir, welche er an Lehrer Haug geschrieben hat. Derselbe hatte seines Professors Schrift, den Religionsunterricht betreffend, gelesen und ihm darüber geschrieben. Stern antwortete darauf: „Sie heißen meine religiösen Ansichten, die Sie aus der kleinen Schrift kennen gelernt haben, gut und mit der heiligen Schrift übereinstimmend. Auch Sie bekennen sich als einen Gläubigen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie aufmerksam mache, daß der evangelische Glaube nicht darin besteht, daß man an die Wahrheit der einzelnen Geschichten, welche die heilige Schrift erzählt, glaubt, sondern daß man vollständig und ungetheilt überzeugt ist, daß man allein durch die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt (Röm. 1, 17), selig werden kann, und daß man sich ganz und gar nur auf diese Gerechtigkeit verlasse, lebe und sterbe. Dieser Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, steht entgegen die Selbstgerechtigkeit oder Eigengerechtigkeit, wo man durch sein gutes Herz, seine guten Vorsätze, seine Tugendhaftigkeit, seine guten Werke vor dem heiligen und gerechten Gott bestehen und sich seine Gnade verdienen will. Dieser Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, steht entgegen der Betrug und die Täuschung, daß man sich Gott nur so als ein liebevolles Wesen vorstellt, das den Menschen ihre Sünden vergebe, wenn sie dieselben bereuen, wie wir Menschen andern Leuten aus Gutmüthigkeit und Nachsicht ihre Vergehungen verzeihen. So ist's aber nicht; jede Sünde erweckt Gottes Abscheu vor dem Sünder, denn der Herr unser Gott ist ein eifriger Gott, und der heilige und gerechte Gott kann dem Sünder keine Sünden vergeben, ohne daß Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit vollständig Genüge geleistet wird. Diese Genügeleistung kann aber durch keinen Menschen geschehen, sondern allein dadurch, daß Gott selbst die Strafen der Sünden auf sich nimmt; und dies ist dadurch geschehen, daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist und ist an unsrer Statt gestorben und hat als Mensch, versucht wie wir, das Gesetz Gottes vollständig erfüllt. Seine Gesetzerfüllung, Sein Gehorsam, Seine Liebe ist die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und die dem Vater angenehm und Sein Wohlgefallen ist, und diese Gerechtigkeit ergreifen wir, wenn wir uns zu armen Sündern bekannt haben, im Glauben (Röm. 3, 10—31, Röm. 4, 5). Können Sie sich mit diesem Glauben nicht recht befreunden, so lesen Sie, was Röm. 10, 2—6 steht. Daß dieser Glaube allein der Christen Trost ist, daß er allein Ruhe und Befriedigung

gibt und den Gläubigen selig macht, das können Sie in allen apostolischen Briefen lesen. In den Evangelien ist dieser Glaube noch verdeckt und räthselhaft, da ja Christus noch nicht gestorben war und da der heilige Geist noch nicht auf die Jünger gefallen war, der sie in alle Wahrheit leiten mußte. Haben Sie aber einmal den Sinn der apostolischen Briefe gefaßt, dann werden Sie erst recht die Evangelien verstehen, namentlich das Evangelium Johannis und darin besonders das Kap. 6. Damit Ihnen aber Christus der Heiland wird, der Er Ihnen sein will, so müssen Sie auf den Zustand Ihres Herzens erst recht gekommen sein; Sie müssen Ihr großes Verderben und Ihre Unreinigkeit vor Gott nach der Schrift eingesehen haben, Sie müssen herzliches Leid über Ihren Abfall von Gott getragen haben. Damit Sie aber Ihr Verderben gründlich einsehen, muß Gottes Geist Sie erleuchten und Ihnen Ihr Herz aufdecken, denn der Hochmuthsgeist des natürlichen Menschen läßt keine Selbsterkenntniß zu. Damit aber Gottes Geist über Sie komme, damit er Sie erleuchte und den Unglauben und die Zweifel des vom falschen Geist geleiteten Verstandes aufhebe und tilge, müssen Sie herzlich und anhaltend und mit der größten Demuth darum beten. Dieser Glaube an die Gerechtigkeit Jesu Christi ist der Grund und das Wesen unserer evangelischen Kirche. In diesem Glauben haben unsere großen Reformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin gelebt, und in diesem Glauben haben sie das Größte vollbracht, was die Welt noch erlebt hat. Die Rationalisten oder die stolzen Vernunftleute unserer Zeit heißen jetzt die Bekenner dieses Glaubens Pietisten, Mystiker, Sectirer, Schwärmer, Obscuranten u. s. f., und die Kirchengeschichte zeigt, daß sie die Abgefallenen, die Sectirer, daß sie die Verfinsterer oder Obscuranten sind. Sie verfolgen und verlästern; das muß aber so sein, damit Christi Worte (Matth. 5, 11. 12) in Erfüllung gehen. Wollen Sie Christi Schmach und Kreuz leiden, so bekennen Sie sich zu diesem beseligenden Glauben. Ist Ihnen die Ehre vor der Welt lieber, so werden Sie nicht verfolgt und nicht verschmäht werden. Woher die Feindschaft kommt, will ich Ihnen ein ander Mal sagen. Es muß so sein."

Statt daß solch treues Arbeiten an den Seelen seiner ehemaligen Zöglinge Anerkennung gefunden hätte, wurde es ihm als Pietisterei ausgelegt und er erhielt von seiner vorgesetzten Behörde Verweise. „Vor acht Tagen", schreibt Stern an Freund Ditt-

mar Ende Dezember 1833, „bekam ich einen Verweis von der evangelischen Kirchensection wegen pietistischer Umtriebe. Man drohte mir ernstlich, daß ich mich hüten sollte vor dogmatischer Hyperorthodoxie und sectirerischen Bestrebungen. Dabei haben sie mich aber sonst über alle Maßen gelobt und gerühmt, wie noch nie. Ich schäme mich, es abzuschreiben, denn vor Gott gilt's nicht, aber in ihrem Munde ist's wahr."

Und das Lob verdiente er in Wahrheit, denn er war eben ein Pädagog, wie wir nicht leicht wieder einen bekommen werden. Er arbeitete treulich fort, und schrieb darüber nach Grünstadt: „In der deutschen Formenlehre bin ich an's Ende der Conjugation gekommen. Ich hoffe, bis Neujahr zu endigen. Diesterweg hat in den rheinischen Blättern die freien Sprech- und Aufsatzübungen und noch mehr die Sprachbegriffe über alle Maßen gelobt und ist ganz erfreut darüber. Hätte er die Erfahrungen für den biblischen Religionsunterricht gelesen, hätte er nicht so ins Horn gestoßen." Die Sprachschriften, die er herausgegeben hatte, kamen besonders durch katholische Geistliche in Aufnahme. Zwei evangelische Decane haben ihren Lehrern den Stern'schen Lautierunterricht dringend empfohlen. Auch sein treffliches Rechenbuch wurde überall anerkannt. „Auch haben sie neulich im neuen badischen Kirchenblatt die Wirksamkeit der Anstalt und meine Person in ein sehr vortheilhaftes Licht gestellt. So weiß der Herr überall zu helfen. Mein pädagogisches Lehrgeschick, wozu mich der Herr durch Seine weise Führung zubereiten ließ, ob es gleich im Ganzen nicht viel heißen will, muß so zum Schilde für die neue christliche Richtung dienen. Darum heißt Er Rath, Kraft, Wunderbar."

Das rasche Vorgehen des theuern Mannes, der es so treulich meinte, fand nicht blos nach Außen nicht den gewünschten Anklang, sondern er hatte auch im innersten Kreise der Familie zu kämpfen. Die Seelen sind eben sehr verschieden. In vielen seiner Briefe spricht er sich darüber aus. Es wäre aber gewiß nicht klug, auch nicht recht, sich des Näheren darüber auszulassen. Am Neujahr 1834 fuhr er mit seiner Frau nach Spöck zu Henhöfer und sagt: „Er hat gewaltiglich gepredigt und mich ganz zerschmettert und aufgelöst. Das war ein herrlicher Neujahrstag." Ein anderes Mal am 28. Februar 1834 schreibt er: „Vor 6 Tagen waren Henhöfer und Ledderhose bei uns, wir waren recht vergnügt. Henhöfer ist ein gar begnadigter Mann; geduldig wie der Knecht

Mose." Von diesem theuern Mann, welchem er so viel Segen verdankte, ließ er sich nicht durch den Staatsmann, der inzwischen Staatsminister geworden war, abschrecken. Zu ihm mußte er wieder. Es setzte einen gewaltigen Kampf auf der Ministerstube ab. Schon ehe er dorthin ging, hatte ihn der Vorstand des Seminars aufgefordert, sich von der Parthei, zu der er sich geschlagen hätte, loszumachen, oder freiwillig seine Stelle niederzulegen. Denn es könne jetzt nicht mehr so fortgehen. Der Minister behandelte den lieben Professor sehr barsch und es war nur gut, daß Stern auf eine ruhige, bescheidene Weise seinen mächtigen Gegner Schritt vor Schritt widerlegte. Er hatte es mit dem allbekannten Rationalismus zu thun, der sich an der Person Christi und seinem Erlösungswerke, das er spottweise die Blut- und Wundentheologie titulirt, stieß. Namentlich berief sich der Staatsmann auf die öffentliche Meinung, auf die Mehrzahl, die zu allen Zeiten das wahre Christenthum verworfen hat. Stern wies auf die Majorität hin, die Christum an das Kreuz gebracht habe. Mitten in diesem Kampfe wurden diese beiden Kämpfer durch einen Besuch gestört. Gerade kam der Erzähler dieses in das Seminar. Stern war noch innerlich sehr aufgeregt und setzte sich eben nieder, um schriftlich den unterbrochenen Kampf fortzusetzen. „In einem sehr scharfen Briefe ging ich auf sein Herz los und machte die Grundsätze seiner Regierungsweisheit zu nichte," schreibt er. „Einige Tage darauf begegnete er mir, stellte mich und sprach wieder freundlich mit mir; sagte, ich hätte ihn falsch verstanden, bat, ich sollte mich nur nicht an die Spitze stellen, ließ aber wieder seinen Rationalismus los, den ich wieder zu bekämpfen suchte. Wir schieden manierlich." Einige Zeit nachher, erzählt eine Quelle, besuchte der Staatsmann in Frankfurt einen alten Universitätsfreund, den Direktor Vömel am Gymnasium. Ihm klagte er seine Noth über die neue Secte, für die er die am Bekenntniß der Kirche haltenden Geistlichen und ihre Anhänger hielt. Namentlich stieß er sich fortwährend an der Versöhnungslehre. Als aber Freund Vömel, der ebenfalls zum Glauben durchgedrungen war, die bekannte herrliche Stelle 2. Kor. 5, 19—21 mit Nachdruck, wie er es konnte, hersagte: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber u. s. w.," fragte Winter erstaunt: „Glaubst Du denn das auch?" Daß dieser liebe Mann von Herzen mit Ja antworten konnte, versteht sich. Von da an war der Minister, der ja sonst ein rechtschaffe-

ner Mann war, gegen die Gläubigen in Baden freundlicher gesinnt, wie man in der Generalsynode sah, welcher er präsidirte.

12.

Die Generalsynode und was darauf folgte.

Am 15. April 1834 sollte die zweite Generalsynode zusammentreten. Seit die erste im Anfange der zwanziger Jahre die Union der lutherischen und reformirten Kirche beschlossen hatte, war keine mehr abgehalten worden. Seit dem 300jährigen Jubiläum der Augsburgischen Confession hatte sich durch den Pfarrer Henhöfer, welcher aus tiefer Ueberzeugung aus der katholischen Kirche in die evangelische übergetreten war, der wahre Glaube dieser Kirche ausgebreitet. Mehrere junge Geistliche hatten sich an ihn angeschlossen, und es war kein kleiner Gewinn für die gute Sache des Glaubens, daß gerade der Leiter des evangelischen Schullehrerseminars das eine Nothwendige gefunden hatte und mit so mächtiger Angethanheit seines Herzens, seines Lebens und Wirkens für die Wahrheit einstand. Noch ehe dies Wunder der göttlichen Gnade eingetreten war, war in unserer Kirche ein heftiger Kampf über den provisorisch eingeführten Katechismus entbrannt. Dieses Buch war nicht kalt und nicht warm, sondern lau, es suchte ein Juste-milieu-Christenthum, wie Stern einmal dasselbe nannte, einzuführen. Henhöfer und seine Freunde, es waren zusammen sieben, ließen eine Schrift dagegen ausgehen, die sich nur auf drei Hauptpunkte beschränkte, nämlich auf die Lehre von Christo oder dem Heilande, von der Erlösung oder dem Heile und vom Weg zur Seligkeit oder dem Heilswege. Diese gründliche, von Henhöfer abgefaßte Schrift fand reißenden Absatz, denn schon waren durch die gewaltigen Predigten Henhöfer's und seiner Mitarbeiter Viele in den Gemeinden für die Wahrheit gewonnen worden. Es mußte eine zweite Auflage dieses Zeugnisses, diesmal durch die gewandte Feder des Pfarrers Käß ausführlicher behandelt, veranstaltet wer-

den. Wir können uns hier nicht des Weiteren auf die Kämpfe für und gegen den Katechismus einlassen, nicht erzählen, wie die Kirchenbehörde mit Gewalt gegen die Zeugen der Wahrheit, die jetzt alle daheim sind bei dem Herrn, vorgefahren haben wollte. Ohne diesen Kampf wäre vielleicht noch keine Generalsynode zusammengekommen. „Aller Blicke sind nun darauf gespannt," schreibt Stern, seine ganz besonders. Seinen Freund in Grünstadt hielt er in Betreff der Generalsynode, in welcher einer seiner Verwandten, Pfarrer Röther, saß, auf dem Laufenden. In einer Reihe von Briefen kommt er immer wieder mit großer Herzensangelegenheit darauf zurück. In seinem Diktate erzählt er: „An einem Frühlingstage kam unser Vorstand nach Tisch in unsere Anstalt. Ich hatte gerade ein Birnbäumchen, das zunächst in unserm Hofe steht, bestiegen, um es zu beschneiden. Als ich mich herabbegeben hatte, mit ihm zu sprechen, so sagte er mir, er bedaure sehr, mir mittheilen zu müssen, daß es für mich um meine hiesige Stelle geschehen sei, denn die Generalsynode, die nun zusammentreten werde, habe vor, mich zu entfernen, da die Kirche nicht zugeben könne, daß diese sektirerische, krankhafte Richtung, von der ich mich leider nicht abbringen ließe, durch die Zöglinge der Anstalt in das ganze Land hin verbreitet werde. Ich erklärte ihm dagegen, daß ich in dieser Hinsicht getrosten Muthes sei, indem ich mir nicht bewußt sei, etwas Unrechtes zu thun, sondern mich in Allem nach Gottes Wort verhalte. Ich setzte mein ganzes Vertrauen auf die göttliche Verheißung, daß kein Sperling auf die Erde falle ohne den Willen Gottes, daß mir nichts geschehen dürfe, was Er nicht haben wolle, und daß das alle Mal gut für mich sei, was Er über mich beschließt. Darauf erwiderte er: „Sie haben einen guten Glauben." Ich bemerkte ihm: „Ich danke Gott, daß ich nach diesem Glauben getrost sein und erwarten könne, was da komme." Anlaß zu dem Einschreiten der Behörde gab ein Brief, den er zu Anfang des Jahres 1834 an einen Zögling im Oberlande geschrieben hatte. Es war sein späterer Schwiegersohn Sutter. Derselbe hatte seinem Professor am Neujahr einen Dankbrief geschrieben, er habe in der Anstalt viel gewonnen; und er konnte nicht genug den Werth seines Lehrers preißen. Auf diesen Brief konnte Stern nicht schweigen. Er lehnte in seiner Bescheidenheit, die wir von dem theuren Manne schon kennen, ab, was ihm nicht gebührte, und wies ihn mit aller

Entschiedenheit auf das hin, was ihm inzwischen durch Gottes Gnade zu Theil geworden war. Er bezeichnete seinem ehemaligen Zöglinge die biblischen Bücher, die er mit Gebet und Beugung seines Herzens lesen solle. Auch wies er ihn an den Pfarrverweser Haag von Feuerbach, den übrigens Stern damals noch nicht persönlich kannte und der späterhin auf allerlei Abwege gerathen ist. Auch ermahnte er ihn, sich mit Niemanden in einen Streit einzulassen, ehe er selber in der Erkenntniß der Wahrheit befestigt wäre. Dieser wohlwollende Brief seines väterlichen Lehrers hatte auf den jungen Unterlehrer eine entschiedene, gesegnete Wirkung. Von einem Feinde wurde ihm der Stern'sche Brief aus der Tasche gestohlen und dem Dekan des Bezirks übermittelt, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als ihn, natürlich mit einem feindseligen Beiberichte, an die Kirchenbehörde zu schicken. Und die Behörde war so schwach, dem theuern Manne einen Verweis zu ertheilen, den ersten, den er erhalten hat. Sutter aber wurde mir nichts, dir nichts aus seiner Stellung entfernt. Wohin aber jetzt? Dort am Rheine liegt die Armen-Schullehrer- und Rettungsanstalt Beuggen, die noch immer treffliche und gesegnete Anstalt. Damals leitete sie der tüchtige, geistvolle Vater Zeller. Er nahm den verfolgten Lehrer mit Freuden auf. Und hier war es, wo Sutter späterhin den Weg in's Basler Missionshaus fand. Der Stern'sche Brief schien der Kirchenbehörde so wichtig, daß er in der Generalsynode in Umlauf gesetzt worden sein soll. Bei dieser Synode wurde noch ein anderes Ereigniß verhandelt, das im Seminar vorgekommen sein soll. Es ging einmal Stern über die Straße. Da redete ihn ein Mitglied der Synode mit dem Bemerken an, es sei ein Schreiben eingelaufen, welches behaupte, daß im Seminar über den provisorischen Katechismus unter den Zöglingen ein Kampf ausgebrochen sei. Die Einen erklärten, daß das Lehrbuch nichts Besseres verdiene, als zerrissen zu werden. Und das sei wirklich geschehen. Der Synodalmann bemerkte ferner, daß die Behörde eine Untersuchung angeordnet habe. Stern konnte mit gutem Gewissen erklären, daß er von dem Allem nichts wisse. Das Erste, was er that, als er nach Hause kam, war eine Untersuchung über den Thatbestand. Der Vorstand der Anstalt kam nach einigen Tagen selber, von der Generalsynode abgeordnet, die Sache zu untersuchen. Stern bezeichnete ihm den Zögling, den er inzwischen in Erfahrung gebracht hatte. Nun ging es an den

Zögling Becker von Leopoldshafen, dem Alles zur Last gelegt wurde. Derselbe erzählte, was vorgegangen sei. Er habe im Lehrsaal gearbeitet, sagte er. Da sei ein anderer Zögling gekommen und habe ihn gefragt, was er von dem neuen Katechismus halte. Darauf habe er den Frager gefragt, was er von Jesu Christo halte, und als dieser gestutzt und als er ihn nun gefragt, ob er ihn nicht für Gottes Sohn, wahren Gott und unsern Herrn und Heiland halte, habe jener geantwortet: „Ja, das glaube ich Alles." Darauf habe er — Becker — den Zögling aufgefordert, die Antwort des Katechismus über die Person Christi damit zu vergleichen; ob das mit seinem eben ausgesprochenen Glauben übereinstimme? „Nein," erwiderte jener. „Nun weißt Du, was Du von dem neuen Katechismus zu halten hast," habe er gesagt und weiter sei nichts vorgekommen. Jetzt ergriff der Untersuchende das Wort, es war nur Tadel, den er aussprach, „es komme ihm nicht zu, über ein Lehrbuch zu urtheilen, das die Behörde eingeführt habe. Sie seien junge, unverständige Leute und sollten Bescheidenheit lernen." Damit war die Sache abgethan.

Ein Brief Stern's schildert die Vorgänge in der Synode in Beziehung auf ihn und die gläubigen Pfarrer: „Den 26. Juli war die Hauptsitzung, die den gläubigen Pfarrern auf der Hardt und mir galt. Blos über mich ward über eine Stunde verhandelt. Es ward von vielen Seiten beantragt, man sollte mich von meinem Posten entfernen. Der Minister W. lehnte den Antrag ab. Nun kamen sie noch stärker, lasen Briefe vor, welche die große Gefahr schilderten. Da äußerte W., wenn es so wäre, müsse man dem Ding ein Ende machen. Aber es sprachen dann auch mehrere Stimmen wacker für mich; unter andern Röther, Kirchenrath Sonntag und Schwarz. Schwarz nahm es über sich, mit mir besonders zu reden, und mich milder und vorsichtiger zu stimmen. Aber am Morgen, wo er zu mir kommen wollte, kam ich zu ihm und griff ihn wegen der Redaktion des Katechismus an. Als die Feinde ihre Absicht nicht durchsetzen konnten, trugen sie an, daß man mir doch wenigstens den Religionsunterricht abnehmen sollte. Da bemerkte aber Einer, ich würde meine religiöse Ueberzeugung in jeden Unterricht verflechten, und da helfe es doch nichts. Auch dieser Antrag unterblieb. So werdet auch Ihr dem Herrn gerne Lob und Dank bringen, daß Er uns wunderbar

errettet und glücklich durch der Feinde Wüthen durchgebracht. So ist buchstäblich in Erfüllung gegangen, was der Herr den Israeliten in Beziehung auf die Aegypter verheißt, 2 Mos. 14, 13, 14."

Am 26. August schrieb Stern an den Grünstädter Freund: „Unterdessen hat sich Betrübendes begeben. Man hat uns gänzlich getäuscht. Der Generalbericht der Synode an den Großherzog ist im Druck erschienen, und da stehen arge Anträge. Jedoch hat der Großherzog dieselben erst noch zu genehmigen. Heißt er sie gut, so geht's uns übel, und wir können vielleicht gar nicht mehr bleiben. Der Großherzog soll den Katechismus als gesetzliche Lehrnorm sanctioniren. Welcher Lehrer oder Geistlicher den Katechismus nicht annimmt, sei abgedankt. — Die Versammlungen sollen insofern zugelassen werden, als der Friede der Gemeinde dadurch nicht gestört werde. Dann soll zu polizeilichen Maßregeln geschritten werden. Gegen die Geistlichen, die sie hegen, soll alles Ernstes eingeschritten werden. Wer den Katechismus verdächtig macht oder Andere verdammt, soll nach fruchtlos gebliebener Warnung entlassen sein. Es sind überhaupt alle Anträge Wolf's, dessen Commissionsbericht ich Dir geschickt habe, angenommen worden. Wir wollen beim Großherzog unmittelbar Schritte thun. Ich habe eine große Schrift aufgesetzt, die eben circulirt. Die Andern werden sich aber wohl nicht ganz mit mir vereinigen, wie ich merke. Meine Bitte zum Herrn ist täglich nur die, daß Er uns in Sinn gebe und mit Weisheit erfülle, daß wir so handeln, daß Er sein Wohlgefallen dabei haben kann, und daß wir die Treue nicht verletzen, die wir Ihm schuldig sind. Ich meine, wir müßten hier auf das Heil der ganzen evangelischen Kirche sehen und diese zu retten suchen. Das geschieht aber nicht, wenn man ein Lehrbuch annimmt, das nur ein Justemilieu-Christenthum enthält. Ich meine, wenn man es nicht auf die Spitze stellt, so könne der Herr auch nicht helfen. Solche Kämpfe müssen zu einer Entscheidung geführt werden, wo dann Er den Ausschlag gibt. Wir würden uns im Unterliegen freilich scheinbar sehr unglücklich und brodlos machen, aber ich meine, man muß das Alles dem Herrn überlassen."

In einem andern Briefe vom 22. September berichtet er von einer Audienz, die ihm von dem Großherzog bewilligt worden war: „Gestern ward ich nach vielen fruchtlosen Bestrebungen vor unsern Landesfürsten berufen, um vor ihm Zeugniß zu geben und am

Ende unsere Denkschrift zu überreichen, von Sieben unterschrieben. Statt Mann's trat ich ein. Der Fürst gönnte mir drei Viertel Stunden, in welchen ich ihm die drei Hauptwahrheiten entwickelte: 1) die Lehre von der Gottheit Christi, 2) die von seinem Versöhnungstod, 3) die von der Rechtfertigung. Darauf hielt ich ihm in Beziehung auf die zwei ersten Fragen die Bearbeitung der Synode vor, erläuterte das Ungenügende und Unvollständige, beantwortete seine Fragen, wie es gekommen sei, daß die Synode jene Lehren so faßte, indem ich es ihm aus der Beschaffenheit des menschlichen Herzens nachwies; übergab ihm den Heidelberger und den kleinen lutherischen Katechismus mit der Bezeichnung jener drei Hauptfragen, stellte ihm seine Regentenpflichten vor Augen, die Bestrebungen des Zeitgeistes. Hierauf ging ich mit ihm die Anträge der Synode in Beziehung auf den Pietismus und Separatismus durch und erläuterte Alles. Wie er Alles aufnahm, weiß ich nicht. Der Herr rühre sein Herz und überschütte ihn mit seiner Gnade!" Stern war unermüdlich, er ging zu den Ministern, und wo er glaubte, Etwas für die gute Sache thun zu können.

Ich weiß nicht, war es jetzt oder ein anderes Mal, daß er mit einem der Minister — ich denke, es war Winter — ein ernstes Gespräch hatte. Er erzählt es in seinen Aufzeichnungen so: „Derselbe hielt mir vor: Ihr sprecht nur immer von der Sünde und von dem blutigen Verdienst Christi; ja ihr seid wahre Christo-Latristen (Christusanbeter). Ich aber erbaue mich weit mehr, wenn ich einen Grashalm betrachte und an demselben die Allmacht und Weisheit Gottes wahrnehme. Ich bemerkte ihm darauf, daß der Blick in die Natur uns nicht beruhigen und trösten könne, wenn wir mit einem schuldbeladenen Gewissen die Werke Gottes betrachteten und wenn er einmal sich auf dem Sterbebette befinde, so werde ihm nichts Ruhe und Frieden geben können, als der Glaube an seinen Heiland, der seine Schuld getragen habe. Ich wünschte ihm bei der bevorstehenden Weihnachtsfeier einen besonderen Christsegen, was auf ihn einen solchen Eindruck machte, daß er mich zur Thüre hinaus begleitete und mir dasselbe wünschte."

„So haben wir denn Alles gethan," schreibt er, „was wir nach menschlichen Ansichten thun konnten. Tägliches Flehen zu dem Herrn ist uns noch übrig." „Haltet nur recht an in der Fürbitte für die badische Kirche," schreibt er am 10. Dezember,

„daß Er mit Seinem allmächtigen Arm darein greife und uns aus der großen Tiefe rette. Wir halten jetzt wöchentliche Gebetsstunden, einige auserlesene Gläubige, wo wir still gemeinsam für unsere Angelegenheiten beten, und einzelne laut, die sich gedrungen fühlen. Der Herr gibt großen Segen zu unsern Versammlungen. Schon über hundert kommen zusammen und wir haben zwei neben einander stehende Zimmer gemiethet. Auch die Kirche Frommel's hat sehr großen Segen und er ist sehr gewachsen in der Kraft des Herrn. Man wird nach und nach immer aufmerksamer auf die Wahrheit, obgleich die Erbitterung immer mehr steigt. Zu den verschrieensten wird wohl unter Andern Dein Freund gerechnet, und man setzt ihn täglich ab, und doch steht er immer fester. Im Haus ist ein recht guter Geist, und das ist die Hauptsache. Dadurch können sie mir nicht auf den Leib." „Je mehr sie toben," schreibt er in einem anderen Briefe, „desto mehr wächst das Häuflein und erstarkt; und im größten Tumult und Kriegslärm erfahren wir am meisten des Herrn beseligende und beruhigende Nähe."

Der von der Generalsynode beantragte Katechismus wurde vom Großherzog genehmigt, nicht als symbolisches Buch, wie man befürchtet hatte, sondern nur als das Lehrbuch, nach welchem der Religionsunterricht ertheilt werden sollte. Die übrigen bedauerlichen Anträge der Generalsynode wurden nicht genehmigt. Der Referent im Ministerium des Innern, der spätere Präsident Beck, katholischer Confession, welcher bei Besprechungen über Schulangelegenheiten Stern als tüchtigen Schulmann kennen gelernt hatte, besprach sich mit ihm über die Rechtmäßigkeit, den Zweck und den Nutzen der Privaterbauungsstunden. Da war er an den richtigen Mann gekommen, der ihm guten Bericht erstattete. Hierauf erschien eine Verordnung an die Aemter, aber nicht öffentlich, wornach die Versammlungen gestattet werden sollen.

Was war nun zu thun? Der Erzähler dieses ist, so viel mir bekannt, der Einzige aus jener Zeit, welcher den Berathungen angewohnt hat, die über Annahme oder Nichtannahme des Katechismus gepflogen wurden. Die Brüder kamen zu dem Entschlusse, man solle ihn annehmen, da man ja nicht gehindert sei, das Evangelium in Kirche und Schule zu verkündigen. Das Gefühl durchdrang uns Alle, daß die ungenügenden Bücher, zu denen außer dem Katechismus auch das Gesangbuch

und die Agende gehörten, vom Herrn der Kirche zur Strafe auferlegt seien. Der Herr werde aber gewiß uns noch Bücher des Glaubens aus Gnaden geben, wenn wir in Treue das Volk mit dem Sauerteig des Evangeliums durchdrängen. Der Sieg blieb nicht aus, wie wir später sehen werden.

13.

Freudvoll und leidvoll.

Das ist eine so allgemeine Ueberschrift, daß man denken könnte: Das versteht sich von selbst. So hält es sich im Leben eines jeden wahren Christen. Im Leben eines so merkwürdigen Mannes aber, wie Stern einer war, zieht uns das „freudvoll und leidvoll" doppelt an. Mit seiner Ehefrau, die eine gar treue Seele war, jedoch nicht immer gleichen Schritt mit ihrem rasch vorwärts eilenden Mann halten konnte, hatte er viel zu thun. Es sind manche Briefe an seinen Herzensfreund Dittmar vor mir, in denen er sein Herz ausschüttet. Bald steht sie auf der Sonnenhöhe des Glaubens, bald bedeckt sich ihr Himmel mit dunkeln Wolken, und es blitzt und donnert auch manchmal dazwischen hinein. Es ist nur tröstlich, daß dieses edle Herz, das Einem so viel Liebe, fast über Vermögen erweisen konnte, Friede gefunden hat, und wie werden sich die Beiden, die sich geliebt und geübt haben, jetzt mit einander freuen, daß der Herr Alles so gnädig geleitet und sie durchgebracht hat durch eine Welt, wo es so viel Thränen gibt, aber auch die Freude nicht fehlt. Gar sehr lagen dem lieben Christen im Seminar zu Karlsruhe seine Verwandten am Herzen. So besuchte er im Herbst 1834 seinen ältesten Bruder in Mosbach. Derselbe konnte sich in das Thun seines Karlsruher Bruders nicht finden, und hatte sich vorgenommen, und äußerte dies gelegentlich gegen den jüngeren Bruder, er wolle dem Karlsruher einmal recht das Verderbenbringende des Pietismus vorhalten. Wer aber nichts der Art herausbrachte, war er. „Er konnte mir kein Wort sagen, sondern mußte mir immer recht

freundlich und liebreich begegnen. Was die Gnade eines Christen für Wirkungen macht!" Stern traf seinen Bruder recht krank an. „Ich habe mit ihm die letzten Dinge noch durchgesprochen. Er war auch geförderter, als ich ihn verlassen hatte, demüthigte sich und glaubte; aber Zeichen einer ernstlichen Buße nahm ich nicht wahr. Der Geist Gottes war stark an ihm, denn er äußerte, als ich ihn wieder sah: Ich habe schon das ganze Jahr ein Vorgefühl, daß ich sterben werde." In den letzten acht Tagen war er meist bewußtlos. Seine einzigen Aeußerungen waren nur: O Gott! O Jesu! wobei er immer die Hände faltete. Am 25. Oktober schied er aus der Zeit. Sein Bruder schreibt: „Der Herr habe ihn selig und lasse uns einander wieder finden vor seinem Thron!"

Am 10. Januar des Jahres 1835 liefen zwei Briefe im Seminar ein, daß sein lieber alter Vater am Sterben sei und sehnlich wünsche, seinen Wilhelm noch zu sehen, und daß er fast jeden Augenblick um ihn jammere. Morgens 6 Uhr saß schon der treue Sohn im Eilwagen. Er traf seinen Vater schwer krank, doch hören wir den Sohn darüber: „Meinen lieben alten Vater traf ich noch lebend an, und erlebte an ihm große Freude. Der Herr hatte meine Gebete erhört und ihn zur Erkenntniß seines Heils in dem Gekreuzigten kommen lassen, noch ehe ich zu ihm gekommen war. Als es nämlich ernstlich an's Sterben ging, da überfiel ihn ein Todesschauer, Furcht vor dem Gericht wandelte ihn an und er bebte. Er schrie nach mir, aber ich war nicht zu haben. Er ließ sich das h. Abendmahl reichen, aber fand keinen Trost. Da kam der h. Geist mit gewaltiger Macht über ihn, ließ ihn ernstlich Buße thun und wies ihn auf das Kreuz unseres lieben Erlösers. Da ward ihm Christus sein Trost, sein Licht in der Todesnacht, sein einziger Retter. Er gab seine bürgerliche Ehrbarkeit dahin und nahm dankbar das Verdienst und die Gnade durch ihn aus den durchbohrten Händen an. Er betete laut vor allen meinen Verwandten ganz gewaltiglich, so daß sich Alle über ihn entsetzten, und der Geist Gottes hielt ihm allen Trost und die Verheißungen des Evangeliums vor. Da fiel die Scheidewand und er konnte nun die Liebe und Barmherzigkeit seines gnädigen Gottes rühmen. Sichtbar hob die erfahrne Gnade auch wieder seine Lebenskraft. Als ich Nachts um 12 Uhr zu ihm trat, rief er mir entgegen: Lieber Wilhelm, du kommst recht, mit

mir ist eine große Veränderung vorgegangen. Mir sind alle meine Sünden vergeben, mein theurer Heiland ist auch für mich gestorben und hat alle meine Sünden gebüßt. Ich konnte dann recht innig mit ihm beten und blieb einen Tag bei ihm. Aber als es wieder ein wenig besser mit ihm ging, ward er auch schon wieder leichter und der Satan suchte ihn auf alle Weise zu zerstreuen. Ich ermahnte und strafte ihn dann gehörig, betete mit ihm wieder, auch zum Abschied, und es kehrte der Gnadenstand zurück." Der Greis hatte viel zu leiden, aber er äußerte manchmal: „Ich muß mir auch Etwas gefallen lassen, mein Heiland hat, und zwar unverdient, noch Schwereres gelitten!"

Die Frau und die Kinder seines verstorbenen Bruders fand er der Wahrheit sehr geneigt, den Sohn nahm er zu sich, derselbe besuchte in Karlsruhe das Lyceum. Das Stern'sche Haus war voll von eigenen Kindern und die Besuche wollten kein Ende nehmen. Da begreifen wir, wenn er einmal schreibt: „Es wird mir sehr schwer, meine Haushaltung fortzusetzen." Besoldungserhöhung wollte sich auch nicht einstellen, indem die einflußreiche Welt gegen ihn war. Da half der liebe Vater in Mosbach wieder auf eine nachgiebige Weise.

Kaum waren die Seminarprüfungen vorüber, über die Prälat Hüffell nicht genug Rühmliches sagen konnte, so ist er schon wieder auf dem Wege nach Mosbach. Seit dem 12. April hielt er sich dort auf. „Mein lieber alter Vater lebt noch," schreibt er, „und sein Zustand schwebt immer noch hin und her. Er ist sehr schwach seinem Körper nach, muß immerfort getragen und gehoben werden. Im Glauben ist er aber recht gewachsen, und ich kann die Gewißheit haben, daß er zu den begnadigten Seelen gehöre. Er betet frei aus dem Herzen mit großer Kraft, und er fordert mich gar oft auf, mit ihm zu beten, oder Einzelnes aus der h. Schrift vorzulesen. An seinem Krankenbette lerne ich allerlei Dienste verrichten, die ich mir früher nicht gefallen lassen wollte. Es ist keine Frau im Hause und die Bedienung gar nicht, wie sie sein soll." Was man Ruhe nennt, das wurde dem lieben Stern in den Ferien selten zu Theil. So schreibt er in demselben Briefe: „Gestern am Todestage unseres Herrn und Heilandes hatte ich von dem hiesigen ersten Geistlichen die Aufforderung erhalten, ein Zeugniß für das Evangelium abzulegen. Die große Kirche war gedrängt voll, auch die Beamten und höheren Stände

fehlten nicht. Der Herr stand mir mächtig bei, mit freudigem Aufthun des Mundes die erschütterten Herzen an Sein Kreuz hinzuführen. Die Verkündigung der freien Gnade Gottes in Christo machte einen wunderbaren Eindruck, so daß eine allgemeine freudige Bewegung entstund und sie das Evangelium lieb gewannen. Ich hörte gar viele erfreuende Aeußerungen, so daß ich dem Herrn nicht genug danken konnte, daß Er mich schwaches, elendes Werkzeug würdigte, nun drei Jahre hinter einander an diesem Tage öffentlich Seinen Tod zu verkündigen. Für meine hiesigen zahlreichen Verwandten war es mir besonders wichtig. Auch meine Schwester von Heidelberg war zugegen. Der Herr wolle die Predigt Seines Wortes nur auch an recht vielen Herzen durch dauernde Eindrücke segnen und den ausgestreuten Samen vom Teufel nicht wieder wegnehmen lassen!"

Was für ein ernster und doch liebevoller Seelsorger er war, haben wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten wahrgenommen. So finden wir ihn auch an dem schweren Krankenlager einer gläubigen jungen Wittwe in Karlsruhe. Dittmar kannte sie gut. Er berichtet demselben darüber am 21. Juni 1835: „Wenn Du wieder zu uns kommst, mußt Du auf eine Freude verzichten. Frau Löhle findest Du nicht mehr unter uns. Sie ist in das Reich des Friedens hinübergegangen. Sie kränkelte seit Weihnachten, war oft aufgeregt, hatte viel Sehnsucht nach der himmlischen Heimath." Am Pfingstmontag mußte sie die Kirche verlassen, fiel in ein Nervenfieber, das besonders ihren Geist umflorte. Die Feinde wollten das als Wirkung der Pietisterei erklären. Nur noch eine gläubige Verwandte erhielt Zutritt zu der Todtkranken. In lichten Augenblicken war ihr die Gnade des Herrn recht nahe. Am 21. Juni endigte sie ihr junges Leben und zwei Tage nachher wurden die theuren Reste zur Erde bestattet. Frommel und Stern wurden zur Leiche geladen. Ihr Leichenredner, der Hofprediger Deimling, hielt eine ergreifende und erhebende Predigt am Grabe der Seligen. „Der Herr mache uns Allen recht klar, warum Seine Liebeshand uns einen so herben Schmerz zugefügt hat." Wofür Stern der Seligen nicht genug danken konnte, war das, daß sie so mächtig auf seine Frau eingewirkt und sie wie ein Kind geleitet hat. Durch ihr glaubensvolles, verständiges und festes Benehmen brachte sie das zu Stande. Sein Freund Heman hatte viel mit seiner Frau durchzumachen, die mehrmals wie von

einem finstern Geiste eingenommen war. Da wollte der liebe Mann verzagen. „Ich verzweifle an der Frau David's nicht," schreibt er in demselben Briefe. „Er heißt Heman und muß sich als ein Heman beweisen. Er muß glauben, wo nichts zu sehen ist. Der Herr ist allmächtig und ein wunderbarer Gott. Er wird Ihn auch noch um all das preisen, was ihn jetzt so sehr betrübt."

In seiner Zusammenkunft mit den Grünstädtern war viel von den Versammlungen die Rede, welche man besonders von Seite der Kirchenbehörde haßte. Dittmar muß seinem Freunde gerathen haben, dieselben zu verlassen. Stern schreibt darüber an ihn im Oktober: „Wenn sie uns Lehrern das Halten und Besuchen von Versammlungen verbieten, so werden wir nachkommen und uns auf unser Haus beschränken. Wollten sie sich aber unverhoffte Gewaltstreiche erlauben, so habe ich als ein glaubensfroher Christ darauf gar keine Rücksicht zu nehmen; denn sie können mir und Andern nur so viel thun, als der Herr zuzulassen für gut findet. Also sei Ihm, unserm treuen Herrn, Alles anheimgestellt, Er wird Alles wohl machen. Dagegen aber wäre eine Conventikelflucht von meiner Seite die größte Undankbarkeit, denn Er hat dieselben an mir, an den Meinigen und an meinen Schülern und Mitlehrern bisher reichlich gesegnet. Er hat mich in denselben jedes Mal erquickt, gestärkt, wie dies auf andere Weise selten so geschah. Dann konnte ich Vielen nützlich werden; Viele wurden durch das bloße Besuchen und durch Vorträge ermuntert, gestärkt, mit ins Leben hineingezogen. Träte ich ohne Veranlassung zurück, würden sich die Brüder und Schwestern sehr an mir ärgern, und diese Kleinen dürfen nicht geärgert werden. Der Herr würde und müßte mich dafür schwer herumholen. Ich hätte bisher Vielen gepredigt, die Conventikel fleißig zu besuchen, und würde diesen nun selbst verwerflich werden, denn diese Beweggründe, die wir in der Eile besprachen, würden und könnten sie nicht fassen. Die nachtheiligste Wirkung wäre zu erwarten. Unsere Schüler und Lehrer würden erkalten und erlahmen."

Dieser Mann ohne Falsch, wie wir ihn aus solchen Aeußerungen kennen lernen, hielt die Fahne hoch, an die er sich einmal angeschlossen hatte. Das zeigte sich seinem Freunde Dittmar gegenüber, als dieser einen Aufsatz geschrieben hatte, in welchem er sich dem Pietismus entgegenstellte. Er meinte natürlich das

Zerrbild des Pietismus. Ernstlich trat Stern ihm entgegen, Dittmar vertheidigte sich. Es wird wohl das Richtige sein, was Stern ihm unter'm 11. Februar 1836 schreibt: „Unsere Taktik muß die sein, daß wir sagen, wir wollen Pietisten sein und wünschen nur, daß wir die rechten seien. Der Name Pietist muß Ehrenname werden, wie der Name Christ. Solche Haltung gewinnt der Welt Achtung ab und macht sie stutzen. Alles Rechtfertigenwollen hilft nichts. Der Haß ist nun einmal da und verführt uns gar leicht zum Verleugnen, ohne daß wir es beabsichtigen. So kam David in übles Verhältniß gegen Israel, weil er zu den Philistern geflüchtet ist. Man muß immer auf dem heiligen Boden bleiben, dann geht's gut, und die Last der Brüder und Schwestern tragen helfen. Der Feind sucht uns auf andern Boden zu locken. Es gehört eben Erfahrung dazu. Es ging mir gerade auch so, und wenn ich nicht recht wache, so verleugne ich jetzt noch den Herrn jeden Tag drei Mal. Die Gemeinschaft der Heiligen und der Verkehr mit der Welt ist uns gleich nöthig, damit der neue Mensch zum vollkommenen Mannesalter Christi herangezogen werde." So kam er damals, als er dies schrieb, in eine Versuchung gegenüber von zwei Naturforschern, Agassiz und Alexander Braun, zwei sonst wohlgesinnten Männern, von denen der letztere noch lebt. Er widerstand aber ritterlich. Hören wir ihn selber darüber: „Neulich kam ich in eine Glaubensversuchung. Der Naturforscher Agassiz, der als Professor in Neuburg angestellt ist, war ein Viertel Jahr in England. Er kehrte über hier zurück. Mit Professor Braun kam er zu mir. Da kam die Rede auf die Schöpfung. Sie brachten mich hart ins Gedränge. Ich konnte mit nichts mehr antworten, als womit ich Dir einmal früher geantwortet habe, als mir Schimper Zweifel beigebracht hatte: Ich halte aus diesen und jenen Gründen die Bibel für das Wort Gottes, unfehlbar, durchaus wahr auch in historischen und naturgeschichtlichen Dingen; und erhöben sich Widersprüche und Anstöße, so lasse ich diese dahin gestellt sein und sei der Ueberzeugung, daß eine spätere Zeit und andere Forschungen und Untersuchungen noch Alles zur Ehre Gottes und zur Beglaubigung seines wahrhaftigen Wortes lösen werden." Und das ist gewiß für jeden einfachen Christen der richtige Standpunkt, wie ihn jener Oberländer Knabe in einem Examen eingenommen hat, als man ihn in Betreff des Durchzugs der Kinder Israel durch das rothe Meer auf's Eis führen

wollte, er hatte keinen andern Beweis als: „Do stoht's." So kindlich einfältig mögen wir Alle werden, wie der Heiland war, der die Versuchungen Satans einfach damit zurückschlug: „Es steht geschrieben."

Was für eine Freude war es für Stern, und wie dankbar äußerte er sich in vielen seiner Briefe, wenn er sah, daß das Reich Gottes wuchs. Bald ist's die Universität in Heidelberg, bald sind's neu gewonnene, frische Zeugen der Wahrheit unter der evangelischen Geistlichkeit Badens, bald sind's Lehrer da und dort, die sein volles Interesse in Anspruch nehmen. Er lebt und webt ganz in dem Gebiete des Reiches Gottes. Als Vicar Frommel in Karlsruhe, sein intimer Freund und Pathe eines seiner Kinder, an Kniegicht litt und nach Wildbad gesprochen wurde, gab's für ihn viel zu thun und zu vicariren. Man befürchtete, daß Schlimmeres aus dieser Gicht entstehen könnte. Da schreibt er am 1. Juli 1836: „Der Herr wolle sich unserer in Gnaden erbarmen und das hiesige Gemeinlein nicht verwaisen lassen." Er fährt fort: „Noch glaubt kein Oberster an Ihn, wenigstens nicht in öffentlichem Bekenntniß und Heraustreten, und der Unglaube wird immer toller und unverschämter. Doch der Herr schützt uns mit gnädiger Hand, erhält unsere Versammlungen, und die Behörden werden immer geneigter." Wenn er in ökonomischer Noth war, wie das auch vorkam, daß kein Kreuzer mehr in seiner Kasse war, so half der Herr, dem er ja Alles im Gebet an's Herz legte, oft auf ganz unerwartete Weise. Er schreibt darüber in einem andern Briefe: „Ich rang mit dem Herrn. Er schenkte mir Glauben und freudigen Muth. Es kam mir in den Sinn, ich dürfte mich um eine Remuneration bewerben, da man mich seit vier Jahren bei der Schulcommission gebraucht und mir viel Arbeit gemacht hat. Ich machte die gehörigen Gänge, gab eine Schrift ein. Da schenkte der Herr zuerst 50 Gulden und vorgestern kam ein Diener der Staatskasse und brachte 200 Gulden. So hat mich denn der Herr tief beschämt, gedemüthigt und hoch erfreut und erquickt. Er sei gepriesen, der Herr Zebaoth, der allein Wunder thut und das Schreien der Seinigen hört und hilft, wo Hülfe Noth thut."

Im Dezember schrieb er die herzlichsten Wünsche, wie er das konnte, an Dittmar: „Unser Herr und Heiland segne Dich und Deine liebe Gattin und Dein Töchterlein; Er segne Eure Ehe und

lasse Euch wachsen in die tausend mal tausend! Er segne Euer Brod und Wasser, Euren Eingang und Ausgang! Er speise Euch mit Seinem fettesten Waizen und sättige Euch mit Honig aus dem Felsen. Er lasse Euch wohnen in den Thoren Seiner Feinde!" Er theilte in diesem Briefe die Neuigkeit mit, daß der Vicar Henhöfer's, eben der Erzähler dieses, als Pfarrverweser nach St. Georgen auf dem Schwarzwald versetzt worden sei. Wir verabschiedeten uns auf's herzlichste. Kaum hatte das Jahr geendet und das neue angefangen, so war schon ein Brief des theuern Mannes an mich in meinen Händen, aus dem ich doch Etwas mittheilen muß: „Der Herr stärke Sie in Ihrer Einsamkeit, erwecke einen Freund, der mithilft tragen, hoffen, dulden, sich freuen, kämpfen, beten. St. Georg hat den großen Drachen überwunden und männiglich über das Ungeheuer obgesiegt. Auch Sie werden in der Stärke des Herrn die Riesen bezwingen, die Ihnen entgegentreten, und wir freuen uns, bald von Siegen und Niederlagen zu hören. So leicht wird der Feind das Feld nicht räumen, doch er ist ja gerecht. Alles schwere Ringen wird nur dazu dienen, den Kämpfer von allem fremden Feuer zu reinigen und ihn zum Streiten und Gewinnen immer geschickter zu machen. Wir müssen eben in gar Vielem geübt werden, bis wir als tüchtige und willenlose Werkzeuge recht zu dienen vermögen. Täglich verderbe ich dem Herrn gar viel und verdiene viele harte Züchtigungen. Doch Er hat Geduld und sieht lange nach, bis wir zum Guten weise werden. Da ist so viel falscher Eifer, Zorn, Lieblosigkeit, Härte, daß es nicht Alles gesagt werden kann; und in die Kreuz und Quere kommt der Unglaube hinein und falsche Scham. Wann wird's einmal mit all dem Elend ein Ende nehmen? Vergessen Sie des Schwachen, der ob eigener Stärke oft so schwach ist, nicht und helfen Sie Haus und Anstalt in dieser Zeit, wo Satan so viel Macht hat, mit durchkämpfen, auf daß wir nicht auf dem Sand und in Schande enden." Er wußte überall guten Rath zu ertheilen. Als der Vicar Peter von Epfenbach am Ende des Jahres 1840 nahe daran war, in Karlsruhe eine Probepredigt zu halten, schrieb er demselben: „Ihre Probepredigt ist eine schwere Arbeit. Sie dürfen die Wahrheit nicht verdecken, die eben nicht gerne gehört ist, und sollen doch auch vorsichtig sein, als ein Weiser. Diese Aufgabe können und werden Sie lösen, wenn Sie sich genau an den Text halten und

durchaus nichts Anderes geben, als was der Text enthält und was dieser auszusprechen veranlaßt. Wenn Sie sprechen, so sprechen Sie ruhig, nicht allzu bewegt, so daß die Grenzlinie des Schönen nicht überschritten wird, worauf die Kunstrichter sehen. Zeigen Sie zu viel Feuer, so gilt dies schon als Uebertreibung. Auch eignet es sich ja nicht für einen Fremden, allzu lebhaft zu sprechen."

Wie sehr war es ihm darum zu thun, allenthalben das Reich Gottes wachsen zu sehen, und er sparte nichts, um dafür zu wirken. So schrieb er an einen früheren Zögling Haug, als er Lehrer von Vögisheim geworden war; „Die neue Stelle, die Sie nun angetreten haben, wolle unser Herr und Heiland für Sie zu einer Segensstelle machen, daß Sie nun innerlich und äußerlich wachsen und ein tüchtiges Werkzeug werden, in Ihrer Jugend, und bei den Erwachsenen Seelen für unsern Heiland zu gewinnen, und Sein Reich in Ihrer kleinen Dorfgemeinde zu gründen und zu verbreiten. Sutter hat dort schon gut vorgearbeitet. Durch den Missionszögling von Vögisheim im Basler Hause haben Sie ja auch einen Mitarbeiter, so daß es nicht fehlen kann, ein Gemeinlein zu sammeln, wenn Sie nur vom rechten Liebeseifer brennen und Ihr Herz ohne Tücke mit Dankbarkeit gegen unsern größten Wohlthäter erfüllt ist. Ihre Verantwortung ist nun groß, da Sie jetzt in einem ganz andern Verhältniß, als zu Auggen, stehen. Sie sind jetzt der Schullehrer, der nächste Pflegvater der Ihnen anvertrauten Kinderseelen und durch die Kinder der Freund und Berather der selbständigen Gemeindeglieder. Unser Herr wird mit Ihnen sein, wenn Sie Ihm in Treue dienen werden, und Er wird sich zu Ihrer Arbeit bekennen. Er wird aber auch in Allem gegen Sie sein und Sie mit Kreuz und Leid in Ihrem Hause und außer demselben heimsuchen, wenn Sie die Menschen mehr fürchten, als Ihn, und wenn Sie irgend einen Gegenstand mehr lieben, als Ihn. Sie leben unter einem sehr vereitelten Geschlechte, wo die Sünde und Satan große Macht gewonnen haben. Darum thut es besonders Noth, sich von allem ungöttlichen Wesen zu reinigen und sich durch die dargebotenen Gnadenmittel zu stärken."

Während er nicht einzelne, sondern Dutzende solcher Briefe nach allen Seiten, besonders an seine ehemaligen, ihm auf's Herz gebundenen Zöglinge schrieb, hatte er zu Hause über und über zu arbeiten, so daß er einmal schreiben mußte: „Der Geschäftsdrang ist gar groß. Ich kann mit nichts mehr fertig werden." Und

doch wurde er fertig, seine körperliche Beschaffenheit, seine geistige Begabung, seine Pünktlichkeit halfen dazu. Aber das eigentliche Geheimniß seiner ungeheuren Leistungen erzähle uns Wilhelm Hofacker, der bekannte Prediger an der Leonhardskirche in Stuttgart: „In Karlsruhe haben wir den theuern Mann in Christo, Stern, besucht, der uns einen recht nachhaltigen Eindruck gegeben hat. Was ist's doch um eine kräftige Entschiedenheit, die in Christo und seinem Wort wurzelt und die Welt und ihre Obersten als das, was sie sind, zu taxiren wagt! Er bekannte freilich, die ersten fünf Stunden von 4 Uhr an blos auf's Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes zu verwenden, weil er es sonst nicht durchmachen könnte, was täglich der Kampf und der Anlauf bringt."

Besonders machte ihm die Mitgliedschaft in der Oberschulconferenz viel zu schaffen. „Wenn es noch einige Zeit so geht," schreibt er am Ostermontag 1837, „so wird Dein Freund ein completer Geschäftsmann, was man so nennt. Bei den Debatten macht er oft noch viele Fehler. Die Gegner legen es darauf an, ihn in die Hitze zu bringen, und da plumpt oft der alte Mensch im verhaltenen Zorn heraus. Ich habe bisher noch gar nicht gewußt, was die Bitte bedeutet: Führe uns nicht in Versuchung! aber jetzt lernt es sich und ich verstehe das Vater Unser besser. Bald lerne ich auch beten: Erlöse uns von allem Uebel." Auch die letzte Bitte hat er oft in köstlichem Sinne erfahren, ehe sie ganz und voll erfüllt worden ist. So war ihm die bevorstehende Prüfung immer ein Gegenstand der Sorge, weil er wußte, daß jedes Mal Laurer sich einstellten, die auf jedes Wort spannten, um es in Gift gegen ihn zu verwandeln. Am Tage nach der Prüfung sagte Prälat Hüffell zu ihm: Wissen Sie auch, daß sich an Ihrer Rede gestern Viele gestoßen haben? Und warum denn? Erzähle er es nur: „Ich sprach über: Wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein köstlich Werk. Viele Schulmeister hatten eine große Freude an ihr. Die Ansicht, daß der Schullehrer das für die unmündige Jugend sei und sein soll, was der Geistliche für die Erwachsenen ist, gefällt nicht; noch weniger, daß man seine Aufgabe so bedeutend macht." Jetzt sucht man das Schulamt auch bedeutend zu machen, aber nicht in dem Sinne, in dem es Stern gemeint hat. Die Hauptaufgabe eines Jugendführers soll, das meint er, darin bestehen, die Lämmer zu dem Hirten und

Bischof der Seelen zu führen, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. Die Jugendverführer führen gerade vom Herrn ab, und wähnen, genug gethan zu haben, wenn sie die Kinder zum Lesen, Schreiben und Rechnen und noch allerlei weltlichem Wissen gebracht haben.

Ich kann das Kapitel des „freudvoll und leidvoll" nicht schließen, ohne den Leser in zwei Krankenstuben geführt zu haben, in denen ein Hauch der seligen Ewigkeit uns anweht. Stern erstatte uns den Bericht: „Ich traf meine Schwester in Heidelberg in den letzten Zügen, sie konnte aber nicht mehr sprechen, sondern nur deuten. Ich sprach ihr noch Trostworte zu, und sie schien es zu verstehen. Der Herr wolle sie mich vor seinem Gnadenthron finden lassen! Sie sah ihren Tod bestimmt voraus, und drei Wochen vorher sprach sie zu ihren Verwandten, sie sollten ihr nichts mehr von andern Leuten erzählen, sie sei mit der Welt fertig, und ließ dies auch meinem Vater und mir schreiben. Sie hatte viel Verlangen nach mir, betete viel, forderte zum Gebet auf; und so scheint es doch, daß der Keim eines neuen Lebens sich in ihr gebildet hatte. Der Tag wird es offenbar machen. Warum der Herr sie sobald wegnahm, wird mir auch nach und nach deutlich werden."

Im Herbste dieses Jahres dehnte er sein Reisen auf mehr, als drei Wochen aus. „Viel Gutes und Erfreuliches sah und hörte ich," schreibt er, „und der Herr gab mir auf dieser Reise große Gnade. Alle meine Verwandten und Freunde fand ich so freundlich und liebevoll, wie noch nie und an Vielen, an welchen die Gnade des Herrn zu wirken begonnen hat, konnte ich mich recht erfreuen. Die größte Freude hatte ich aber an meinem lieben Vater in Mosbach;" — und das ist die andere Krankenstube, in der wir uns einstellen — „derselbe ist indessen im Glaubenswerk recht gewachsen, steht in einem festen, gesunden Glauben, und hat sich indessen auch viel gereinigt. Ich habe nun die gewisse Ueberzeugung, daß, wenn die Gnade des Herrn nicht von ihm zurückweicht, was wir nie annehmen dürfen, er mit dem hochzeitlichen Kleid geschmückt zu Seines Herrn Herrlichkeit eingehen werde, wenn Er ihn ruft." Endlich ist dieser liebe Simeon am 13. Mai 1839 selig in dem Herrn entschlafen.

14.

Der Unterricht im Seminar.

Im Jahre 1837 hielt es Stern für nöthig, Nachricht von dem Bestehen, dem Unterrichte und dem Fortgange des Seminars zu geben. Er that dies in einer kleinen Schrift, die uns von dem damaligen Stande der Anstalt genaue Kenntniß gibt. Was die Geschichte derselben, die er voraus gehen läßt, betrifft, so kennen wir sie schon. Uns interessirt besonders der Unterricht in den verschiedenen Fächern, wie er damals ertheilt wurde. Hören wir ihn also:

„Diejenigen Unterrichtsfächer werden vorzugsweise am Seminar betrieben, in denen die Schullehrer auf dem Lande und in den Städten Unterricht zu ertheilen haben. Es ist daher von dem Unterrichte ausgeschlossen aller Unterricht in fremden Sprachen. Man erkennt den großen Werth und Nutzen an, wenn die Schulzöglinge bei ihrer vorbereitenden Bildung zur Aufnahme in's Seminar die Gelegenheit benützt haben, sich in den Anfängen der lateinischen und französischen Sprache zu bilden; man glaubt es aber ihrer überaus wichtigen Berufsbildung schuldig zu sein, alle Kraft und Zeit auf ihre eigentliche Berufsbildung verwenden zu lassen. Die Zeit der Seminarbildung ist kurz; der Unterricht in den nothwendigen Lehrfächern muß gründlich und umfassend sein; auch lehrt die Erfahrung, daß es auf die Ausbildung des Geistes nicht vortheilhaft wirkt, wenn der Lehrling mit zu vielerlei Lerngeschäften zur nämlichen Bildungszeit beschäftigt wird. Auch müßten die fremden Sprachen auf eine ganz andere Weise betrieben werden, als man die Muttersprache zu behandeln sucht, da in der Behandlung jener nicht sowohl auf das Lehren als auf das Lernen gesehen werden müßte, was mit der übrigen Bildungsweise, wie sie in einem Schulseminar stattfinden soll, nicht übereinkäme.

Die Behandlung der Lehrfächer geschieht auf eine solche Weise, wie die Lehrlinge künftig mit ihren Schülern zu verfahren haben, damit sie dieselben geistübend für einzelne Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu bilden vermögen. Man beabsichtigt nicht sowohl die Mittheilung besondrer Kenntnisse, die etwa den Schulzöglingen noch fremd sein könnten; man erzielt nicht sowohl eine schulgerechte

wissenschaftliche Ausbildung in den einzelnen Unterrichtsfächern, als vielmehr sie dahin zu bringen, daß sie eines wohlgeordneten Unterrichtsganges kundig und mächtig werden, daß sie in ihrer Lehrkunst sich der Fassungskraft und den geistigen Bedürfnissen der Kinder geschickt anzubequemen verstehen, daß sie sich in die natürliche Unwissenheit, Hilfsbedürftigkeit, in die Schwäche des geistigen Vermögens genau zu versetzen lernen, daß sie in die Geheimnisse zur Erregung der Selbstthätigkeit des jugendlichen Geistes eindringen, wie allem genügenden Urtheile klare Begriffe und wie den Begriffen richtige Vorstellungen zu Grunde liegen müssen, wie aber die richtigen Vorstellungen nur aus geschickt dargebotenen, vielseitig erwogenen Anschauungen und Erfahrungen hervorgehen. Dies zu leisten, ist und bleibt die Aufgabe aller Schulseminare; wie dies Ziel erreicht werde, muß die Lehrgeschicklichkeit der aus ihnen hervorgehenden Lehrer darthun. Daß dies Ziel in keiner bestehenden Anstalt dieser Art ein erreichtes sei, wird Jeder zugestehen, der die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, die Unzulänglichkeit alles menschlichen Thuns und die Möglichkeit von Verbesserungen in der Auffindung oder geschickteren Anwendung der Lehrmittel erkennt. Daß der Werth einer solchen Anstalt nicht nach ihren ersten Versuchen, sondern nach den Bestrebungen, wie sie sich nach gereifteren Erfahrungen bilden, zu beurtheilen sei, wird jedem Einsichtsvollen einleuchten. Dem Beobachter einer solchen Anstalt wird der Ernst und die Redlichkeit seiner Arbeiter genügen, da er weiß, daß Gott es den Redlichsuchenden gelingen läßt.

Der erste und vorzüglichste Lehrgegenstand an dieser Anstalt, von der hier die Rede ist, ist der Religionsunterricht. Derselbe wird nach der heiligen Schrift ertheilt. Das Wort Gottes wird als der alleingültige Gegenstand und als die allein lautere und für die Jugend und die Jünglinge angemessenste Erkenntnißquelle betrachtet, aus der die Kinder und Jünglinge den Weg zur Seligkeit erfahren, aus der sie richtige religiöse Begriffe über ihre Natur und Beschaffenheit und über das höchste Wesen und dessen Willen zu ihrer Beseligung schöpfen. Wie die Naturdinge die Gegenstände sind, an denen richtige naturwissenschaftliche Beobachtungen und Erkenntnisse gemacht werden sollen, so wird das Wort Gottes auf gleiche Weise benützt, um den Sinn für übersinnliche Wahrheiten und für Erkenntniß der göttlichen offenbaren und verhüllten Führung des Menschengeschlechtes zu wecken und zu stärken. Ein positives Wissen der heiligen Geschichte, Bekanntschaft mit dem vielgestaltigen

Menschenleben, mit fremden Sitten, Gewohnheiten und Anschauungs- und Ausdrucksweisen ist die natürliche Folge dieser Behandlungsweise, nicht aber ihr Zweck. Veredlung und Erhebung der Gefühle, Schärfung des innern geistigen Auges, zu sehen, wo ein ungebildetes Auge Nichts sieht und Nichts zu bemerken weiß, Kräftigung des Willens durch die Anschauung des Lebens edler und die Einbildungskraft beschäftigender Vorbilder, ist ebenfalls eine Frucht solchen Unterrichtes. Der Katechismus der Landeskirche wird in der Beziehung behandelt, daß nach den aufgeworfenen Fragen aus den angeführten Bibelstellen die kirchlichen Lehrbestimmungen nachgewiesen werden, und kann eben so als ein gutes Mittel zur selbstständigen und bewußtvollen Auffassung der Kirchenlehre gebraucht werden. Zugleich werden katechetische Lehrübungen mit seiner Behandlung verbunden.

Die Sprachbildung erfordert unter allen Unterrichtsgegenständen die meiste Pflege. Ihr Gebiet ist groß und es muß vielen und verschiedenartigen Anforderungen Genüge geleistet werden. Vorerst müssen die Zöglinge mit dem Lehrverfahren bekannt werden, unwissende und ungeschickte Schüler zum genügenden Gebrauch ihrer Sprachwerkzeuge, zum richtigen Sprechen, Schreiben und Lesen zu bringen. Zu diesem Zwecke müssen sie aber selbst geübt werden, die Beschaffenheit und Bildung der Laute genau aufzufassen und mit der größten Bestimmtheit hervorzubringen; sie müssen die Laute und die verschiedenartige Bezeichnung derselben ohne Verwirrung unterscheiden lernen, sie müssen die aus Lauten gebildeten Wörter durch geschickte Fragen verständlich zu machen und das Sprachverhältniß der Wörter unter einander bestimmen zu lassen vermögen. — Eine andere Seite der Sprachbildung ist das richtige, fließende und ausdrucksvolle Lesen gedruckter Lesestücke. Der Lesende hat durch seinen Vortrag zu erkennen zu geben, daß er das Gelesene verstehe und durchfühle. Dies Vermögen wird sich in dem Grade erhöhen, als die Erkenntniß der Zöglinge ausgebildet wird, vorausgesetzt, daß alles Gelesene auch in's Bewußtsein aufgenommen und recht erwogen wird. Mundartliche Unarten, Nachlässigkeiten, Trägheit, üble Angewöhnungen gibt es dabei immer zu bekämpfen. Die Fehler werden um so auffallender, je verschiedenartiger der Lesechor ist, wie Dies in dieser Anstalt vorkommt, wo alemannische, Pfälzer, Odenwälder, schwäbische und fränkische Mundarten sich berühren. Die verschiedenartige Mischung

übt aber auf Alle einen wohlthätigen Einfluß, da es Keinem vergönnt ist, in fehlerhaften Besonderheiten zu verharren, weil er sonst auffallend wird und sich lächerlich machte. Die Zöglinge zeichnen sich daher auch meist durch reines Sprechen und richtigen Vortrag aus, obgleich Viele bald wieder in das Langgewohnte zurückfallen, sobald sie die Anstalt verlassen haben.

Beide Seiten der Sprachbildung wurden früher bis zum Jahre 1830 von Joseph Gersbach in dieser Anstalt betrieben. Bis zu dieser Zeit wurde das Lautieren und Schreiben getrennt behandelt. Bloß dem Ohre vernehmbar wurden Laute und Lautverbindungen gebildet, alsdann das vom Ohr Vernommene durch die Lautzeichen oder Druckbuchstaben festgehalten. Das erste Lautieren war ziemlich künstlich und mühsam nach Krug, obgleich sehr verständig und geistübend. Eine Lautiertafel und Wandtafeln wurden gebraucht, um die Schüler zu üben und zum Lesen zu bringen. Das Lesen wurde in vier Abtheilungen von Sprachbüchern erzielt, die im Jahre 1828 in der Braun'schen Buchhandlung erschienen sind. Zu Ende des Jahrs 1830 aber fühlte man sich gedrungen, vom bisherigen Wege abzugehen und auf das Verfahren zu merken, das in dieser Zeit ziemlich allgemein in Deutschland aufkam, nämlich das Schreiben mit dem Lautieren und den ersten Leseübungen in Verbindung zu bringen. Der Versuch gelang gut, und man überzeugte sich, daß dies Verfahren der kindlichen Haltung angemessener sei. Bis zum Jahre 1836 fuhr man auf diese Weise fort, bis sich zu Ende dieses Jahres das bisherige Verfahren vereinfachte. Anstatt die angegebenen Laute in Druckzeichen aufstellen zu lassen und diese in Schreibzeichen zu verwandeln, schreibt jetzt der Lehrer die angegebenen Laute einzeln sogleich an die Wandtafel, läßt dieselben zusammen aussprechen, und die Schüler verwandeln die Schreibzeichen auf der Lautiertafel in Druckzeichen. Jetzt ist das Verfahren so leicht und einfach, daß wohl keine Klagen über den so großen Kraftaufwand von Seiten des Lehrers sich mehr erheben werden. Die Betreibung dieses Unterrichts ist jetzt so angemessen und ermuthigend, daß wohl Jeder, der die kleinen Schüler und die Lehrer arbeiten sieht, alle seine Bedenklichkeiten aufgeben und anerkennen wird, daß der Lautierunterricht um ein Bedeutendes gewonnen habe. Die Wandtafeln oder Wandfibeln sind bei diesem Verfahren ganz entbehrlich, und die Schüler werden so zubereitet, daß sie sogleich eine Handfibel gebrauchen können. Nun bedarf es nur noch eines zweckmäßigen ersten Lesebuchs, wel-

chem Bedürfnisse aber auch noch zu Anfang des laufenden Jahres abgeholfen werden soll. Das bisherige erste Sprachbuch, das viele Vorzüge vor andern vor ihm erschienenen Fibeln hatte, ist doch zu einseitig gearbeitet, indem es allzusehr die Laut- und rhythmischen Verhältnisse berücksichtigt, die doch nicht allein ins Auge zu fassen sind. Das neue „Sprach- und Lesebuch" wird die Sprach- und Leszwecke in Berücksichtigung der kindlichen Natur, welcher auch Genüge geleistet werden muß, vielseitiger befriedigen.

Eine dritte Seite der Sprachbildung sind freie Sprech- und Aufschreibübungen, wie wir sie nennen möchten, sonst auch Verstandesübungen, zu gewissen Sprachzwecken, genannt. Was wir darunter verstehen, haben wir in einem Lehrbüchlein „Freie Sprech- und Aufschreibübungen als Vorbereitung zur Entwicklung des Redevermögens und der Aufsatzbildung" dargestellt. Bis zum Jahre 1830 haben wir diese Uebungen unter dem Namen „Anschauungsunterricht" behandelt, da wir von dem Grundsatze ausgingen, daß das, worüber mit den Schülern auf verständige Weise gesprochen werden soll, sich auf Anschauung gründen müsse, weil sonst nur eine ungründliche, eitle und verderbliche Maulbraucherei begünstigt würde. Was wir in dieser Hinsicht behandelten und behandelt wissen wollten, haben wir in einer Lehrschrift unter dem Titel „Anfänge des Unterrichts" im Jahre 1827 erscheinen lassen. Wie sich dieser Unterricht zum eigentlichen Sprachunterrichte verhalte, ist in der Behandlung nicht gehörig angegeben worden; auf schriftliche Darstellung wurde dabei gar keine Rücksicht genommen. Auch hat man sich später überzeugt, daß der Begriff der Anschauung viel weiter ausgedehnt werden müsse, als man ihn anfänglich nehmen wollte, und daß zur Anschauung alles dasjenige gerechnet werden müsse, was der Mensch äußerlich und innerlich erfahren hat und ihm unmittelbar gewiß ist. Darum fing man vom Jahre 1830 an, diesen Unterricht weiter auszudehnen, ihn zum Sprachunterrichte in ein bestimmteres Verhältniß zu setzen und ihn mit schriftlicher Darstellung zu verbinden. Er wurde so angelegt, daß das Besprochene anfänglich nur in Namen aus dem Erfahrungskreise der Schüler bestand. Diese Namen wurden in ihre engern und weitern Begriffssphären geordnet oder sich selbst unter- und über- und nebengeordnet, indem man das Allgemeine im Besondern und das Besondre wieder unter dem Allgemeinen auffassen und das Sinnverwandte scheiden ließ, wie das bezeichnete Lehrbuch angibt. In einer spätern Uebung suchte man in einer gewissen

Ordnung auf eine scharfe und bestimmte Weise die Beschaffenheiten und Eigenschaften auf, die den genannten Gegenständen zukommen, und ließ Gegenstände zu den genannten Beschaffenheiten und Eigenschaften suchen und schied wiederum die verwandten. Auf einer höhern Stufe bestimmte man die Thätigkeiten und Zustände der bekannten Dinge, suchte zu dem Erkannten noch andre Dinge, bestimmte noch später die Art und Weise, wie die Thätigkeiten vor sich gehen und wie die Zustände ablaufen; und auf der letzten Stufe ließ man Zwecke für Handlungen, Absichten der Handelnden, die Bestimmung der Werkzeuge und Gefäße, Ursache und Wirkungen von Handlungen aufsuchen. Man sieht aus dem Verfolge dieser Uebungen, wie auf ungezwungene Weise der Stoff dieser Redeübungen grammatische Bestimmungen und Unterscheidungen zuließe, ob man gleich dieselben nicht im Auge hatte, und wie nahe es liegt, das Aufgefundene zur grammatischen Belehrung zu benützen. — Diese Uebungen hat man gegen das Ende des Jahrs 1836 bedeutend zu erweitern und fruchtbarer zu machen gesucht, wie eine künftige Anleitung für diesen Unterricht darthun und wovon das zweite Sprach- und Lesebuch, das erscheinen wird, Proben enthalten wird. Ohne daß die Schüler grammatische Formen verstehen, werden sie veranlaßt, ihre Beobachtungen und was sie durch ihr Nachdenken auffinden, in genau geordneten gleichartigen Sprachformen auszusprechen, wodurch ihr Sinn für Auffassung grammatischer Verhältnisse, auf die man sie später aufmerksam macht, ausgebildet wird. Diese Uebungen sind die höhern oder mehr innerlichen Anschauungen, insofern sie sich mehr von Innen herausbilden, auf deren Boden sich allein klare grammatische Begriffe bilden können. Zu den Erweiterungen und zu einer fruchtbareren Behandlungsweise dieser Seite des Sprachunterrichtes kam man darauf, daß, so wie man in den ersten freien Sprech- und Aufschreibübungen von den Dingen ausging, man später von den Thätigkeiten und Zuständen der Dinge ausgeht, auch am Ende die Erwägung der Dinge selbst wieder mit aufnimmt, — auf welchem Wege man in die feinern aber wesenhaften Denkverhältnisse hineinkommt, ohne daß man der geistigen Anstrengung des Schülers ungeeignete Zumuthungen macht. Wenn auch der Schüler gar keine grammatische Bildung erhielte, so wird er durch diese Uebungen gewöhnt, sich grammatisch richtig auch in zusammengesetztern Satzverhältnissen auszudrücken. Vor Allem aber wird er veranlaßt, bei den Urtheilen, die er sich jeden Augenblick erlaubt,

die für den Nachdenkenden wichtigsten und wesentlichsten Fragen zu thun, durch die er dem geistigen Tode und dem gedankenlosen Hinstarren entrissen wird. Werden diese Uebungen so betrieben, daß der Lehrer von seiner eigenen Denkkraft den geziemenden Gebrauch macht, — was er in vielen Verhältnissen des Lebens und in allen Unterredungen mit Andern, sobald ihm Etwas am Herzen liegt, stets thut, — so kann es nicht fehlen, daß die so zugebildeten Schüler eine Verstandesreife erhalten, kraft welcher sie über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten, wenn sie auch in der Schule nicht berührt werden, nachzudenken vermögen, und daß sie an Geistesschärfe und Bestimmtheit im Ausdruck gewöhnt werden. Den ersten Anstoß zu diesen letztern Uebungen, nämlich von den Thätigkeiten und Zuständen der Dinge auszugehen, gab uns der schon erwähnte Lehrer, Herr Heman aus Grünstadt, mit dem wir das noch Mangelhafte des Unterrichtes besprachen.

Wie die vierte Seite der Sprachbildung, nämlich der eigentliche grammatische Unterricht, sich in dieser Anstalt ausgebildet habe, wollen wir nur kurz berühren, da die letzte Schrift hierüber „die deutsche Formen- und Satzlehre“ unsre neueste Behandlungsweise darstellt und hinlänglich auseinandersetzt, warum wir das frühere Lehrverfahren, an großen Wandsprachtafeln die grammatischen Verhältnisse zu entwickeln, verlassen haben. Die Möglichkeit, die Formen- und Satzverhältnisse nach dem neuen Lehrverfahren, wie obiges Lehrbuch angibt, zur klaren Einsicht der Schüler zu bringen, und zwar auf eine Art, daß die Selbstthätigkeit der Schüler sowie ihre Beobachtungskraft dabei gleichmäßig in Anspruch genommen werden, ist nun ein Mal gegeben, vorausgesetzt, daß die Schüler für diesen Unterricht gehörig vorbereitet sind, was aber durch das neueste Betreiben der freien Sprech- und Aufschreibübungen erzielt werden soll. Wird diese Vorbereitung nicht angestrebt, so ist der deutsche Sprachschüler in seinem 12ten, 13ten und 14ten Lebensalter durchaus noch zu unentwickelt, um die grammatischen Satzverhältnisse zu erkennen; denn man würde sonst einem solchen Schüler größere Zumuthungen machen, als dem fremde Sprachen lernenden Schüler der gelehrten Schulen in diesem Lebensalter gemacht werden. Wir haben uns vielfältig davon überzeugt, daß ein solcher Unterricht eine höhere Denkkraft voraussetzt, und daß ihm eine breitere Grundlage gegeben werden müsse, um den Schüler zum begriffsmäßigen Auffassen solcher feinen Verhältnisse

vorzubereiten. Der grammatische Unterricht wird darin noch eine bedeutende Aufhilfe finden, daß das zweite Lesebuch übersichtliche Zusammenstellungen grammatischer Verhältnisse in wohlgeordneten Sätzen und Aufgaben darüber enthalten wird.

Eine Anwendung seiner Sprachbildung und seines entwickelten Denkvermögens macht zum Theil der Schüler, mehr aber der Seminarzögling in den geschichtlichen und freien Aufsätzen, die er nach gegebenen Aufgaben bearbeitet. Bei letztern wird nicht sowohl auf Vollständigkeit in der Ausführung, als vielmehr auf klare und geordnete Entwicklung richtiger Ansichten über die vorgelegten Aufgaben und auf genügende Begründung der ausgesprochenen Gedanken geschehen.

Was der Religions- und Sprachunterricht für die Ausbildung des innern Menschen erzielen soll, daß nämlich seine Gesinnung gut, sein Denken der Wahrheit gemäß und er selbst zur Auffassungsfähigkeit und zum wirklichen Auffassen seiner höhern Bestimmung, wie dieselbe nach dem göttlichen Willen für ihn gesetzt ist, gefördert werde, — das hat der naturgeschichtliche Unterricht in Verbindung mit der Naturlehre, das hat der geographische und geschichtliche Unterricht für den Menschen in seiner Beziehung zu Gottes Schöpfung, in der er lebt, und zur Menschenwelt, von der er nur ein Glied ist, zur Aufgabe. Obgleich diese Unterrichtsgegenstände für die Volksschule nur eine untergeordnete Bedeutung haben, indem sie wegen Mangel an Bildungszeit und wegen Mangel an geschickten Lehrmeistern hiefür als Nebenfächer in dem Schulplane für die Volksschulen zurückgestellt sind, so sind sie doch für die Gesammtausbildung des Menschen in Betreff seines zeitlichen Lebens von der größten Wichtigkeit, und der gänzliche Abgang einer solchen Zubildung bringt den, der sie entbehren muß, in allerlei beengende und seinen Geist niederdrückende und beschämende Verhältnisse, raubt ihm aber, was noch schmerzlicher empfunden wird, das Verständniß einer Sprache, die aus den Werken und Thaten Gottes in gar gewaltigen Stimmen zu ihm sprechen will. Obgleich in letzterer Hinsicht die angezogene Bildung nur sehr selten betrieben wird, so vermag sie doch Dies zu leisten und soll es leisten, wo die Lehrmeister selbst einen hiefür aufgeschlossenen Sinn haben. Damit jedoch in dieser Beziehung die Schüler der Volksschulen nicht ganz leer ausgehen, soll ihnen in einem dritten Lesebuche, das unter dem Namen eines belehrenden Lesebuchs er-

scheinen soll, Geistesnahrung geboten werden, wobei jedoch wohl zu erwägen ist, daß die Anschauung dessen, was zur Erkenntniß kommen oder was in seinen Veränderungen und Verbindungen beobachtet werden soll, welches Letztere allein durch Vorzeigen des Lehrers vermittelt werden kann, durch kein Lehr- und Lesebuch ersetzt werden wird. Wer für das stille Walten des Geistes Gottes in der Schöpfung und in der Geschichte einen geöffneten Sinn hat, vermag Vieles aus dem Worte Gottes selbst zu vernehmen, was ihm Lichtblicke für die unbekannten Reiche gibt, deren Inhalt dem strebenden Geiste kein versiegeltes Geheimniß bleiben soll; — anders aber ist es mit der Bildung von Schulzöglingen in einer Bildungsanstalt für solche. In ihr dürfen obenerwähnte Unterrichtsgegenstände nicht fehlen. Wenn der künftige Volksschullehrer auch das nicht wieder Alles lehren soll, was er hierin erfährt, so darf er für seine eigene geistige Selbstständigkeit mit dem nicht unbekannt bleiben, was ihm zur Bewahrung, Bereicherung und Befestigung seines innern Lebens dient, und was ihm seinen Blick vielfach zu trüben und sogar zu verwirren oder was ihm vielleicht zur Verführung zu gereichen vermag, — indem es ihn in ein ihm fremdes Gebiet des Wissens ziehen kann, wofern ihm nicht hierüber der rechte Aufschluß gegeben wird. Auch hat ein jeder in jenen Unterrichtsgegenständen wohlzugebildete Lehrer vielfache Gelegenheit, nützliche Kenntnisse in dieser Beziehung zu verbreiten oder wohlthätige Belehrung zu ertheilen, theils in, theils außer seiner Schule, und es ist nicht möglich, daß er sich in seinem übrigen Unterrichte enthalten könnte, Gleichnisse und Entsprechungen oder Verschiedenheiten aus der Natur oder der Länder- und Völkerkunde oder aus der Geschichte zu entnehmen, vorausgesetzt, daß er selbst hierüber einen bildenden Unterricht und kein todtes Gedächtnißwissen erhalten hat. — Man bestrebt sich daher in diesem Seminar, auf welches sich alle diese Mittheilungen beziehen, die Zöglinge in allen Theilen der Naturgeschichte, wo möglich durch Vorzeigen der Naturkörper selbst, wohl auszubilden. Sie lernen die einheimischen Fossilien und Gebirgsarten aus Anschauung kennen, werden mit den wildwachsenden Pflanzen nach ihrem Standorte ziemlich vertraut, an die sich die wichtigsten ausländischen anreihen, erwerben sich von dem Bau, den Eigenschaften und der Lebensweise der hauptsächlichsten Thierformen aus allen Klassen genügende Kenntnisse und erhalten eine vergleichende Uebersicht aller dieser Natur-

bildungen und Winke und Grundzüge über ihre natürliche Anordnung. — In der Naturlehre werden sie angeleitet, die allgemeinen Eigenschaften und das gegenseitige Verhalten der Naturstoffe zu einander aufzufassen und daraus die bekannten Erscheinungen zu erklären, die uns täglich oder seltener beschäftigen. — In der Erdkunde werden sie zubereitet, an dem Nahen und Bekannten die allgemeinen geographischen Verhältnisse, Unterscheidungen und Belehrungen aufzufassen, die räumlichen Bestimmungen selbst zu verzeichnen, das Entfernte daran anzuschließen und so zur Kunde ihres engern und weitern Vaterlandes, des Erdtheils, von dem ihr Land ein Theil ist und zur Kunde der übrigen Erdtheile, der großen Wassergebiete und ihrer Inseln, und zuletzt zur Auffassung des ganzen Erdballs in seinem Verhältnisse zu den übrigen Weltkörpern fortzuschreiten. Was dabei zur Anschauung gebracht werden kann, — wenn auch selbst nur im Bilde oder in Zeichen, — wird nicht versäumt. — Für das Gebiet der Geschichte ist die deutsche Geschichte, von welcher die engere vaterländische einzelne Theile bildet, der Hauptgegenstand, mit welcher zugleich die Geschichte der christlichen Kirche verbunden wird. Auf die Geschichte der alten heidnischen und der neuern fremden Völker werden nur belehrende und aufhellende Blicke gethan. Ein Lehrbuch für wahrhafte Volks- und Völkergeschichte, die nichts Unnützes und nichts Schiefaufgefaßtes darstellte, die nicht auf unrichtige Grundsätze und falsche Würdigung menschlicher Handlungen und Bestrebungen hinführte, sondern die, wie die heilige Schrift, Wahrheit und zwar wissenswerthe lehrte und die dem menschlichen Herzen nicht seine eigenen Götzen zur Verehrung hinstellte, und die dabei in einem volksfaßlichen Stil, Thatsachen in ihrer richtigen Ordnung nach ihrem innern Zusammenhange und nicht überhebende und vorgreifende Urtheile gebend, geschrieben wäre, muß erst noch erwartet werden, wo dann dieser Unterricht erst recht geistbildend und fruchtbar behandelt werden kann.

Diejenigen Unterrichtsgegenstände, die den Menschen zur Verrichtung der Geschäfte des Lebens geschickt machen, sind der Rechen-, der geometrische, der Schreib- und Zeichenunterricht. Zwei von diesen, der Rechen- und Schreibunterricht, gelten als Hauptfächer für die Volksschule. Außerdem aber, daß diese Unterrichtsfächer für das werkthätige Leben sehr wichtig sind, indem alles Räumliche nach einem Maaße und alle Mengen des Stoffigen und die

Aufeinanderfolge des Gleichartigen (z. B. Stunden, Tage) nach Maaß und Zahl bestimmt werden, und alles Vorhandene und Gewordene schon darnach bestimmt ist, ist eine einsichtliche Behandlung des Raummaaßes und der Zahl zur Erweckung der Selbstthätigkeit des jugendlichen Geistes ganz besonders dienlich, weil ihre Verhältnisse rein geistiger Art und sehr einfach sind und weil dabei von der Behandlung des Stoffs ganz und gar abgesehen wird. Der Rechner rechnet und der Geometer mißt, und beide besitzen von all dem gar Nichts, worauf sie ihr Nachdenken richten. Die geistige Thätigkeit wird dabei von dem außer ihnen befindlichen Gegenstande nicht eingenommen oder zerstreut, und sie kann sich ganz rein mit ihren Vorstellungen und Begriffen von dem Räumlichen oder Einheitlichen und Vielfachen beschäftigen. — Wie der Rechenunterricht in dieser Anstalt betrieben wird, ist in dem Lehrbuche: Lehrgang des Rechenunterrichtes nach geistbildenden Grundsätzen, zweite Auflage vom Jahr 1836, vollständig dargelegt. Eine einsichtliche Behandlung ist darin angestrebt und es ist durch vielfache, vieljährige Erfahrung in Stadt- und Landschulen dargethan, daß das Angestrebte auch erreicht werden kann. Bedeutenden Vorschub erhielt dieser Unterricht durch eine andre Anordnung der Anfänge dieses Unterrichtsganges, wodurch die Anschaulichkeit der ersten Zahlbegriffe und eine wohlgeordnete Bethätigung der Schüler sehr erhöht wird.

In dem geometrischen Unterrichte sucht man vor Allem die innere Anschauungskraft für räumliche Verhältnisse zu entwickeln, was natürlich an vorgestellten, für die äußern Sinne wahrnehmbaren Raumgrößen geschieht. Hierauf wird das Auge gebildet, die Maaße gegebener Räume zu schätzen, und zuletzt auf der Anfangsstufe wird die Hand und die Fertigkeit gebildet, Raumgrößen körperlich und in gezeichneten Flächen darzustellen. Daran schließt sich die Aufgabe, den Flächen- und Körperinhalt einfacher Raumgrößen zu berechnen. Die Einsicht in das Verfahren wird aus der Anschauung genommen. Nach dieser Grundlegung und Vorbereitung wird ein strenger geometrischer Unterrichtsgang eingeschlagen, wo es um Erkenntniß geometrischer Wahrheiten gilt, in deren Erforschung man hauptsächlich auf zusammenhängende Erkenntniß sieht. Die Erforschung geometrischer Verhältnisse und die Berechnung mathematischer Körper bildet das Ziel dieses Unterrichtes. Alle angewandten Aufgaben dieses Unterrichtes, so viel

sie mittelst der Kreuzscheibe gelöst werden können, werden von den Zöglingen versucht.

Bei dem Zeichenunterrichte ist es auf kein Kunstzeichnen abgesehen, weßwegen er auch hier erwähnt wird, wo von denjenigen Unterrichtsgegenständen die Rede ist, die vorzugsweise den Verkehr im Leben begünstigen. Zu diesen gehört auch der elementare Zeichenunterricht. Die Uebung des Auges für richtiges Sehen und die Bildung der Hand, gerade und gebogene Linien in einfachen, leicht auffaß- und meßbaren Verbindungen, die dem Auge vorgestellt werden, wieder zu geben, ist die erste Beschäftigung in diesem Unterrichte. Umrisse von zusammengestellten Zeichenkörpern, sowohl nach den vordern Flächen, als von denen, die in die Tiefe gehen, zu entwerfen, ist die darauffolgende Aufgabe. Die Schatten erleuchteter Körper zu bestimmen, die Körper selbst mit Licht- und Körperschatten und Schlagschatten zu zeichnen, bildet eine höhere Stufe dieses Unterrichtes. Geradlinige Gegenstände oder solche, deren Biegungen einfach und leicht bestimmbar sind, aufzunehmen, ist das Ziel dieses elementaren Unterrichtsganges. Daß durch diesen Unterrichtsgang auch der Sinn für's Schöne und Gefällige geweckt werde, kann nicht fehlen, sobald zuvor erst auf Erreichung des Richtigen gehalten wird.

Im Schreibunterrichte ist der Unterrichtsgang der Schüler von der Bildung der Zöglinge zu der Geschicklichkeit des Schönschreibens darin verschieden, daß die Schüler der Uebungsschule zuerst mit dem Griffel auf die Schiefertafel schreiben lernen, und daß die erste Schrift die runde oder die kleine lateinische ist. Derselben werden einige Zeichenübungen für Hand- und Augbildung vorausgeschickt. Ungefähr ein halbes Jahr lang werden die Schüler in der runden Schrift geübt, worauf sie die deutsche eckige Currentschrift in Verbindung mit den Lautierübungen bald schreiben lernen. Im ersten Jahre erhalten die Schüler keinen besondern Schreibunterricht, bedienen sich bei dem Schreiben auch keines Papiers und keiner Feder. Bei den ersten Schreibübungen werden sie auch angehalten, die einzelnen Hauptbestandtheile der Schriftzüge zu unterscheiden und zu benennen. Bei den Schreibübungen der nächst höhern Klasse werden den Schreibschülern die Schreibräume in die Höhe und Tiefe durch eine Vorstechmaschine bezeichnet. Das, was sie schreiben sollen, wird von dem Lehrer an der Wandtafel mit Kreide vorgeschrieben. Zu den Privat-

schreibübungen wird der Gebrauch von Vorschriften, unter welchen gegenwärtig die von Oberlehrer Scherer in Karlsruhe herausgegebenen sich durch einfache und kraftvolle Züge und guten Inhalt auszeichnen, anempfohlen. In der höchsten Klasse wird die vorgerückte Schülerabtheilung angehalten, sich beim Schreiben nur einfacher Linien zu bedienen, oder ganz frei zu schreiben. Auch in diesem Unterrichte kann und soll der Sinn für's Schöne und Gefällige geweckt und gepflogen werden.

Dasjenige Unterrichtsfach, das auf die Bildung des Gemüths den wichtigsten Einfluß ausübt, indem es die Empfänglichkeit desselben für das Schöne und Gute weckt und Wohlgefallen daran in vorzüglichem Grade hervorruft, ist das der Musik. Seine zwei Seiten sind der Gesang und das Tonspiel. Dieses Fach bildet in allen Schulseminaren einen Hauptbestandtheil des Unterrichts und der täglichen Privatübung, weil der Gesang im Schulplan für Volksschulen als ein Hauptunterrichtszweig betrachtet wird, und weil zur genügenden Ertheilung dieses Unterrichtes der Lehrer sich eines Instrumentes bedienen muß; außerdem sind fast überall die Organistendienste in der Kirche mit den Schuldiensten vereinigt. Dieser Unterricht wird in der Anstalt, von welcher hier Bericht gegeben wird, auf eine beachtenswerthe Weise behandelt. Das Ziel der Gesangbildung ist, die Choräle der evangelischen Kirche in ein- und mehrstimmigem Gesange richtig und schön vortragen zu können und mit guten und erwecklichen Figuralgesängen vertraut zu werden. Zur Vorbereitung dazu wird ein Unterrichtsgang betreten, der eigenthümlich ist und dem Schüler nicht nur Singfertigkeit gibt, sondern auch sein Verständniß für rhythmische, melodische und harmonische Verhältnisse kleiner Tonsätze aufschließt. Es ist damit nicht gemeint, daß man Schüler in Volksschulen dahin bringen wolle, daß sie Choräle und Lieder nach melodischen und harmonischen Fortschreitungen zergliedern oder nach Aufgaben solche Tonstücke selbst zu Stande bringen sollen, sondern man beabsichtiget nur so viel, daß, wenn man sie mit den Tonzeichen bekannt macht, dieses Geschäft auf eine solche Weise geschehe, daß der Schüler Einsicht in rhythmische, melodische und harmonische Verhältnisse zugleich erhalte; denn nur dadurch wird dieser Unterricht anziehend und vermag die Verstandeskraft in Anspruch zu nehmen, wenn die Schüler in den Noten eines Tonstücks nicht eine beliebige Folge oder Verbindung von Tonzeichen vor sich sehen, sondern

wenn sie erfahren, wie dieselben nach wesentlichen Gesetzen der Tonfolge, der Tonverbindungen und einer geordneten Bewegung in der Zeit gesetzt sind. Dadurch erhalten sie einen Begriff von dem innern Wesen der Musik aus Anschauung, was auf keine andere Weise erreicht werden kann. Und zu richtigen Begriffen soll doch jeder Unterricht führen. Es kommt hier gar nicht darauf an, um wie viel die Schüler in der Erkenntniß der Tonlehrverhältnisse gefördert werden, sondern ob das, was sie erfahren, sie mit dem Wesentlichen dieser Kunst bekannt mache und ihnen den rechten Aufschluß gebe, so daß das Wissen darum ein lebendiges ist. So wie man in einem methodisch geführten Zeichenunterrichtsgang nach dem jetzigen Zustande dieses Bildungsfaches nicht mehr damit zufrieden ist, daß die Schüler Vorgelegtes abzeichnen, sondern wie man viel mehr darauf hält und es höher anschlägt, wenn die Schüler in Stand gesetzt werden, die Umrisse irgend eines aufgestellten Körpers selbst zu entwerfen und ihm den angemessenen Licht- und Körperschatten und Schlagschatten zu geben; — wie man es für einen viel größern Gewinn hält, wenn die Schüler z. B. nur einen Würfel oder eine Walze auf diese Weise zeichnen lernen, so muß es auch in dem Musikunterrichte als das allein Lehrwürdige erachtet werden, daß die Schüler erfahren, wie irgend ein einfacher Tonsatz gebildet werde, den sie nach seiner Entstehung singend darstellen. Es bedarf zu dieser Leistung nichts Weiteres, als daß der Lehrer die hinreichende Kenntniß von dem Bau desselben habe, und daß er so verständig sei, die Schüler sonst nichts Weiteres lehren zu wollen, als was eben zur Anwendung kommt. Alles übrige gelehrte Wissen fällt für solchen Unterricht weg. Wer sich über diesen Unterrichtsgang, den in seiner Anlage der verewigte Joseph Gersbach aufgestellt und in den Schulen ausgeführt hat, näher unterrichten will, findet das Nähere in der „Anleitung zum Gebrauche der Singschule von Joseph Gersbach, herausgegeben von Anton Gersbach" (Karlsruhe bei Braun 1833), jetzigem Musiklehrer in dieser Anstalt, wozu zwei Hefte „Singschule" gehören. Im Jahre 1834 erschien als weitere Bearbeitung dieses Unterrichtsfaches: „Die Reihenlehre oder Begründung des musikalischen Rhythmus", von denselben Verfassern. Mit Sehnsucht sehen die Freunde dieses Unterrichtsfaches der Erscheinung des Tonlehr- oder Harmonielehrwerks von denselben Verfassern entgegen.

Was von dem elementaren Lehrverfahren im Gesangunterrichte

gesagt worden ist, gilt auch für den Unterricht im Tonspiel, und in dieser Anstalt vorzugsweise für das Orgelspiel. Daß die Zöglinge die Choräle der evangelischen Landeskirche mit der Orgel begleiten und bei dem Gottesdienste angemessene Vor- und Nachspiele auf diesem Instrumente nach den Regeln des Orgelspiels vortragen lernen, ist der Zweck dieses Unterrichtes. Aber ohne Einsicht in die melodischen und harmonischen Verhältnisse der Tonfortschreitungen wird dieser Zweck nur sehr mangelhaft erreicht werden können. Darum thut es in diesem Unterrichte vor Allem noth, eine gründliche Einsicht in die wesentlichen Tonverhältnisse zu erzielen, was aber nur dadurch erreicht wird, daß die, welche für das Spiel gebildet werden sollen, kleine Tonsätze und Tonstücke nach gegebenen Aufgaben mit genau bezeichnetem Plane in Noten aussetzen, wodurch sie das Vermögen erlangen, Choräle und Präludien nach den innern wesentlichen Tonverhältnissen zu zergliedern. Solche praktische Tonlehrübungen bringen die Schüler dahin, daß sie das, was sie spielen, mit Bewußtsein spielen lernen und daß sie einen Sinn erhalten für richtige Tonverbindungen und Tonfortschreitungen, und daß ihr Ohr gewöhnt wird, falsche Tonsätze sogleich zu erkennen. Auch sind sie, so geübt, im Stande, die Choräle in andern Tonarten vorzutragen und den willkürlichen Abweichungen im Gesange, wie sie sich fast in allen Gemeinden finden, geschickt nachzuhelfen. Wohl sind solche zugebildete Orgelspieler, die noch keine große Fertigkeit im Vortrage besitzen, gemeiniglich etwas verzagt, das große Kircheninstrument vor einer versammelten Gemeinde zu gebrauchen, und sie können dem Scheine nach hinter denen weit zurückstehen, die ohne Kunstbildung, gar nicht verlegen, kecke Griffe nach ihrem natürlichen Gehöre thun und dabei die tonlehrliche Richtigkeit ihres Spiels durchaus nicht berücksichtigen, weil sie dieselbe nicht kennen; aber die Folgezeit wird lehren, daß der geringe Anfang, den jene in der so schwierigen Kunst gemacht haben, ihnen doch weiter hilft in der Vervollkommnung ihres Spiels, vorausgesetzt, daß sie strebsam sind und das Begonnene nicht verwahrlosen, so daß sie nach einem angemessenen Zeitraume Größeres und Gediegeneres leisten werden, als diese, welche geräuschvoll ein günstigeres Vorurtheil für sich erweckt hatten.

Für die praktische Bildung der Zöglinge zur Führung ihres künftigen Schulamtes und für Gewöhnung der Seminarschüler zur Heiligung des Sonntags besteht auch noch die Einrichtung, daß am

Sonntage vor dem öffentlichen Kirchgang sich alle Schüler der Seminarschule und die Zöglinge der Anstalt zu einer gemeinschaftlichen Sonntagsfeier, die im Winterhalbjahr eine halbe Stunde und im Sommerhalbjahr eine Stunde dauert, versammeln, wo der Inspector der Anstalt eine katechetische Unterhaltung mit den Schülern der Seminarschule über den kirchlichen Text nach der Ordnung des Kirchenjahrs hält, die mit Gesang und Gebet verbunden ist."

15.

Allerlei Erfahrungen.

Damals machte ihm und noch Andern, denen das Wohl der Kirche am Herzen lag, die Besetzung einer Oberkirchenrathsstelle gar viel zu schaffen. Ein arger Rationalist und Straußianer, der in Karlsruhe bei vielen Leuten sehr beliebt war, hatte Aussicht, in diese Stellung einzurücken. „Einstweilen wollen wir uns noch nicht ängstigen, und weder Hoffnung, noch Furcht offenbaren", schreibt er. Die beten konnten — und ein Beter war Stern, wie nicht leicht Jemand — beteten um Abwendung des drohenden Uebels. Besonders der Minister Winter wollte die Stelle mit jenem oben bezeichneten Manne besetzen. „Alles verzweifelte, wir aber glaubten und flehten, thaten auch Einiges, was man thun durfte, und siehe da, es ward verhindert." Da kam ein Andrer in Vorschlag, der ebenfalls nicht getaugt hätte. „Auch mit dieser Drohung ist es stille geworden, seitdem der gewaltige Staatsminister plötzlich aus dem Leben gerufen worden ist. Mit diesem Mann ging es wunderbar. Der Schlag, der ihn getroffen hatte, hat auch uns Alle mächtig erschüttert, und noch jetzt müssen wir staunen und anbeten. Den 26. März (1838) hat er die Stände entlassen, und am 27. ist er von dem Fürsten aller Fürsten entlassen worden. Auf den Sonntag den 1. April bestimmten wir die christlichen Freunde unseres Ländchens, uns vor unserm großen König mit Gebet und Fasten zu demüthigen und Seinen Beistand zu unserer Aufhülfe anzurufen. So vertrauen wir denn, daß Alles gut gehen werde." An die Stelle des verewigten Ministers

trat einstweilen als Chef Nebenius, der ein besseres Verständniß von dem wahren Wesen der Kirche hatte. Es währte nicht lange, so stand derselbe als Präsident an der Spitze des Ministeriums des Innern, und bewies alsbald, daß er einen guten Blick hatte. Er schlug einen unserer tüchtigsten Geistlichen, den Pfarrer Bähr von Eichstetten, zur neuen Kirchenrathsstelle vor, und der Großherzog genehmigte den Antrag. „Die Gnade unseres freundlichen und Alles wunderbar leitenden Gottes", schreibt Stern am 5. Mai 1838, „hat gewollt, daß ich wohl der Erste war, dem der neue Präsident es in einem andern Haus mittheilte. Zuerst ließ er mich rathen, wollte mich schrecken, aber ich blieb fest auf unserer Hoffnung. So ist denn unser Mund mit Lob und Dank erfüllt worden. Mit Freund Frommel habe ich mich zuerst gebeugt und gedankt." Bähr's Tüchtigkeit hat sich für Alle bewährt, die ein Herz für die wahre Kirche haben, und er hat es wohl kaum je fehlen lassen, wenn Stern von Feinden umringt war, ihm beizustehen. Dabei blieb Stern auf's herzlichste verbunden mit seinen Grünstädtern. Als sie im Sommer vorhatten, eine Reise zu machen, gab ihnen der Karlsruher Freund einen gar herzlichen Segenswunsch mit: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit Euch und geleite Euch und lasse Seine heiligen Engel in zwei Heerschaaren vor Euch hergehen. Empfanget Segen und segnet selbst, wo Ihr hinkommt, als Sünder unter Sündern, die aus Gnade in die Gnade hineinleben." Und als der Wittwer Heman aufs Neue einen Ehebund geschlossen hatte, schreibt Stern am 4. Dezember: „Der Herr machet Alles wohl. Den Kindern und Waisen gibt Er eine Mutter und dem Alleinstehenden eine Gehülfin, daß sie ihm tragen helfe. Bezeuge ihm meine herzliche Theilnahme und große Freude, sowie auch seiner Angetrauten. Der Herr segne ihren geschlossenen Ehebund für Zeit und Ewigkeit und ihre Wohnstube sei ein Ort des Friedens, der Gerechtigkeit und der Liebe! Und ihr Licht leuchte weit über Grünstadt hin, daß auch Andere bewogen werden, in solchem Gnadenlichte zu wandeln!" Am Ende dieses Jahres schrieb er noch: „Unser treuer Herr und Heiland lasse uns das alte Jahr glücklich beschließen und sei auch im neuen Jahr unsere Hut, unser Schild und großer Lohn und unsere Gerechtigkeit. Behaltet mir Eure Liebe und vergeßt mein nicht, noch meines Hauses, meiner Kinder, Anstalt und Vaterlandes. Als ich meiner lieben Frau sagte, wie glücklich nun

David lebe, sagte sie: Die zweiten Weiber hätten es besser, als die ersten und seien mehr geschätzt. Gott hat nur Gutes mit mir vor, Er will mich vollbereiten, stärken, kräftigen, reinigen, aber Er sei auch nur denen gnädig, die mir auf das Herz gebunden sind. Im Aeußerlichen geht's vom Glauben in Glauben."

Daß des Christen Weg ein Glaubensweg ist, das hat Stern fast mehr erfahren, als andere Christenleute, namentlich im Winter des Jahres 1839. Er hatte bisher im Seminar wenig Kranke, mit dem Februar hörte dieser glückliche Zustand auf. Der kräftige, blühende Seminarlehrer Johann wurde von einem heftigen Nervenfieber befallen. Stern und seine übrigen Leute hatten Tag und Nacht zu dienen. Der arme Leidende hatte ein schweres Krankenlager, der Verwesungsgeruch war zuletzt furchtbar. Einer der Lehrer ward von dem Anblick des Leidenden so ergriffen, daß er zu kränkeln anfing. Johann aber ging im Glauben heim. Stern schreibt: „Er überwand die Bitterkeit des Todes im Glauben, ich betete oft mit ihm und mußte dabei dem grauenvollen Tod recht ins Auge sehen." Stern selber machte einen harten Winter durch, denn er litt an fließenden Fußflechten. Der Arzt erklärte es für Salzfluß. Die Mittel, die derselbe anwendete, halfen nicht. Er konnte fast nicht mehr schlafen. Da wandte er sich an Marx in Göttingen. Ihm war es gegeben, die zweckdienlichsten Mittel vorzuschlagen. Stern befolgte Alles genau und war in wenigen Wochen ganz frei. „Der Herr sei hochgelobet!" ruft er aus.

Dies Alles theilte er seinem lieben Dittmar mit, der ihn zum Pathen eines Söhnleins erwählt hatte. „Ich danke Dir," schreibt der Karlsruher am 9. Juni 1839, „daß Du mich mit Ranke zu seinem Pathen gesetzt und so mir ihn näher an's Herz gelegt hast. Unser treuer Gott sei Euch und Euern Kindern gnädig, erhalte Euch als Eltern Euren Kindern zu Erziehern und Lehrern, erhalte Euch Eure Kinder als anvertraute Güter, und lasse im Besondern diesen Euren Sohn zu einem wackern Diener am Amte des Wortes und zu einem unerschrockenen Zeugen der seligmachenden Wahrheit aufwachsen! Es wird mich freuen, ihn einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihm meine Hand aufzulegen. Dabei will ich seiner und Eurer oft gedenken." In demselben Schreiben kommt der Briefsteller auf eine wichtige Angelegenheit zu sprechen. Dittmar, ein treuer Kirchenmann, äußerte

seine Bedenklichkeiten in Betreff der Richtung Stern's, von welcher er glaubte, daß sie wider die bestehende Kirche gehe. „Wir machen keine neue Kirche," antwortet er, „sondern haben die Kirche neu aufzubauen und zu erhalten. Die lutherische Kirche ist ein irdisches Haus für Seine wahre Kirche und die reformirte ist es auch, obschon etwas Vernünftelei in einige Lehren der letzteren eingeflossen ist. Die Vereinigung ist auch gut und ist auch ein Werk Gottes, wenn dieselbe ohne unser Zuthun zu Stande gekommen ist und ohne Protestation derer, welche wußten, was sie an ihren kirchlichen Bekenntnißschriften besaßen. Auf solche Weise kam die Kirchenvereinigung in Baden und Rheinbayern zu Stande. Durch die Vereinigung können die christlichen Kräfte zu einem großen Ziel zusammenwirken, und den menschlichen selbstsüchtigen Schwächen ist dadurch viel Anlaß benommen, sich zu zeigen; ich meine die confessionelle Eifersucht, Neid, Kleinlichkeitssinn. Der Herr der Kirche, der solche Vereinigungen hat zu Stande kommen lassen, hat die Erneuerung und Wiederbelebung Seiner Kirche im Auge, was Ihr in Rheinbayern segensreich erfahret, und ebenso wir. Seid daher nicht undankbar und verkennt nicht, was durch Gottes Leitung Großes geschah. Auch wir sehen nur Gutem in der Zukunft entgegen. In Schlesien und Preußen sind die Verhältnisse ganz anders; dort geschieht den Lutheranern Unrecht; aber bei uns und Euch gab es ja keine mehr, die sich regten; Alles war todt und eingeschlafen." Als er dies schrieb, fühlte er sich, von der Grippe berührt, sehr unwohl. „Es fällt mir schwer, diesen Brief zu schreiben." Wenn er aber sah, daß das Reich Gottes zunahm, so dachte er kaum mehr an sein eigenes Leiden. So geschah damals etwas Unerwartetes. An das neue Ettlinger katholische Schullehrerseminar kam Pfarrer Hermanutz: „Er ist gläubig. Große Gnade vom Herrn, es ging wunderbar damit," schreibt er. Im Lyceum griff eine bessere Richtung Platz. „Unsere jungen Theologen sind von Rothe in Heidelberg ganz hingenommen. Der jüngere Kaiser, Dein Vetter, wird als ein Gläubiger sehr gerühmt. Der Wollhändler Werner in Heidelberg hat sich gewendet; vor vier Jahren war er noch Balldirector. Alles kehrt bei ihm an."

Inzwischen war er mit seinem großen unterrichtlichen Lesebuche fertig geworden. Am 11. Oktober 1839 schreibt er an Dittmar, meint aber wohl auch Heman: „Nun macht Euch

darüber her, mit und ohne Brille, und mustert das dicke Buch. Was von Pflanzen und Thieren gesagt ist, werdet Ihr in solcher Weise wohl nirgends gedruckt finden. Es ist dies ein Segen von meinem Verkehr mit Alexander Braun, Agassiz und Schimper. Braun hat Alles durchgelesen und mir seine Bemerkungen gemacht, so daß Ihr Euch auf das Gelieferte verlassen könnt. Es wird bestehen vor der gelehrten Welt. Der Herr sei gepriesen, der mir geholfen hat, der mir alle diese Hülfsmittel, die ich benützen durfte, und alle die lieben Freunde, die mir geholfen haben, stets zur rechten Zeit zuführte. Er sei gepriesen, daß Er mich so oft sehr frühe geweckt hat und mir Kraft gab, mich vom Lager zu erheben. Was gut darin ist, hat Er entstehen lassen. Wohl aber fallen mir manche Nachlässigkeiten zu. Er lege Seinen Segen auf die Verbreitung dieses Buches und erwecke durch dasselbe einen besseren Sinn bei Lehrern, Schülern und bei vielem Volk in Süddeutschland. Es könnte viel Gutes durch dasselbe gewirkt werden. Der Gnädige und Barmherzige sei gepriesen, daß ich nach Beendigung dieser Riesenaufgabe — denn es ist zu viel für einen Menschen und für zwei — nun dennoch gesund dastehe und jetzt an die Verbesserung des ersten und zweiten Sprachbuchs gehen darf."

Noch ehe das Lesebuch mit 40 Bogen, und nur 40 Kreuzer theuer, fertig war, hörte er von allen Seiten schreien, es sei zu groß, zu theuer. Er war kaum von seiner Herbstreise zurückgekehrt, theilte ihm ein Hülfslehrer mit, daß die Schullehrer in der Gegend Sinsheims das Buch zu weitläufig fänden, Vieles darin passe nicht in die Volksschule, z. B. die Blattstellung der Pflanzen, der Stil sei zu abgebrochen und eigne sich nicht für ein Lesebuch. In Heidelberg hatte ihm schon der Buchhändler Winter gesagt, daß die Katholiken ein anderes Lesebuch vorbereiten. „So ging ich denn," schreibt er am 1. November an den Grünstädter Freund, „geduckt einher, bis Dein ermunterndes Schreiben kam. Dann sprang das Herz wieder in Freuden, und gestern schrieb mir Hermanutz, daß das Buch seinen Lehrern wohlgefalle, und sein Reallehrer bestellte sogleich 92 Exemplare. Das war dann tröstliche Nachricht." Auch Nabholz, Seminardirektor in Meersburg, welcher lange keine Nachricht von sich gab, schrieb ein günstiges Urtheil über das Lesebuch und führte es ein.

Damals hatte Dittmar ein Andachtsbuch für Lehrer verfaßt. Es enthielt aber nur Morgengebete. Er wandte sich an Stern,

um etwa Groos für den Verlag des Buches zu gewinnen. Derselbe hatte seine Bedenken. „Mir erregt ein so starkes Buch," schreibt Stern, „auch Bedenken. Seitdem ich das Communionbuch habe drucken lassen, habe ich einen Schrecken vor dergleichen Sachen; denn die Müller'sche Hofbuchhandlung klagt mir immer, das Buch gehe nicht. Sie verkauften des Jahres höchstens 5 bis 6 Exemplare, da kämen die Zinsen nicht heraus. Es ist mir gar zu arg, daß die Leute, die mir ihr Vertrauen schenkten und bedeutende Kosten aufwandten, getäuscht sein sollten in ihren Erwartungen. Mache nicht, daß es mit Deinem Buche auch so geht. Ungläubige Lehrer kaufen so ein Buch nicht, das gegen ihren Sinn ist, und gläubige Lehrer brauchen außer der Bibel und den guten Schrifterklärungen kein solches Buch." Und doch war das Communionbuch, das für suchende Seelen berechnet ist, mit seinen trefflichen Gebeten und Liedern ein gutes Buch. Stern empfahl seinem Freunde den Buchhändler Winter in Heidelberg, dem man volles Vertrauen schenken und zu dem er eine kleine Reise hinmachen solle. Mit Winter trat dann Dittmar bekanntlich mit seinen Geschichtswerken in eine gesegnete Verbindung.

Es war am 23. Dezember 1839, als Stern dies schrieb; er konnte seinen Brief nicht schließen, ohne die herzlichsten Wünsche auszusprechen: „Ich wünsche Dir, Deiner lieben Frau und Kindern, den Heman'schen, gesegnete Christfeiertage, einen guten Beschluß des alten Jahres und guten Eintritt in das als wichtig angekündigte Jahr 1840! Erhaltet mir Eure Liebe, Nachsicht, Geduld. In Euch und mir und den Meinigen bringe der Herr durch Seinen Gnadengeist immer mehr Seinen Gottesfrieden zu Stande, der höher ist, denn alle Vernunft, und der alles Böse und Verkehrte, das in unsern Herzen und in unserm Geiste aufsteigen will, niederhält. An neuen Prüfungen wird es nicht fehlen, aber unser Trost sei: Er bleibt treu, wenn wir auch wanken, und Er wird Seine Gnade nicht verleugnen." Für die Familie Dittmar waren diese Segenswünsche um so tröstlicher, als sie im Jahr 1840 den Schmerz erlebten, ihr jüngstes Kind durch den Tod zu verlieren. „Mit Betrübniß," schreibt der Karlsruher Pathe, „habe ich von Reihlens erfahren, daß Dir unser Gott das kleine Geschenk wieder entzogen habe. Er tröste Dich und Deine liebe Frau für den Verlust und bereite dadurch Eure Herzen immer mehr zu, aus Liebe zu Ihm ohne Murren und Klage Alles hingeben zu können,

und dennoch ein dankbares, ergebenes Herz Ihm zu bewahren. Er lasse Euch um so mehr Freude an Euren übrigen lieben Kindern erfahren! Ja Er schenke Euch eine große Zahl neuer Kinder, die durch das Wort, das Du Deinen Schülern auslegst, zu einem neuen Leben wiedergeboren werden. Auch lasse er die Geistlichen um Euch her an Erkenntniß der Wahrheit, an Glauben, Liebe und freudigem Zeugengeiste wachsen, damit der Stuhl des Satans in der königlichen Pfalz immer mehr gestürzt werde und daß jenes Land das Land seines rechtmäßigen Eigenthümers und Königs Christi werde." Besonders die Pfälzer, aber auch wir andern Deutsche waren im Jahr 1840 in großer Aufregung, als in Frankreich der Minister Thiers seiner Landsleute Gier nach dem linken Rheinufer weckte. Da war es denn unter andern gerade ein Schwager Dittmar's, der bekannte Schriftsteller Edgar Quinet, „der sich in Schriften um die Rheinlande heiser schreit," sagt Stern, und fährt fort: „Schnyder von Wartensee war einige Tage hier, ich ging diesmal länger mit ihm um. Er war sehr milde und liebevoll und bewies Achtung. Er hat die beste Singweise von dem: „Sie sollen ihn nicht haben" für einen großen Chor als Volkslied gesetzt. Unsere Leute singen sie gern. Unsere gebildete Jugend ist gegen Frankreich aufgebracht und würde gerne ziehen. Hier thut Gebet der Gläubigen Noth, auf daß abgewandt werde, was droht, und auf daß der böse Geist der westlichen Nachbarn gedämpft und ausgetrieben werde. Es vereinigten sich viele Christen in Karlsruhe und Umgegend zum Gebet um Abwendung der drohenden Noth und für christliche Missionsthätigkeit. „Schon zwei Mal waren die des Karlsruher Bezirks hier beisammen. Es hat mich recht gestärkt und erhoben, mit einer Schaar von ungefähr 40 Betern auf den Knieen zu liegen, und von diesen sprechen Viele recht von Herzen und ernstlich mit ihrem Herrn und Gott. Solche Augenblicke sind die schönsten, die wir haben können."

Wenn seine Ferien kamen, schüttelte er seinen Schulstaub ab und machte sich auf Reisen. Im Juli 1841 hatte er den Schwarzwald erwählt. Er kam mit seinem Rudolf „ganz müde und erschöpft," wie er Dittmar schreibt, in St. Georgen bei seinem Freunde Ledderhose an. Dieser merkte aber nichts von solcher Ermüdung und lud ihn ein, am Sonntage in der Kirche ein Zeugniß abzulegen von dem, der gekommen ist, die Sünder

zu suchen und selig zu machen. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit Kraft und Nachdruck. Das gefiel einem üblen Geiste nicht, der sonst nicht leicht in der Kirche erschien. Wir saßen gerade am Tische, da kam ein Schreiben eben von diesem berüchtigten Menschen an. Er forderte darin Stern zu einer öffentlichen Disputation auf, und der Prediger war in seiner Liebe bereit, den Vorschlag anzunehmen. Da trat der Hausherr, der Erzähler dieses, ins Mittel und belehrte seinen Gastfreund, daß hier am zweckmäßigsten sei, gar keine Antwort zu geben, indem es bei der ganzen Sache nur auf Skandal abgesehen sei. Hier sei Schweigen Gold. Stern willigte ein.

Bei dieser Gelegenheit berichte er uns über eine Prüfung der Blindenanstalt in Freiburg im Anfange der vierziger Jahre. Er war dazu als Mitglied der Oberschulconferenz beordert worden: „Es schien mir, daß die Bildung dieser Unglücklichen anders betrieben werden sollte, als ich sie vorfand. Es wurde nicht gut aufgenommen, als ich auf Solches hielt und die Aufmerksamkeit darauf lenkte, was dem innern Menschen einen wahren Werth gibt. Als ich in der Religionsprüfung bei dem Spruche: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn die der Schriftgelehrten und Pharisäer 2c. fragte, was denn dies für eine Gerechtigkeit sei? und ich keine genügende Antwort erhielt, so fiel die höchste geistliche Person, welche anwesend war, ein, das sei die Gerechtigkeit Jesu Christi, zu welcher wir unsere guten Werke hinzufügen müßten. Ich bat um Vergebung und erklärte, daß wir selig werden durch den Glauben ohne alles Verdienst der Werke. Am Schlusse der Prüfung hielt ich noch eine kleine Ansprache an die Unglücklichen und zeigte ihnen, daß diejenigen viel entbehren, welchen das Licht des Leibes genommen ist, daß aber die noch viel übler dran seien, denen das innere Licht fehle. Die Abgeschlossenheit nach Außen könne gerade zum größten Segen werden, indem man, durch die Reize der Welt nicht verlockt, sein Herz um so leichter dem öffnen könne, der das Licht der Welt ist. Von denen, die in falscher Gefühligkeit wähnen, daß man vor solchen Unglücklichen nicht erwähnen dürfe, was sie entbehren, sondern daß man beflissen sein müsse, sie ihren unglücklichen Zustand vergessen zu machen, wurde diese Rede sehr übel aufgenommen, und machte einen derselben sogar krank. Und noch ehe ich nach Karlsruhe kam, waren daselbst schon Briefe eingetroffen, die mein Benehmen in Freiburg in das

mißlichste Licht zu stellen suchten. Bei Andern hatten diese Vorgänge eine andere Wirkung. Den andern Tag drückte mir ein hochgestellter Geistlicher der katholischen Kirche die Hand für Alles, was er von mir bei der Prüfung gehört hatte."

16.

Angriffe in öffentlichen Blättern.

Wer die Geschichte des Reiches Christi von Anfang an kennt, weiß, daß, wo dasselbe Eingang findet, der Fürst der Finsterniß sich anstrengt, es wieder zu zerstören. Namentlich tobt der Feind, wenn so entschiedne Persönlichkeiten, wie Stern eine war, einflußreiche Aemter bekleiden. Wir haben dies ja schon gesehen, es sollte aber noch ärger kommen. Die Gegner des Evangeliums, die meist unbewußt unter einer tieferen Macht stehen, meinen, daß sie Gott einen Dienst thun, wie Paulus, als er noch Saulus war. Ich habe einen Erlaß der evangelischen Kirchensection aus dem Jahre 1836 vor mir liegen, der noch ziemlich mild lautet. Weil von verschiedenen Seiten, sogar von Deputirten der zweiten Kammer, nachtheilige Gerüchte über den Pietismus der Zöglinge und natürlich über die Anstalt selber einliefen, so hatte sich die Kirchenbehörde an die Dekanate um Berichte gewendet. Und was war das Resultat? Die meisten Dekanate waren mit dem Geist und der Bildung der Seminaristen, sowie mit ihren Leistungen wohl zufrieden. Von den zweihundert Zöglingen, die schon aus dem Seminar hervorgegangen waren, sind es nur wenige, über welche eine Beschwerde vorgebracht wurde, und die Behörde sagt, sie hätte gewünscht, daß gar keine Klage eingekommen wäre. Und was war denn das Verbrechen dieser Wenigen, die im Erlasse theilweise genannt werden? Der Eine hat Privaterbauungsstunden, Conventikel genannt, angewohnt, der Andere Traktate ausgetheilt. Es ist erschrecklich, daß sie diese Schriften sogar aus dem Seminar

erhalten haben. Ein Seminarist schrieb einen „schwärmerischen Brief an seine Schwester.“ Sonst, sagt der Erlaß, wird den genannten Schulkandidaten und Schullehrern nichts vorgeworfen, im Gegentheil werden sie in andrer Hinsicht gelobt. Nun darüber sollte Stern berichten.

Dies und Anderes möchte ich ein Wetterleuchten aus der Ferne nennen. Das Gewitter sollte näher kommen und sich über den lieben, treuen Diener Gottes auf's heftigste entladen, und zwar ein Gewitter nach dem andern, besonders seitdem im Jahre 1843 ein Director an die Spitze der Kirchenbehörde gestellt war, welcher gewohnt war, sein früheres Amt als ein Paschalik zu behandeln und nach dieser langjährigen Gewohnheit auch mit den Dienern der Kirche, besonders mit denen, welche im Glauben der evangelischen Kirche standen, auf solche Weise umzugehen. Es war eine schwere Zeit für unsern Stern, es liegen viele Briefe vor mir, in denen er, besonders seinem treu erprobten Freunde in Grünstadt, sein gepreßtes Herz ausschüttet. Man kann diese Briefe nur mit dem innigsten Mitgefühle lesen, und wenn auch nicht Alles, so muß doch Manches daraus den Lesern dargelegt werden.

In den vierziger Jahren that sich ohnehin ein Geist kund, der aus dem Abgrund stammte und mit einer furchtbaren Katastrophe endete, an der wir leider noch immer laboriren. Schon Ende Oktober 1841 schrieb er nach Grünstadt: „In zwei September-Blättern der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung bin ich wegen meiner Bibelerklärung angegriffen. Es ist daselbst ein Auszug aus dem Hefte eines Seminaristen, der jedoch nicht diktirt ist, gegeben. Lauter Auffallendes ist herausgehoben. Die evangelische Kirchensection hat mich durch die Oberschulconferenz zu einer Erklärung aufgefordert. Die Widrigen sind bei uns jetzt sehr muthvoll und frech. Wir müssen stille sein und harren, bis der Zorn vorüber ist. Alles das und Andres seit dem Brettener (Missions-)Fest. Dies hat dem Teufel nicht gefallen. Sonst gibt's auch zwischen hinein liebliche Stunden der Erquickung. Im Seminar habe ich große Freude. Es geht besser, als je.“

Doch ehe ich in dieser peinlichen Angelegenheit weiter gehe, will ich sie mit etwas Anderem, das uns besser gefallen wird, unterbrechen. Er ließ im September 1842 seinen Sohn Rudolf nach Grünstadt mit einem Briefe reisen, der also begann: „Ich schicke Dir hiermit einen großen lebendigen Brief. Schreibe Du

auch Etwas in denselben hinein, was unzerstörbar ist. Veranlasse Du ihn, daß er sich von Dir lesen lasse, auf daß Du die Fehler anstreichen kannst. Für alle Liebe, mit dem Ihr ihm begegnet, sei im Voraus gedankt." In diesem Briefe, nicht dem lebendigen, sondern dem geschriebenen stand eine Trauernachricht, die wir am liebsten von Stern selber hören: „Unterdessen ist der liebe Kullen (von Kornthal) schnell abberufen worden, ein Gerechter und Auserwählter. Wohl uns, wenn es auch wir dahin gebracht haben. Auf dem Sterbebette kam die Nachricht, daß er zu einer Prüfung zugelassen werde, damit er als Pfarrer nach Wilhelmsdorf gehe. Da sagte er: „Laßt mich gehen, ich bin in einem andern Examen! Vor Reihlen's Haus nahm ich an Ostern Nachts zehn Uhr Abschied von ihm, und er war mir zu lieb noch Abends 8 Uhr nach Stuttgart gekommen. Wir hätten noch viel von ihm lernen können. Sein Geist und seine Liebe ruhe zwiefältig auf uns!" Es war ein mit dem heiligen Geist begabter Schullehrer in Kornthal, von dem man nur eine Kinderlehre hören durfte, wie der Erzähler dieses, um bekennen zu müssen, daß er zu einem Pfarrer taugte. Zu einem solchen taugte auch der Missionar Sutter, der spätere Schwiegersohn Stern's. „Dieser einfache, kindliche, verständige und freundliche Missionar", schreibt Stern, „hat gestern (28. Sept. 1842) auf der Versammlung zu Söllingen die Herzen der Ungläubigen hingenommen. Sogar Hausrath konnte ihm nicht widerstehen und mußte ihm seine Zuneigung bekennen und seine Sinnesänderung in der Missionssache. Ein arger Geistlicher erklärte ihm, jetzt habe er ihn ganz für die Mission gewonnen. Es war ein wahrer Triumph der Sache unseres großen Gottes!"

Standen wir vorhin im Geiste an dem Sterbebett eines Auserwählten, ein Brief Stern's vom 30. Dezember führt uns ein anderes vor die Augen unseres Geistes. Es ist interessant, unseren Karlsruher gerade darüber sich aussprechen zu hören. Der Schwiegervater Dittmar's war nämlich gestorben, Stern bezeugte seine Theilnahme: „Es thut mir leid, daß Ihr Euern Schwiegervater so bald und so schnell verloren habt. Wir dürfen wohl annehmen, daß ihm die Wahrheit nie recht vorgehalten und nahegelegt worden ist, weil sein Kopf von einem trügerischen Vernunftsystem eingenommen war, so daß er für Eure christliche Berührung und Einwirkung nicht mehr zugänglich sein konnte. Ich habe bei meinem letzten Aufenthalt viel Liebe für ihn gefühlt. Sein gerader, un-

eigennütziger Sinn zog mich an. Dieser Wahrheitssinn, der ja auch von der Güte unseres Herrn stammt, hat ihm vielleicht dennoch die Empfänglichkeit bewahrt für künftige Heilsbelehrung und Annahme der Erlösungsgnade. Zu der Gemeinde der Erstgebornen und zu den Geistern der vollendeten Gerechten kann er es freilich nicht mehr bringen; jedoch finden wir ihn vielleicht einmal in einem der Vorhöfe des himmlischen Tempels und vielleicht darf er wohnen in einer der Schutzstätten des himmlischen Jerusalems. In unseres Herrn Behausung gibt es ja allerlei Wohnungen. Es ist aber besser, seine Besiegelung fest zu machen. — Wir nehmen innigen Antheil an Eurer schweren Heimsuchung. Der Herr beweise sich als den rechten Arzt und den rechten Helfer. Er lasse Euch Licht fallen auf die dunkeln Wege Seiner Führung und führe Euch bald wieder auf lichte Höhe!"

Ich denke, daß es die Leser nicht ermüden wird, noch einmal nach Grünstadt und zwar dies Mal in das Haus Heman's zu gehen. Dort war ein lieber Jüngling heimgegangen. Stern tröstet den Vater Heman gar lieblich, wie er es konnte, unter'm 30. Mai 1843: „Der Herr sei gepriesen, daß Er die Leiden Heinrich's geendigt. Es hat uns sehr erbaut, zu hören und zu lesen, wie dieser wackere Jüngling des Todes Bitterkeit im Glauben überwunden hat, und durch sein Siech- und Kranken- und Todbett ein Segen für Sie und für uns und für Viele geworden ist. Der Herr habe ihn nun selig in den Wohnungen des Friedens und Seine Gnade vereinige uns Alle bald mit ihm vor dem Gnadenthron, daß wir Den ewiglich preisen mit Loben und Danken, der dem Tode ein Gift geworden und für uns den Argen, der uns noch anficht und die Seligkeit streitig machen will, überwunden hat. Ob Sie gleich nun den theuersten Sohn, weil er Ihnen zugleich ein Freund und Bruder geworden war, verloren haben, so sind Sie doch ein glücklicher Vater, weil Sie ihn vollendet und ihn, in das Leidensbild Seines Erlösers verwandelt, nun von allen Schmerzen gelöst und verklärt wissen; und er wird Ihnen, Ihrer lieben Frau und Ihren theuern Kindern fort und fort ein steter Prediger der Gerechtigkeit sein, aus dessen Auflösung Ihnen ein fortgehendes Zeugniß und Hinweisung zur himmlischen Stadt geworden ist. Möge Ihnen von dorther großer Friede wie ein starker Strom zufließen und mögen sich alle Schmerzensthränen in Freu-

denthränen verwandeln. Der Herr gebe auch uns Allen ein seliges Ende und lasse uns den Tod des Gerechten sterben!"

Wir kommen nun nach dieser Abschweifung zur Ausführung der Ueberschrift. Am 31. Mai 1843 berichtet er in einem Schreiben nach Grünstadt: „Indessen ist viel vorüber gegangen. Es ist nun einmal eine Welt des Kampfes und der Unruhe. Die Prüfung ging so vorüber, daß die Feinde wieder neuen Anlaß vorzufahren erhielten. Ich sollte über die Weltschöpfung, Vorsehung, Sündenfall und Erlösung examiniren. Beim Sündenfall wurden auch die Uebel der Erde erwähnt, jedoch ganz kurz, z. B. die Wüsten, Stürme, wilde Thiere, Giftpflanzen. Das duldet der Rationalismus nicht. Den früheren Angriff in der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung über meine Bibelauslegung und die Behandlung des Katechismus und dies Neuere benützten sie, um mir gestern (30. Mai 1843) bei der Generalsynode eine Anklage zu bereiten. Professor Dittenberger trat vor. Lebhaft vertheidigte mich Kirchenrath Sonntag und, was kein Mensch erwartete, Director Rothe von Heidelberg, letzterer mit der größten Wärme und Liebe. Die Freunde gaben mich preis, weil sie glaubten, sie handelten freier und unbefangener und es mache einen besseren Eindruck auf die Widrigen, und forderten selbst geradezu, daß wieder von allen Dekanaten ein neuer Bericht über mich und meinen Religionsunterricht eingefordert werde. Dittenberger verlangte geradezu, man solle den Religionsunterricht an der Anstalt einem hiesigen Geistlichen übertragen. Am Tage vorher wurde die Freiheit der Versammlungen gerettet gegen die heftigsten und bösartigsten Angriffe. Rothe war es auch wieder, was Niemand erwartete, der sich sehr entschieden und warm dafür aussprach. Prälat Hüffell vertheidigte warm Henhöfer. Für die Missionssache wurde vorigen Samstag ganz gut entschieden. Die Kirche erklärt die Missionssache für ihre Sache, gibt aber Freiheit im Wirken dafür. Jeder Geistliche kann jeden Monat Missionsgottesdienst halten. Das ist nun vor Allem das Wichtigste."

Schon vor dem Zusammentritt der Generalsynode hat er an den Erzähler dieses geschrieben: „In den Wahlen ist der Herr wider uns; wir haben uns zu demüthigen; wir waren zu sicher und nicht ernst genug, und haben der geistlichen Macht zu wenig gebraucht. Alle Bosheit, Tücke und Abfall soll offenbar werden; die einzelnen Wenigen sollen fechten lernen und entschiedener werden.

Gegen mich wird sich ein starker Sturm erheben wegen Bibelerklärung und Behandlung des badischen Katechismus. Die in Heidelberg schnauben schon. Gedenken Sie daran, daß sie zu Schanden werden!"

Die Heidelberger und Andere, welchen der im Seminar zu Karlsruhe vertretene evangelische Glaube ein Aergerniß und Thorheit war, mißbrauchten nun die Presse, eine der Großmächte unserer Zeit, um Stern in der öffentlichen Meinung zu Grund zu richten und, was natürlich ihr Ziel war, ihn vom Seminar hinweg zu drücken. Und in Karlsruhe gab es Leute, welche gar gerne dazu die Hand boten, besonders der damalige Director der Kirchenbehörde. Stern schreibt von ihm unter'm 2. Dezember 1843 bald nach dem Antritte seines Amtes: „Wir haben einen neuen Director erhalten, früher Obervogt in Durlach, von Heidelberg, aus Israel stammend. Dieser hat eine Erklärung erlassen, daß er sich zwar nicht in des Glaubens Tiefe versenken wolle, aber auf den symbolischen Büchern halten werde." Hätte er das festgehalten, so hätte er den lieben Stern nicht auf's Blut verfolgen und quälen können.

Stern hat auf die verschiedenen Angriffe in den öffentlichen Blättern geantwortet und seine Erwiderungen in einer kleinen Schrift gesammelt, die den Titel hat: „Abweisung der gegen Professor Stern wegen biblischer Lehre und Leitung des großherzoglich badischen Schulseminars in jüngster Zeit geschehenen öffentlichen Angriffe." Sie erschien bei Groos in Karlsruhe 1843. Sie stellt uns die Entschiedenheit des Glaubens des angefochtenen Mannes und seinen offenen, durchweg ehrlichen Charakter, sowie den bodenlosen Unglauben und üblen Charakter der Feinde dar. Es ist von Interesse, Auszüge aus dem Schriftchen zu geben. Der Verfasser spricht es im Eingang bestimmt aus, daß seit ungefähr zwölf Jahren, also seit jener Zeit, in welcher er sich auf den Boden des wahren Christenthums gestellt hatte, ein solcher Bildungsgang im Seminar innegehalten werde, daß die Zöglinge ihrem Berufe, eine christliche Volksschule zu besorgen, immer mehr zu entsprechen vermögen. Er spricht es aus — und das hat man leider namentlich jetzt vergessen — daß die Volksschule ihre Entstehung hauptsächlich der christlichen Kirche verdankt. Wie schon früher, erklärt er auch jetzt, daß der sämmtliche Unterricht des Seminars eine praktische Haltung habe. „Man lernt, was man braucht, und

läßt bei Seite liegen, was das Gebiet höherer Bildungsanstalten ist." Hielte man dies auch jetzt nur fest, so würde man nicht so traurige Erfahrungen machen. Unserm Stern war und blieb als Hauptsache für unser Volk feststehen „die christliche Bildung und die Hinrichtung der Gemüther zur Gottseligkeit." Das sei unumgänglich nöthig zur Führung eines wohlgeordneten Lebens. Darum „nimmt das Lesen und Betrachten der heiligen Schrift den ersten und obersten Rang des Unterrichtes ein, so jedoch, daß die übrigen Bildungsfächer dadurch nicht verkürzt werden." Die Welt, die es mit Vielem nicht genau nimmt, stieß sich in ihrem Unverstande an solchem Unterrichte. Einer dieser vorurtheilsvollen Menschen ließ seine Stimme in der Darmstädter Kirchenzeitung laut werden und zweifelte an einer gesunden und geistesfrischen Erziehung in der Anstalt. Ein Aufsatz im Heidelberger Journal wollte wahrnehmen, daß im Religionsunterrichte Dinge behauptet werden, die sich vor der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts nicht festhalten lassen. Stern gab eine kurze Erwiderung in das Journal und eine umfangreichere, eingehende in das badische Kirchen- und Schulblatt. Namentlich wurde der Religionsunterricht, wie er in der letzten Osterprüfung vorkam, als einseitig dargestellt, der zur Verdummung und zu gefährlichen Verirrungen, zur Heuchelei führe und den ächt christlichen Sinn erschüttere. Herausgegriffen wurden „die schlimmen Folgen des Sündenfalls." In seiner Verantwortung stellte er fest, daß nur die ein richtiges Urtheil haben, „welche auf Grund des göttlichen Wortes stehen und den Glauben in sich haben zu Stande kommen lassen, den das Wort Gottes lehrt." Er konnte sich deßhalb auch auf das Urtheil gläubiger Lehrer und Geistlichen berufen, die sich freuten, daß die Zöglinge gerade durch diesen Unterricht in eine gute Richtung gebracht würden. Er konnte hinweisen auf den Andrang zur Aufnahme ins Seminar. Im Jahr 1832 meldeten sich 14 Zöglinge, man mußte sie, ob tauglich oder untauglich, aufnehmen. An Ostern meldeten sich 86 Zöglinge, und nur 33 konnten aufgenommen werden. Gerade deßhalb schickten die Eltern ihre Söhne, weil sie wußten, daß sie gut aufgehoben waren. Sogar Ausländer traten ein. Seit zwei Jahren kam kein Disciplinarvergehen vor und die sämmtlichen Zöglinge konnten mit guten Zeugnissen entlassen werden. Das war schlagend. Die Verleumdung hatte ihren Grund im Unglauben der Gegner.

Was insbesondere die Lehre von den üblen Folgen des Sün-

denfalles auf die Natur betrifft, so stellte der großherzogliche Commissär dem Prüfenden die Aufgabe, über den Sündenfall zu examiniren. Stern sprach bei dieser Gelegenheit aus, was jeder einsichtige, gläubige Mensch festhält, daß Gott die irdische Schöpfung eine solche Beschaffenheit habe annehmen lassen, daß sie dem Zustande des gefallenen Menschen in Allem angemessen wurde. Die Naturübel aller Art hängen damit zusammen. Der Mensch soll eben im Kampfe seine geistigen Kräfte entwickeln, und Gott gebraucht die Uebel zur Strafe der Menschen und sucht sie damit für eine höhere Welt zu erziehen. Mit Recht sah Stern in den Gegnern Leute, die keinen Blick in die Sünde und das Verderben des Menschen haben. „Hätte man nicht an der Lüge und an der Selbsttäuschung, in welcher man auch die Schöpfung in einem unwahren Lichte sieht, so großes Wohlgefallen, so hätte man Anderes zu thun, als üble Berichte zu schreiben und zu lesen, und andere ruhige Leute zu plagen und zu necken, denen die Erwiderung wegen der verlornen Zeit, in der Besseres gethan werden könnte, schwer ankommt," schreibt er. Die Gegner schwiegen nicht, sondern lästerten fort und verspotteten das Heiligste auf greuliche Weise. Sie griffen auch das zweite Sprach- und Lesebuch an. Diese Angriffe kamen erst nach seiner Ferienreise dem Angegriffenen zu Gesicht. Er gab noch einmal eine Erwiderung in das Heidelberger Journal, indem er auf seinen Aufsatz im badischen Kirchenblatt verwies. Die Gegner schwiegen nicht. Ein Aufsatz erschien, der an Spottsucht und leichtsinniger Oberflächlichkeit seines Gleichen sucht. Nun mischte sich auch „eine Stimme aus dem Odenwalde" in den Streit. Sie ertönte in dem badischen Volksschulblatte, das mit der Abendzeitung, einem radikalen Blatte, ausgegeben ward. Der Angriff richtete sich auf das Innere der Anstalt. Stern ließ seine Erwiderung in demselben Blatte erscheinen. Der Artikelverfertiger war, wie Stern vermuthet, ein ehemaliger Zögling, der seine Besorgnisse einem Landwirthe in den Mund legt. Stern hebt besonders einen Satz hervor, den der angebliche Landwirth so bezeichnet, „daß Demuth, Selbstverleugnung, gänzliche Zerknirschung und Wegwerfung seines Selbstbewußtseins nach Aussage jenes jungen Mannes für die einzigen erstrebenswerthen Tugenden gelten." Mit Recht erwiderte Stern darauf: „Der angebliche Odenwälder möge sich wohl merken, daß Niemand sein Selbstbewußtsein wegwerfen kann, und wenn

irgend ein Mensch dasselbe verliert, in welchem Fall er sich für ein Andern hält, als er wirklich ist, er ein Narr oder Wahnsinniger ist. Bei uns wird nicht hündische Demuth und ein verachtungswürdiges Kriechen vor Menschen hervorgerufen, sondern es wird die Furcht Gottes gelehrt, welche aller Weisheit Anfang ist. Erwarten dürfte man, daß christliche Lehrer unserer Zeit, in welcher religiöse Fragen so vielfach aufgeworfen werden, eine ernste Sache mit mehr Ernst und Würde behandeln würden, und daß sie Leichtsinn und Weltgeist nicht in der Unwissenheit eines Odenwälder Bauern zu verdecken und verstecken suchten."

Der angebliche Odenwälder Bauer griff besonders die inneren Einrichtungen des Seminars an. Die Antwort darauf ist so wichtig, daß wir sie unverkürzt wieder geben müssen: „Allerdings wird seit zwölf Jahren die Anstalt in einem andern Geiste geführt, als früher, und ich bekenne offen, daß ich vor dieser Zeit der Anstalt das nicht gewesen bin, was ich ihr hätte sein sollen, und daß wir früher nicht verfolgt und geleistet haben, was als das hauptsächlichste Ziel einer derartigen Anstalt gesteckt sein muß. Die Augen waren in der frühern Zeit gebunden und das Herz war anders gerichtet, so daß wir nicht erkannten und thaten, was den Schulen den größten Segen hätte bringen sollen. Geistige Bildung für diese Welt und Kunstbildung für dieses Leben galten uns als die höchsten Güter, deren Pflege wir mit Eifer und Unverdrossenheit besorgten. Aber vielleicht eben darum, weil wir etwas Rechtes zu erreichen trachteten, und dem, was wir als schätzenswerth erkannt hatten, uns gern opferten, gefiel es Gott, unsern Blick von dem Vergänglichen und Zeitlichen hinweg auf das, was ewig ist und was den Menschen allein zu befriedigen und zu beseligen vermag, zu richten, und über aller menschlichen Weisheit die Wahrheit, Tiefe und Herzlichkeit seines dem gewöhnlichen Blick verhüllten Wortes zu zeigen; es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, nach manchen Demüthigungen und durch Mißlingen vieler und angestrengter Bildungsbestrebungen uns auf den Weg zu führen, auf welchem allein alle wahren Bildungs- und Erziehungsbestrebungen gelingen können, woher es denn auch gekommen ist, daß jetzt Anderes an unserer Anstalt angestrebt und anders verfahren wird, als vor dieser Zeit stattfand, und unser aufrichtigster Wunsch und ernstliches Hinarbeiten ist, daß es auch noch vielen andern Lehrern in ihren Bildungs- und Erziehungs-

bestrebungen ergehen möge, wie uns. Wenn jetzt allerlei Hauseinrichtungen sich anders gestaltet haben, als sie früher bestanden, so geht für jeden, der davon Kenntniß nimmt, eben nur so viel hervor, daß dieser neue Geist sich wirksam erwiesen habe. Soll die Art desselben erkannt werden, so ist auf die Früchte hinzusehen, die durch seine Wirksamkeit hervorgebracht werden. Und zum Preise der Macht und Gnade Gottes dürfen wir rühmen, daß diese Früchte nicht saure, ungenießbare Herlinge sind. Die Zöglinge, die jetzt aus der Anstalt hervorgehen, sind mehr gesucht und gereichen mehr zur Freude und finden eine freundlichere Aufnahme und Unterstützung, als die früheren; und selbst Geistliche, die bis jetzt noch mit uns nicht in dem übereinstimmen, was wir für die Hauptsache halten, ziehen die Zöglinge der Neuzeit den ältern vor, die jedoch unterdessen auch ganz andere geworden sein können, und von denen auch, wie wir wissen und kennen zu lernen Gelegenheit hatten, Manche auch andere geworden sind. — Wer Jesum Christum als seinen Herrn und Heiland erkennt; wem offenbar geworden ist, wie in ihm alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen liegen; wem die Augen für den Anbruch des Reiches Gottes geöffnet sind, vermag zu unterscheiden, was diese Erkenntniß trübt, was das Kommen eines solchen Reiches behindert, und wird, wenn er Herz und Muth hat, auch Alles das aus dem Wege schaffen, was die Bildungszwecke dafür hindert. Man nehme uns nicht übel, wenn wir in unserer Anstalt keine Bücher und Schriften gebrauchen lassen, in denen der Geist herrscht, den wir mit Gottes Hilfe zu überwinden trachten; man verarge uns nicht, wenn wir, zur Weisheit berufen, nichts Thörichtes machen wollen; man gestatte uns, der Feier des Sonntags eine solche Einrichtung zu geben, daß dieser Tag auch wahrhaft geheiligt wird und den Zöglingen Segen zu bringen vermag. Die Zöglinge lesen an den Sonntagen Bücher und Schriften, die ihrem Geiste und ihrem Herzen zuträglich sind, von der mannigfaltigsten Art, wofür durch eine Sammlung gesorgt ist. Sie gehen am Sonntage vor der Morgenandacht und nach derselben in's Freie, ganz nach ihrem Belieben. Sie schreiben an Sonntagen Briefe, was nie anders war. Außer den freien Ausgängen machen sie an den Sonntagsabenden gemeinschaftliche Ausgänge, so oft es die Witterung erlaubt. In der Stadt besuchen sie an den Sonntagen nur die Kirche, weil sie darin ihre übrigen Geschäfte an den

Werktagen besorgen. Daß gerade an den Sonntagen hierin eine Beschränkung besteht, daß sie sich nicht nach Belieben an diesen Tagen in die Stadt begeben, ist erst in den letzten zwei Jahren zu ihrer Bewahrung für nothwendig erkannt worden. Alle verständigen und gewissenhaften Eltern und Erzieher werden diese Beschränkung für wohlthätig erkennen. In den Seminarien zu Ettlingen und Meersburg bestehen schon seit längerer Zeit derartige Beschränkungen. Das Theater wurde von unsern Zöglingen bis vor etwa sechs Jahren des Jahrs ein oder zwei Mal, auf Verlangen von ihrer Seite, besucht; seit dieser Zeit hat sich unter ihnen durchaus kein Verlangen mehr gezeigt, einer solchen Kunstunterhaltung anzuwohnen. Verboten ist der Besuch des Theaters nicht, aber es ist Sitte des Hauses geworden, diese Unterhaltung und Ergötzlichkeit andern Leuten zu überlassen. Es gehört zum besondern Segen unseres Hauses, daß seit den letzten Jahren der Religions- oder Morallehrer gar nicht mehr genöthigt oder aufgefordert war, über die Bedeutung und Werthschätzung des Theaters auch nur ein Wort zu verlieren. Jeder wohlgeordnete Zögling des Hauses weiß sich Derartiges zurecht zu legen. Die Musik der Wachtparade wird nur an Sonntagen nicht besucht, in Hoffnung und Erwartung, daß eine Zeit kommen werde, in der das Türkische davon einer stillen Sonntagsfreude Platz machen werde. — Seit ungefähr 6 oder 8 Jahren werden im Sommer nicht mehr Reisen veranstaltet, weil dafür Sommerferien eingetreten sind. Wir sehen jedoch der Zeit mit Verlangen entgegen, in der ohne großen Zeitaufwand und ohne große körperliche Ermüdung wiederum Belehrungsreisen gemacht werden können."

„Obgleich man sich über die Gesinnung nicht freuen kann, welche durch die „Odenwälder Stimme" zu Tag gekommen ist, so dankt der Angegriffene doch dafür, daß zum Ausspruch gekommen ist, was wohl viele Herzen preßt und bisher gepeinigt hat; und er vertraut der Kraft der Wahrheit, daß sie sich geltend machen und verkehrte Ansichten, Vorurtheile und thörichte Besorgnisse aus den Herzen vieler ununterrichteter Lehrer und übelberichteter Freunde der Jugend- und Volksbildung wegschaffen werde. Hat das Werk einen guten Grund und Boden, so werden es Uebelwollende und Verkehrtgeistige nimmermehr hindern und zerstören; ist sein Ursprung kurzsichtigen Augen verdeckt, so wird es nichts nützen, mit übeln Verdächtigungen und Unwahrheiten gegen dasselbe anzugehen. Von

den Herausgebern eines vaterländischen Schulblattes hätte aber eine vaterländische Anstalt und ihr Vorstand mit einem vaterländischeren Sinn behandelt werden dürfen. Doch Solches nicht zu thun, ist jetzt an der Zeit!"

„Der Unbefangene und Vorurtheilslose mag aus der Art und Weise all dieser Erwiderungen abnehmen, von welcher Art die Sache derer, die diese öffentlichen Kämpfe begonnen haben, sein mag, wie es um die Beschaffenheit einer biblischen Wahrheit steht, für welche der Angegriffene eingetreten ist. Was er im Vorworte aussprach, muß er auch am Schlusse dieses Schriftchens wiederholen, daß es ihm wahrhafte Freude gemacht hat, in den vorliegenden Aufsätzen für das einzustehen und zu sprechen, was der menschlichen Weisheit verdrießlich und sogar widerwärtig ist, und wofür die, welche das Rechte erkennen, selten eintreten mögen, indem sie merken, daß man sich damit den Beifall der Welt nicht zu erwerben vermag."

Es war schmerzliche Wahrheit, was er im Juni 1844 an Dittmar schrieb: „Ich bin ein vom Jäger gejagtes Wild. Ich kann dem Herrn nicht genug danken, daß er mir bisher Gesundheit geschenkt hat, um all die Kränkungen, Widerwärtigkeiten und Angriffe zu tragen, die bisher gekommen sind und täglich kommen. Bald werde ich ein ständiger Zeitungsmann, denn es vergeht wohl selten eine Woche, wo nicht Etwas über mich kommt. In der zweiten Kammer fielen sie arg über mich her. In unserer Prüfung wurde ich übel behandelt." Und daß seine zunächst vorgesetzte Behörde, namentlich der Direktor derselben, wie wir schon wissen, ihm feindselig entgegenstand, das machte ihm sein Leben so schwer. Im Sommer 1843 besuchte er die Basler Missionsfeste. Er wurde aufgefordert, beim Judenmissionsfeste zu sprechen. Es sei gewaltig gewesen, was er geredet habe, sagte ein Hörer. Im Christenboten erschien ein Auszug dieser Rede. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der israelitische Oberrath in Karlsruhe Kenntniß davon erhielt. Kurz, der Oberrath verklagte ihn beim Ministerium des Innern. Er schilderte ihn als den ärgsten Judenfeind, wie einen mittelalterlichen, als einen Verleumder der jüdischen Nation. Er stellte der Regierung vor, ob man einen Mann von solchen Grundsätzen an einer solchen Bildungsanstalt belassen könne, und bittet um die Erlaubniß, ihren Zöglingen den Besuch des evangelischen Seminars zu verbieten und sie nach Ettlingen schicken zu dürfen. Die Klag-

schrift wurde Stern zugesandt und er beantwortete sie auf die richtige Weise. Daß er die Vorzüge des Volkes Israel in der Geschichte des Reiches Gottes anerkannte, versteht sich. Er war, wie sein Schwiegersohn Sutter, der Judenmissionar, ein Freund Israels im guten Sinne des Wortes. Aber er verkannte auch nicht „die verderbliche Judenmacht, wie sie das öffentliche Urtheil durch die Presse leitet oder doch stark auf sie einwirkt, wie ihre Männer des Fortschritts mit allen Radikalen und Liberalen im Bunde sind, dem Christenthum feindlich gegenüberstehen und die Zeugen der Wahrheit verunglimpfen." Dies und Anderes wird seine Antwort enthalten haben. Am 13. Dezember 1843 schrieb er: „Gestern habe ich meine Antwort für die Juden beendigt. Auch bei dieser Arbeit habe ich große Freudigkeit. Der Herr lasse durch sie dem Staate, den Juden selbst und unserer Kirche ein Dienst geschehen sein! Er wird Alles wohl machen, und wir werden seine Macht und Weisheit preisen." Es ging wirklich in dieser Angelegenheit gut. Sie kam in die Hand eines wohlbekannten Referenten, der dem Verklagten erklärte: „Ich bin in Allem mit Ihrer Antwort einverstanden. Sie haben nur die Wahrheit gesagt." Am 4. März 1844 schrieb er: „In der Judensache hat der Herr herrlich geholfen. Das Ministerium gab den Bescheid: Es sei kein Grund zu einer Beschwerde von Seite der Juden gegen mich vorhanden. So sind sie abgefahren. Blos der Oberkirchenrath hat mich mit 18 Kreuzern Sporteln gestraft. Der Herr sei gepriesen und den treuen Brüdern sei gedankt, die fürbittend eingetreten sind."

Unterbrechen wir diese Kämpfe mit Erzählung des Abschieds zweier Zeugen der Wahrheit, welche dem Herzen Stern's gar nahe standen. Der eine war Pfarrer Käß von Diedelsheim, der unerwartet abgerufen wurde, ein bedeutender Mann. Von ihm schreibt Stern am 13. Dezember 1843: „Weil unser lieber Bruder Käß dem Herrn wohlgefallen hat, so hat derselbe ihn zu sich genommen. Sein Krankenbett ist eine Friedensstätte gewesen und sein Tod ein Triumph über Hölle, Tod und Teufel. Er ist als ein Gerechter zu dem hinübergegangen, an den er hier geglaubt und dem er in Treue, wie keiner von uns, gedient hat. 15 Tage dauerte seine Krankheit. Heute vor 8 Tagen, den 6. Dezember, Morgens 6 Uhr, ist er sanft entschlafen. Er hatte stets volles Bewußtsein bis zum letzten Augenblick; da phantasirte er ein wenig, sprach Amen und entschlief. Seinen Tod sah er vom ersten Tage an auf's bestimm-

teste voraus. Er machte alle Ordnung, schickte mir noch einen Brief zurück. Ehe er sich legte, schrieb er mir noch, gab guten Rath in der Sache Hausrath's, den ich befolgte. Auch in der Judensache gab er noch auf dem Krankenbette Rath, was ich aber nicht befolgte, sondern meiner Ueberlegung mich hingab. Bei seiner Beerdigung war die Theilnahme allgemein. Alle seine Pfarrkinder erschienen, alle Geistliche des Sprengels, und selbst alle Beamte der Gegend. Mühlhäußer sprach über Jes. 28, 29 gut bei seinem Grabe, Stadtpfarrer Seufert ebenfalls gut in der Kirche über Maleachi 2, 5—8. Mühlhäußer fühlt am meisten, was er an ihm verloren hat. Er drückte seinen Schmerz auffallend aus, indem er mit dem Todten umging, wie mit einem Lebenden. Es war ergreifend, die stillen Thränen und die Wehmuth in den Angesichtern der vielen hundert Gläubigen zu sehen. Es hat mich schon lange nichts so hingenommen. Der Herr wolle uns auch einmal ein seliges Abscheiden aus dieser Welt geben und uns Alle wieder vor Ihm vereinigen!" — Der andere Heimgang war der bevorstehende des Pfarrers Dietz von Ichenheim. Stern schreibt am 4. März 1844: „Unser lieber Freund und Bruder Dietz soll nach dem unerforschlichen Rathschluß unseres Herrn uns auch entrissen werden. Gestern ließ seine Frau ihren Sohn Julius schnell von hier abrufen, weil der Vater in den letzten Zügen liege. Der Herr wolle den Geist und die Gaben, die Er ihm geschenkt hatte, auf zehn Andere legen!"

Es ist vorhin Hausrath genannt worden. Stern hatte einen eigenen Handel mit ihm. Die Zöglinge hörten eine Kinderlehre bei ihm und fanden ihn im vollen Widerspruche mit der Lehre der h. Schrift. Sie mußten, wie das immer der Fall war, Rechenschaft ablegen von dem Gehörten. Darüber beschwerte sich der Getadelte und rechtfertigte sich. Weil Niemand in Kampf treten wollte mit dem gerne gehörten Weltprediger, so übernahm es der ehrliche Stern. „Meine Antwort auf Hausrath's Rechtfertigung und Klage wider mich habe ich eben beendigt," schreibt er am 2. Dezember 1843: „Sie beträgt 8 Bogen. Aus einem Band gedruckter Predigten habe ich seinen hegel-straußischen Naturalismus genau nachgewiesen. Ich reiche heute meine Antwort ein. Die Kirchenbehörde muß sich entscheiden, was sie will. Wir haben Hoffnung, daß die Feinde Gottes und der Wahrheit zu Schanden gemacht werden." Der Handel wird wohl, wie so oft, auf eine Lahme ausgegangen sein.

Ein anderes Mal erhielt er einen Verweis. Hören wir ihn selber darüber am 29. Januar 1844: „Wegen des Mißbrauchs eines Privatbriefs durch einen Dritten an einen Zögling, den ich sehr ernst zur Reinigung einer schweren Schuld ermahnt und dabei anführte, wenn er nicht in sich ginge, werde ihn der Herr noch tiefer sinken lassen, im Besondern in einer Gegend, die dem Evangelium fern läge, haben sie mich behandelt, wie einen Buben, und zum letzten Mal zur Ordnung verwiesen." Ueberhaupt liegt ein ganzes Packet Verweise vor mir, deren Aufdeckung mir widerlich ist. Sie gehen hauptsächlich von einem uns schon bekannten Manne aus, der Alles darauf anlegte, den lieben Director aus seiner Stellung zu verdrängen. Manchmal stand auch seine Sache auf Spitz und Knopf, aber jedes Mal trat der allmächtige Gott dazwischen und machte die Pläne der Feinde zu nichte.

Ein anderes Mal griff ihn die Abendzeitung heftig an. Aus seinem Diktate hören wir: „Einen Hauptangriff machte die Mannheimer Abendzeitung wegen der Vorgänge am Sterbebette eines Zöglings von Neuenheim bei Heidelberg. Hecker brachte auch diese Sache in die Kammer. Als ich nämlich bemerkt hatte, daß dieser Zögling dem Tod entgegen ging, so suchte ich ihn auf sein Ende vorzubereiten. Er befand sich in keinem guten Zustand, und wollte nichts davon hören, daß er bald von dieser Erde könne abgerufen werden. Da er mir einen Bann auf dem Herzen zu haben schien, so forderte ich ihn auf, mir Alles zu sagen, was ihn drücke. Nach einigen herzlichen Ermahnungen bekannte er sich als Sünder, offenbarte einige Uebelthaten, die noch gut zu machen waren. Er wurde aufrichtig, wahrhaftig, und ergriff zuletzt begierig die Gnade Gottes in Christo und erlangte darauf große Sterbensfreudigkeit. Die ganze Sache wurde entstellt und als eine den Todtkranken quälende Bekehrungssucht dargestellt. Viele Artikel erschienen wegen dieser Sache in jener Zeitung."

Der Staub, der dadurch aufgewirbelt wurde, wurde dem treuen, väterlichen Seelsorger zum Nachtheil angerechnet. Das Ministerium wurde ihm immer abgeneigter. „Was man im Ministerium gegen mich hat," schreibt er, „habe ich indessen auch erfahren, ich sprach einen Herrn. Sie sind ordentlich bearbeitet. Der Staat müsse auf Sittlichkeit und Religion halten. Da an unserer Anstalt alles Menschliche vernichtet werde, ein Buchstabenglaube getrieben werde, so könnte in den Jünglingen keine Ueberzeugung

geschaffen werden, und der Umsprung sei zum Atheismus. Dies könne der Staat nicht zugeben." Das ist die Weisheit der Welt und der Obersten der Welt, welche vergehen. Stern wußte das besser, und so viele treffliche, gläubige Lehrer, die von ihm ausgegangen sind, beweisen es, daß er Recht hatte.

17.

Kämpfe mit dem Vorstand der Kirchenbehörde.

Wir haben schon gehört, wie seine vorgesetzte geistliche Behörde, hauptsächlich der Direktor derselben, ihm das Leben sauer und sein Amt sehr schwer machte. Derselbe hatte es fein angelegt. „Der Plan war," schreibt Stern am 10. November 1844 an den Erzähler dieses, „mir den Religionsunterricht in aller Stille und ohne Aufsehen abzunehmen. Es sollte keine Untersuchung angestellt und nichts Weiteres darüber verhandelt werden. Dabei wollte man mich auf das schonendste und ehrenvollste behandeln und nur einen weiteren Lehrer in die Anstalt einschieben, der den Religionsunterricht zu behandeln hätte. Alles Uebrige sollte mir bleiben." Die Begründung zu diesem demüthigenden Schritte ging von der weltlichen Bank der Kirchenbehörde aus, während die geistliche Bank, der doch hierin allein das Urtheil zustand, dem bisherigen Religionslehrer den Hauptgegenstand des Unterrichts und der Erziehung belassen haben wollte. Unter den Aktenstücken, die dem Biographen zur Verfügung stehen, befindet sich auch eine Erklärung Stern's, seine Befähigung zur Ertheilung des Religionsunterrichtes betreffend. Als Mitglied der Oberschulconferenz nahm er Einsicht von den Akten und legte nun seine Erklärung bei. Weil sie ziemlich ausführlich ist, kann ich sie natürlich nur im Auszuge mittheilen. Die geistlichen Räthe hatten einstimmig erklärt, daß kein Grund vorhanden sei, dem bisherigen Lehrer den Religionsunterricht abzunehmen, indem ihm kein Abweichen von der Lehre der Kirche,

wie sie die h. Schrift und die symbolischen Bücher enthalten, nachgewiesen werden könne. Ueberdem habe er am 31. Januar durch eine Erklärung sich verbindlich gemacht, allen Erwartungen der Kirchenbehörde gewissenhaft zu entsprechen und er habe sein Versprechen gehalten.

Was die weltliche Bank zur Begründung ihres Antrags vorbrachte, war leicht zu widerlegen. Sie behauptete, daß nur praktische Geistliche den Religionsunterricht ertheilten und damit stimmten alle bedeutenden Pädagogen überein. Dies war eine unerwiesene Behauptung, denn an den meisten Schullehrerseminarien standen Geistliche, die den Religionsunterricht ertheilten, als Direktoren an der Spitze. So in Württemberg, Bayern, Preußen. Nur in Berlin besorgte ein Geistlicher den Religionsunterricht, weil der Seminardirektor Diesterweg kein Geistlicher war.

Eine Unwahrheit war es, zu behaupten, daß man dem früheren Direktor des Seminars die Leitung abgenommen und auf Stern übertragen habe, weil dabei ein pietistischer Plan obgewaltet habe. Stern hatte von Anfang an jeden Tag eine Stunde Religionsunterricht zu ertheilen, der frühere Direktor gab nur zwei Stunden wöchentlich Unterricht in der Religion, und zwar freiwillig, und trat auch diese Stunden schon im Jahr 1832 ab. Dazu behauptete die weltliche Bank, Stern sei nie praktischer Geistlicher gewesen. Das war einfach unwahr, denn er war vier Jahre lang, wie wir wissen, Geistlicher in Gernsbach und Stauffenberg. Wenn die weltliche Bank an der theologischen Bildung Stern's mäkelte, so hätte sie sich füglich beruhigen dürfen, da die drei Geistlichen der Kirchenbehörde ihm das beste Zeugniß in dieser Hinsicht ausstellten.

Schon vor dritthalb Jahren erschienen Auszüge aus Religionsheften von Zöglingen in der Darmstädter Kirchenzeitung. Stern gab, als er von der Kirchenbehörde darüber zur Rede gestellt wurde, seine Antwort in vier Bogen. Die Behörde beruhigte sich dabei. Daß der Direktor jetzt diese Sache wieder vorbrachte, als wäre darüber gar nichts verhandelt worden, nennt der Angefochtene mit Recht eine Leidenschaftlichkeit. „Es ist," fährt er fort, „schmählich und höchst unehrenhaft, von solchen Heften und Auszügen irgend einen Gebrauch zu machen, denn sie sind keine Diktate, sie sind nicht einmal in der Religionsstunde nachgeschrieben worden, denn in denselben war und ist kein Schreiben gestattet, sondern sie sind Niederschreibungen der Zöglinge außer den Religionsstunden, die nie-

mals angesehen, noch durchgesehen werden, und für die der Unterzeichnete durchaus nicht verantwortlich gemacht werden kann. Die religiöse Gesittung und Gesinnung der Zöglinge, ihr Eifer und ihre Liebe, sich der religiösen Bildung ihrer Schüler in den ihnen anvertrauten Schulen hinzugeben, sind allein der richtige Maßstab, nach welchem die Güte der religiösen Bildung in einem Schullehrerseminar beurtheilt werden kann." Auch den Vorwurf, daß er den Landeskatechismus, „welcher übrigens kein symbolisches Buch, sondern nur ein Leitfaden für den Religionsunterricht ist," bei den Zöglingen heruntersetze, widerlegte er gründlich. Die weltliche Bank, das ist ihr Vorstand zog in seinem Antrage auch Alles herbei, um dem verdienten Manne den Religionsunterricht zu entreißen. Ich muß dies doch mit Stern's Worten mittheilen: „Es ist nicht gerecht von der erwähnten Bank, wenn sie hiebei der Hausrath'schen Sache gedenkt, um auf die Thätigkeit des Unterzeichneten ein übles Licht zu werfen. Was die Zöglinge des Seminars über die Hausrath'sche Kinderlehre berichtet haben, geschah der Ordnung des Hauses gemäß, nach welcher über jeden kirchlichen Vortrag Nachfrage geschieht. Was der Unterzeichnete an seine Kirchenbehörde berichtet hat, that er nach kirchlicher Befugniß, nach welcher ein jedes Mitglied der Kirche verlangen darf, daß der öffentlich functionirende Geistliche die bestehende Glaubenslehre seiner Kirche zum wenigsten nicht offenbar angreife; lehren und glauben mag er sonst, was sich die Gemeinde gefallen läßt."

Und der Antrag, Stern den Religionsunterricht abzunehmen, wäre trotz seiner gründlichen Widerlegung der Begründung und trotz des Gutachtens der geistlichen Bank durchgegangen, wenn nicht der Herr eingegriffen hätte. Als noch nichts entschieden war, fügte er einem Briefe vom 16. Oktober 1844 in einer Anmerkung, ganz im Geiste eines Dr. Luther bei: „Alles steht noch beim Alten und ist noch nichts entschieden. Mein Entschluß ist, dem Teufel in keinem Stück zu weichen, es gehe, wie es wolle." Aber schon am 4. Dezember konnte er seinem theuern Freunde Reihlen in Mannheim berichten: „Der Referent sprach es gegen mich und den Herrn Prälaten Hüffell aus, Herr Präsident von Rüdt gab es mir zu verstehen verdeckt. Vier Tage darauf nach meinem Besuch bei ihm tritt er ab, nebst zwei andern Räthen, und das Ministerium ward anders gebildet. Gestern vor 8 Tagen hat mir der neue Präsident erklärt, daß mir kein Mensch Etwas thun werde.

Höherer Einfluß hat hier stattgefunden, wie ich nachher erfuhr. Sie haben einander bedurft und mußten einander dienen, und dabei ward mir geholfen. Alles ist mir noch vorher durch einen Fremden angezeigt worden, denn der Herr thut nichts, das Er nicht vorher anzeigt, auf daß man wisse, daß Er es thut. Dafür sollen Ihn alle Heiligen preisen; Sein großer Name sei hochgelobt! Er hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß Du Dich sein so annimmst! Du wirst ihn lassen eine kleine Zeit verlassen sein, aber mit Ehre und Schmuck wirst Du ihn krönen."

Sein Gegner im Oberkirchenrath ruhte nicht. So ließ er Ende Juni durch ein geistliches Mitglied des Oberkirchenraths im Seminar die Religionshefte der Zöglinge abfordern. Gerade waren diese in die Sommerferien gegangen. Ein paar Stunden nachher kam dasselbe Mitglied wieder, „um nachzusehen, ob sich in den Sitzen und Schubladen der Tische nicht Hefte vorfinden. Da waren aber keine." Stern beschwerte sich beim Ministerium des Innern über solches Verfahren, welches den Direktor in der Achtung, die seine Zöglinge gegen ihn haben sollten, nur heruntersetzen könnte." „Es ist schon schwierig genug," sagt er in seiner Beschwerdeschrift, „80 Jünglinge so zu leiten und zu unterrichten, daß das Ziel der Bildung erreicht werde. Es ist daher sehr zu beklagen, wenn eine Behörde das Bildungsgeschäft erschwert und zum Theil vereitelt." Zudem stand das Seminar nicht unter dem Oberkirchenrath, sondern unter der Oberschulconferenz. Auch in dieser Eingabe machte er geltend, daß die Religionshefte freiwillige Niederschreibungen der Zöglinge zu Hause seien, wofür er keine Verantwortlichkeit übernehmen könne.

Von dem bewußten Manne wurde unabläßig gebohrt, daß Stern versetzt werde. Und das Ministerium ließ sich darauf ein, tobten doch die Blätter und setzte es doch in der Kammer von Zeit zu Zeit Angriffe gegen ihn ab. Ein Hecker, Welcker, Itzstein und Andere verrichteten diese Heldenthaten. Dazu kam noch eine Mißstimmung im Publikum gegen ihn. Erzähle er uns dies selber: „Sie haben hier den Plan zur Errrichtung eines städtischen Waisenhauses ausgegeben, es sollte für Protestanten, Katholiken und Juden bestimmt sein. Man sammelte Beiträge. Ich erklärte dem Herumträger der Liste, ich wolle gerne unterzeichnen, wenn für jede Confession eine solche Anstalt errichtet werde. Diese Er-

klärung gab Feuer und Flammen. Man lästerte auf mich, log abscheulich auf mich. Brüder forderten mich auf, in das hiesige Tagblatt eine Erklärung abzugeben. Dies that ich. Nun ging's noch viel ärger los und man griff mich in allen öffentlichen Blättern an, beschuldigte mich der Unduldsamkeit. Freunde vertheidigten mich geschickt." Sogar die Kirchenbehörde mischte sich in diesen Handel in einem langen Schreiben, das von Liebe strotzt. Während sie sonst seine Verdienste um das Schulwesen anerkenne, sagt sie oder vielmehr er, habe sie mit tiefem Bedauern seine Aeußerung (über das Waisenhaus) vernommen und müsse ihn warnen vor allen unbedachtsamen Aeußerungen. Und doch hatte er die richtige Anschauung, wie er sie auch in Betreff gemischter Schulen gehabt hat.

Während er sonst eingehende Briefe mit Freund Heman über wichtige Stellen der heiligen Schrift wechselte, ließ er doch hie und da auch Etwas über seine Lage einfließen, so am 13. Februar 1845: „Bei mir geht's von Glauben in Glauben. Nie etwas Sicheres, Festes; neue Hoffnungen, neue Befürchtungen! So müssen wir uns hindurch kämpfen und den Herrn durch Glauben und Glaubensfreudigkeit ehren. Vieler Herzen Gedanken werden dabei offenbar; allerlei Ansichten und Meinungen tauchen bei den Gläubigen auf. Das Drückendste ist, wenn man merken muß, daß sie dafür halten, man sei zu weit gegangen, hätte gefügiger sein sollen, während man sich das Gegentheil vorzuhalten hat. Viele Brüder zeigen sich jedoch auch recht wacker. Im Glauben halte ich fest, daß der Herr nicht zulassen wird, was die Gottlosen anstreben, nicht weil Er mich besonders lieb hätte, sondern weil der Teufel noch nicht regiert, weil noch göttliche Ordnungen bestehen und gottesfürchtige Männer obenstehen, durch die Er Sein Werk in unserer Anstalt schützen kann und gewiß erhalten will, da Sein Wille ist, daß Sein Wort gelehrt und den Seelen gedient werde. Darauf gründet sich mein festes Vertrauen."

„Wir glauben fest", schreibt er am 9. Mai 1845 an Freund Dittmar, „daß der Herr uns jetzt von diesem Unmann erlösen wird. Denn was geschehen ist, kommt von Ihm, der Seines Bundes mit uns in Gnaden gedacht und nicht länger zugeben wird, daß Seine Kinder zertreten werden. Ich hatte bisher fortzukämpfen, und es ist noch nicht am Ende. Noch immer ist im Staatsministerium die Frage schwebend, ob sie mir nicht den Re-

ligionsunterricht entziehen wollen. Ich glaube aber fest, daß der Herr mich aus allen Nöthen erretten wird." In demselben Monate: „Ich glaube fest, daß B. fallen muß. Der Herr hält die Sache hin, um zu erziehen, zu reinigen, zu stäupen, ins Gebet zu treiben. Wenn Er Seine Absichten erreicht hat, wird Er helfen."

In seinem Diktate, das im September 1853 geschlossen ist, erzählt er auf ergreifende Weise Folgendes: „Merkwürdig war es mir, daß mir einmal auf einem einsamen Gang im dichtesten Hardtwald B. auf einem Pferde begegnete. Lautlos grüßend gingen wir auf dem schmalsten Wege hart an einander vorüber, und ich sagte in der Stille zu dem König aller Könige: Herr, wie so lange? Schon war die Stelle bezeichnet im Oberland, auf die ich versetzt werden sollte." Um jene Zeit bewarb sich Stern bei einem hochgestellten Mann um Besserstellung, da er seit Jahren dasselbe Einkommen habe und seine Familie mit acht Kindern große Ausgaben verursache. Dieser Staatsmann erklärte ihm aber rundweg, man werde auf die allgemeinen Klagen Rücksicht nehmen und ihn versetzen. Auf solche Weise war ihm noch nicht nahe getreten worden.

„Als ich", erzählt er, „so mit großer innerer Bewegung meine Arbeit und Aufgabe an dieser Anstalt in mir erwog, besuchte mich ein bedeutender Mann aus Mannheim, der katholischen Confession angehörig, dessen Verwandte ich für eine Lehrstelle zu prüfen hatte. Er, den ich noch nie gesehen und von dem ich noch nie gehört hatte, befragte mich ohne alle Veranlassung, wie es um mich stehe, ob ich gegenwärtig nicht angefochten sei. Ich erwiderte ihm, meine Stellung sei noch nie so bedroht gewesen, wie gegenwärtig. Er sagte mir, daß ich mich ganz und gar beruhigen möchte, denn er wisse aus sicherer Quelle, daß innerhalb 14 Tagen eine Regierungsveränderung vorgehen werde. Es dauerte aber nicht vier Tage, so geschah diese." Darüber äußert er sich ausführlich in einem Briefe nach Grünstadt den 28. Dezember 1846: „Unterdessen sind bei uns große Veränderungen vorgegangen, für die wir dem Herrn nicht genug danken können. Sechs Wochen gingen hin in Furcht und Hoffnung, so daß immer stärker gerufen werden mußte; endlich kam der Tag der Erlösung. Am Tage der Erlösung war hier in der ganzen Stadt eine so freudige Bewegung, wie wenn Stadt und Land von einem großen, mächtigen Feind

und Unterdrücker befreit worden wäre. Man merkte auf alle Weise, daß in der unsichtbaren Welt große Dinge vorgingen und daß große Mächte thätig gewesen sein müßten, theils zum Verhindern, theils zur Ausführung, damit Alles erfolgen konnte, was geschah. Es rumorte auf alle Weise." Es ging nicht leicht, bis der Feind Stern's fiel. Sechs Wochen vor dessen Entlassung wurde unterhandelt und versucht, ob die Sache nicht anders gewandt werden könne. Auch über Stern machte man sich wieder her, die Mehrheit im Staatsministerium war für Abnahme des Religionsunterrichts. Es war recht gut, daß die Seminarkasse keine Mittel zur Bezahlung eines Religionslehrers hatte. „So wurde denn meine Sache wieder niedergeschlagen, und ich bekam wieder Luft, aber alle Zeit geht's von Glauben in Glauben. Die Brüder waren während der Zeit wacker und hielten mit Gebet an." Mit der Veränderung im Personal der Regierung konnte man nur zufrieden sein. Von dem Präsidenten Bekk versprach man sich nur Gutes, gegen Stern war er freundlich, Nebenius war es ohnehin. Der neue Direktor des Oberkirchenraths Böhme war ein wohlwollender Mann. Nicht blos Stern, sondern viele Geistliche athmeten wieder auf, als diese Stelle so besetzt war. Bald wurde auch die Erlaubniß zur Gründung eines Rettungshauses gegeben. Bisher hatte man vergeblich darum gebeten. Es ist das reich gesegnete Hardthaus, an dessen Bestehen Stern bis zuletzt so innigen Antheil nahm. Er kann in diesem Briefe nicht genug die Gnade Gottes rühmen: „Hier erfahren wir große Gnade und der Herr ist mit uns in Allem. Die Glieder der Gemeinschaft sind alle in einem Glauben und in einer Liebe verbunden und nehmen sich auch warm der Armen und Elenden an in dieser schweren Zeit." Auch wurden regelmäßige Gebetsstunden gehalten, an welchen drei Geistliche Theil nahmen. Die Kleinkinderschule gedieh, nur fehlte es noch an einem Kinderlazareth und einem Diakonissenhause, wie er es wünschte. Es ist Alles gekommen.

Der Herr half wunderbar. Sein Hauptgegner war entlassen, ein andrer gestorben. „Ein Ständemitglied aus der Pfalz", erzählt Stern in seinem Diktate, „das mich in einer Kammersitzung auf das feindseligste angegriffen und meine religiöse Richtung als eine verderbliche bezeichnet und dabei die heilige Schrift selbst angegriffen hatte und dem ich in der Karlsruher Zeitung auf eine recht strafende Weise begegnet war, starb plötzlich nach seiner

Rückkehr vom Landtage." Wie ernst griff der Herr hier und noch manchmal in das Leben derer ein, welche sich an seinem treuen Diener versündigten! Wie augenscheinlich wachte Er über demselben, und wir dürfen getrost hinzufügen, zum wahren Wohle der evangelischen Schule unseres Landes!

Der Feind, der sein Wesen in den Kindern des Unglaubens hat, gab nicht nach. Auf mehreren Diöcesansynoden stellte man den Antrag, Stern zu beseitigen oder ihm doch den Religionsunterricht abzunehmen. „Meine Sache liegt jetzt," schreibt er am 16. September 1847, „beim Ministerium des Innern. Die Männer der Regierung geben zu verstehen, daß sie mich gern fallen ließen. Der Herr wird's versehen. Ich hätte Lust, auf keinen Fall zu weichen, auch wenn mir der Religionsunterricht abgenommen würde. Will man mich versetzen, so möchte ich die Pensionirung nachsuchen und hier bleiben, und in freier Stellung für das Reich unseres Herrn und die christliche Schule arbeiten. Den Herrn müßte ich sorgen lassen, daß Er mir die Mittel des Unterhalts darreiche. Dies wird auf jeden Fall bald geschehen müssen in meiner jetzigen Stellung, indem ich bald mein ganzes Vermögen aufgebraucht habe. Daß ich eine Pfarrei nachsuchen soll, will mir nicht einleuchten. Weiche ich von hier, so macht dies auf die Gläubigen und auf die Lehrer des Landes gar keine gute Wirkung, ich gebe damit gleichsam Alles auf. Es würde Vieles rückwärts gehen und die Muthlosigkeit zunehmen. Gerade in dieser schweren, betrübten Zeit thut feste Haltung, gerechter Widerstand vor Allem Noth. Daß die Regierung bei widerstrebenden Ständen meine Besoldungserhöhung durchsetze, darf unter diesen Verhältnissen gar nicht gehofft werden. Wann diese Verhältnisse sich ändern könnten, weiß Niemand. Der Radicalismus nimmt bei uns nicht ab, sondern zu. Ich weiß, daß ich Dir mit dieser Mittheilung das Herz schwer mache; aber Du mußt darum wissen, damit Du auch nachher dich mit freuen und loben kannst, wenn der Herr, der Wunderbare, durchgeholfen hat und durch die Wasser, die uns überfluthen wollen, Bahn macht. Da muß man glauben lernen, wo man nichts sieht und weiß; glauben aber lernt man nur in der Noth. Wie gut werden wir's haben, wenn einmal Alles hinter uns liegt! Uebrigens ist dies ja Alles nur ganz leicht, was uns trifft; tausend Andere haben ganz anders zu ringen."

Am 5. Januar 1848 schrieb er an denselben Dittmar: „An uns hat der treue Herr im verflossenen Jahre Großes gethan; mich hat Seine Gnade belassen. Man hört gar nichts von weiteren Regierungsmaßregeln. Beschlossen ist nichts, ein großer Aktenstoß angehäuft. Die Verwendungen der Freunde und Laien haben Eindruck gemacht. Unsere Regierung ist gegenwärtig erfreulich bestellt und Achtung gebietend. Der Landtag scheint einen guten Fortgang zu nehmen. Für unser Seminar hat die Regierung gar nichts aufgenommen, also auch für mich nichts. In der zweiten Kammer hat uns der Herr in dem Seidenfabrikanten Mez von Freiburg, zweitem Sekretär bei der Kammer, bei der Opposition stehend, einen gläubigen Mann geschenkt, der sehr wacker ist." Und an demselben 5. Januar schrieb er an den Erzähler dieses die freundlichen Worte: „Der Herr segne Dich, Deine liebe Frau, Kinder, Gemeinden, Bezirk, reichlich in dem neuen Jahr, so daß Er Sein Gnadenwerk an all den Erwählten immer mehr hinausführt und Euch als rechte Leute der Warte und Wache auf Eurer Hochebene bestellt, die uns in der Tiefe und im Flachlande den Zeiger der Weltuhr deuten. Du sollst noch länger oben bleiben."

An die beiden theuern Pfarrer Frommel von Binzen und Peter von Schallbach, den sein Zeugniß beim bekannten Theaterbrand dorthin verschlagen hatte, schrieb er auch am Anfang des neuen Jahres den herzlichen Wunsch: „Der Herr segne Euch im neuen Jahre und lasse Euch Seine Erleuchtung, Durchleuchtung, Neuschaffung, Seine Tröstungen, Aufrichtung, wunderbare Hülfe reichlich in der unbekannten Zukunft erfahren! Unser Fleisch pflanze Er immer mehr in Seinen Tod und mache uns der Kräfte Seines Auferstehungslebens immer mehr theilhaftig! Er segne Alle im Hause, segne das Amt und die Gemeinden, den Bezirk!"

18.

Die Revolutionsjahre 1848 und 1849.

Es ist schon gesagt worden, daß die vierziger Jahre einen wilden Geist gebracht haben. Der Liberalismus, wie ihn die französische Revolution auch in Deutschland eingeführt hatte, hauste

besonders im Badischen. Die zweite Kammer barg in ihrer Mitte die Koryphäen der Richtung, die nicht Veraltetes verbesserte, sondern lauter Neues schuf. Zuerst trat sie zahm auf, wurde dann ungestümer, bis die Jahre 1848 und 1849 dem Faß vollends den Boden ausschlugen. Da ist es denn begreiflich, daß ein Mann wie Stern, der durch und durch conservativ war und zwar auf christlicher Grundlage, den Freiheitshelden ein Dorn im Auge blieb, während sie ihn in den zwanziger und im Anfang der dreißiger Jahre gehätschelt haben. Sie wußten recht gut, und sie wissen's auch jetzt, daß, wer die Schule hat, die Zukunft hat. Die Schule von der Kirche, ihrer Mutter, losreißen und in der Kirche selber den Freiheitsschwindel einführen, das hat der Liberalismus immer versucht, und es gelingt ihm nach göttlicher Zulassung. Stern schrieb im Jahr 1846 eine Beleuchtung des Antrags auf Glaubensfreiheit, welchen der Pfarrer Zittel in der zweiten Kammer gestellt hatte. Er sagt in dem gehaltvollen Schriftchen gleich im Anfang: „Kein Zwang, keine Nöthigung soll mehr in Dingen sein, die dem Herzen am theuersten sind und in denen sich der Mensch nichts vorschreiben lassen will; freie Ueberzeugung allein soll hierin gelten; Jeder soll folgen können seinem eigenen Ermessen, seiner Einsicht und seinen Erfahrungen, damit eine freie Liebe sich bilde und eine Vereinigung der Geister, die sich zusammenfinden und verstehen, eintreten könne; damit keine Heuchelei auf dem freien Gebiete der Gottesverehrung mehr gefunden werde. Was Jahrhunderte nicht erreicht haben, ungeachtet in ihnen viel Blut geflossen ist und ein ernstes Ringen Statt fand, soll unserer Zeit als Aufgabe vorbehalten sein; was aller Kraftanstrengung nicht gewichen ist, soll vor dem Machtworte und dem siegenden Schwerte des Geistes fallen!" das ungefähr sind die Lichtpunkte in dem Antrage Zittel's auf Glaubensfreiheit. Stern spricht es alsbald aus, daß das „Zauberwort Freiheit, welches alle Herzen durchbebt," eine trügerische Stimme ist. Denn es gebe keine Freiheit ohne Unterwerfung unter höhere Gesetze und Ordnungen. „Die Wahrheit, welche Geist und Herz des Menschen befriedigt und beseligt, muß nicht erst entdeckt und aufgefunden werden, sondern ist vorhanden, ist erkannt, bekannt und bewährt." Die Freiheit, seiner Ueberzeugung gemäß zu leben, sei gegeben. Gegen die Klage Zittel's, daß dies nicht der Fall sei, tritt Stern entschieden auf, und behauptet mit Recht, daß auch die damit über-

einstimmen, welche für das Festhalten der wenigen Wahrheiten der Offenbarung einstehen, und deren seien noch Viele. Gegen die Behauptung Zittel's, daß das freie Bekenntniß des Volks noch nicht errungen sei, sagt der Verfasser: „Die wahre Glaubens- und Gewissensfreiheit ist errungen und zwar um schweren Kampfpreis errungen. Das wahre, freie Bekenntniß unseres Volks ist vorhanden und wird unter uns zum Heil und zur Freude unseres Volks geübt." Die „Lichtfreunde", wie damals die jetzigen Protestantenvereinler sich nannten, wollten Freiheit, die christliche Wahrheit angreifen und bekämpfen zu dürfen. Ohnehin thut jeder von ihnen, „was er will und geht seine eigenen Wege, und man läßt ihn auch gehen und beunruhigt ihn auf keine Weise." Er schildert nun die Lichtfreunde und die Deutschkatholiken in ihrem Unglauben, und spricht die Forderung aus, „daß den bestehenden Kirchengemeinschaften eine größere Freiheit eingeräumt werde, ihre inneren Verhältnisse zu ordnen." Zudem verlangt er, daß der Staat, so lange er noch ein christlicher sein will, „fremde Elemente, die sich eindrängen wollen und von denen er keine Bürgschaft hat, ob sie nicht alles wahre Christenthum und damit auch ihn selbst als einen christlichen Staat gefährden, abweise."

Wir wissen Alle, wie sich diese Dinge entwickelt haben, nicht im Sinne Stern's. Der Unglaube, das falsche Lichtfreundthum, hat sich in der Kirche festgesetzt und mit dem Bekenntniß der Wahrheit gleiches Recht errungen, und er hat das Ziel im Auge; den Glauben hinaus zu drängen. In den vierziger Jahren zeigten sich die ersten Anfänge dazu. Zuerst — und so geht es meistens — fällt man über die Altäre her, und endigt mit dem Zerbrechen der Throne. Man müßte, um dies zu leugnen, die Geschichte nicht kennen. Für Viele unseres Geschlechts ist die Geschichte nur vorhanden, um sie zu vergessen.

Noch im Anfange des Jahres 1848 hatte Stern, wie wir gehört, gute Gedanken von der bestehenden Regierung. Wie bald änderten sich aber die Verhältnisse! Die Märztage waren nach der französischen Februarrevolution, die den König Louis Philipp den Thron gekostet hat, die Tage der deutschen Revolution. Nicht anders kann man diese Tage bezeichnen. Ich habe unter den Papieren, die mir zu Gebote stehen, einen Brief Stern's an die Pfarrer in Binzen und Schallbach gefunden, der ganz frisch die Ereignisse schildert. Er ist vom 21. März 1848 datirt: „Als wir

am 1. März von Langenbrücken zurückkehrten, Nachmittags 5 Uhr, so kannte man unser stilles Karlsruhe nicht mehr. Volk aus allen Theilen des Landes war zusammengeströmt und wogte in den Straßen; Bürgerwachen, von Staatsdienern angeführt, durchschritten die Reihen; Dragoner hielten den Marktplatz besetzt und machten bald da- bald dorthin ihre Schwenkungen. Nun mußten wir hören, was vorgegangen. Um 3 Uhr war das fremde Volk, meist Mannheimer, Heidelberger, Pforzheimer, Lahrer, vorzugsweise junges Volk, zum Schlosse vorgedrungen; man hatte sie vorgelassen, weil man glaubte, sie wollten dem Großherzog für die geschenkte neue Freiheit und Volksrechte danken. Als man sie fragte, was sie wollten, so forderten sie Befreiung der Eingesetzten (des Blind ꝛc.). Hecker und Idstein gingen geradezu zum Großherzog und erklärten, wenn er die Gefangenen freigebe, so werde das Volk auseinandergehen. Er sagte, er müsse der Untersuchung ihren Lauf lassen; es werde ihnen nicht zu viel geschehen. Als die Masse unzufrieden ins Schloß eindringen wollte, legte die Feuerwehr die Gewehre an und drohte zu schießen. Die Dragoner ritten ein und drängten die Masse zurück. Nun war große Unzufriedenheit, Murren, Fluchen, Drohungen. Am Ettlinger Thor waren zwei Karlsruher Schützen unbesonnen und ersuchten zwei Mannheimer Bürger, ihre deutschen Kokarden abzunehmen; dies steigerte die Erbitterung. In der Nacht besorgte man Kundgebungen des Unwillens; die ganze Bürgerschaft war auf den Beinen mit Waffen. Am andern Tag durchzogen noch große Massen die Stadt. Abends 8½ Uhr brannte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Nun war Alles voll Furcht und Besorgniß; an vielen Orten fand man Schwefelfäden, Pechkränze ꝛc. Den Tag darauf brannte es bei Friseur Wolf in der Schloßstraße im Keller, wurde aber sogleich gelöscht; dann brannte es bei Fischhändler Kaufmann; das Hintergebäude mit Hasenfellen ging in Feuer auf. Wenn es bei Nacht gewesen wäre, so hätte es das ganze Quadrat ergreifen können, weil dort ein Hinterhaus am andern steht. Die Stadt sah unheimlich aus; vor jedem Hause mehrere Wasserzuber; alle Häuser gegen Abend geschlossen. Das Theater geschlossen, was sehr zu loben ist. Merkwürdig ist, daß die Bewegung hier mit dem Jahrestag des Theaterbrandes ausbrach. Die Leute unserer Anstalt, alle Lehrer, nur ich nicht, dafür Wilhelm und Alexander, thaten eine Woche lang Wachdienst und durchzogen Nachts die

Straßen, selbst Sutter ein Mal. Unser Haus und unsere Anstalt war nie bedroht und ich schlief jede Nacht ganz ruhig. Der Kriegsgeist ergriff unsere Zöglinge und ich hatte mit ihnen bisher viele und schwere Arbeit. Ein wilder Geist verbreitete sich bald bei Vielen. Einen Sonntag setzten wir die Versammlung aus; alle Abendversammlungen mußten bis jetzt unterbleiben; nur Gebetsstunde wurde gehalten.

Die größte Furcht aber war für den letzten Sonntag und den gestrigen Tag; es war gedroht, Karlsruhe soll an allen Enden angezündet und es sollte geplündert werden. Alles hing vom Ausgang der Offenburger Versammlung ab. Die Regierung zog eine starke Militärmacht hierher; am Samstag, Sonntag und gestern waren alle öffentlichen Häuser mit Soldaten stark besetzt. Dragoner hielten vor dem Ettlinger Thor. An hohen Orten war schon Alles gepackt und Viele hatten den Kopf ganz verloren. Die Versammlung in Offenburg lief ruhig ab und so schwand die Gefahr und Besorgniß. — Aber in Offenburg ist Arges beschlossen worden. Die radicalen Advokaten und Struve hatten Alles vorher entworfen. Auf dem Marktplatz in Offenburg waren gegen 15,000 Menschen versammelt; die Redner sprachen von der Altane des Rathhauses. Ihre Sensen legten sie vor der Stadt ab, einige Tausend hatten solche. Dem Herrn Markgrafen Wilhelm thaten sie groß Leid an. Sie sprachen aus und es ist im Offenburger Programm gedruckt: Das Volk sei unzufrieden über den Einfluß, den Markgraf Wilhelm auf den Gang der Staatsgeschäfte bisher ausgeübt habe und man sei unzufrieden über seine Militärverwaltung. — Er hat sich gebeugt, gefaßt und gestärkt, hat alle seine Aemter in die Hand seines Bruders niedergelegt. Der Herr hat ihn seine Gnade recht erfahren lassen. Auch wurde gefordert, daß der Großherzog den Frei, Graf Brüssel, du Bois ꝛc. entferne, die sogenannte Kamarilla. Es wird gefordert Trennung der Schule von der Kirche; „die Pfaffen hätten zu viel, die Lehrer zu wenig.“

Gestern Abend wurden die politisch Eingesetzten (Blind, ꝛc.) entlassen, weil der Großherzog vor der Offenburger Versammlung auf mehrere Petitionen hin Amnestie ertheilte. Gestern Abend um 5 Uhr wurden sie entlassen. Viel Volks hatte sich auf dem Marktplatze versammelt und schrie „Hoch“. Der Israelite Höber (der das große Haus an der Langen- und Herrenstraße besitzt) äußerte

gegen Einige: Diese hätte man sitzen lassen sollen. Sogleich verschworen sich die Gesellen aus Kleinkarlsruhe, das Haus des Israeliten zu stürmen. Sie wollten es schon gestern Abend thun, aber ein Ständchen, das dem Welcker im englischen Hofe gebracht wurde, hielt sie ab. Nun wollen sie heute Abend daran gehen.

Den 22. März.

Richtig geschah es, daß sie gestern Abend das Haus von Höber stürmten. Alle Läden und Fenster im untern Stock sind zerschlagen und auch im zweiten Stock die Fenster in der Herrenstraße. Als das Militär und die Bürgerwehr einschritt, schrieen sie „Hoch“, daß man es in unserm Hause hörte.

Die Soldaten haben sich verbunden, auf keinen Bürger Feuer zu geben und jeden niederzumachen, der dies thue; auch wollen sie sich gelegentlich von strengen Offizieren befreien.

Eben kommt Nachricht, daß der König von Preußen zum Volk vom Balkon aus habe reden wollen, sie aber hätten ihn mit Steinen geworfen und es habe ein schreckliches Blutbad in Berlin abgesetzt, das Volk habe die Oberhand gewonnen. Der liebe, gute König versteht die Zeit und die Gerichte Gottes nicht, wenn er noch länger zögert, und merkt nicht, daß der Herr etwas Neues schaffen will.

Nächsten Sonntag ist wieder Versammlung in Heidelberg. Jetzt wird man bald an den Sonntagen exerzieren, und so wird Alles nur Welt. Dennoch hoffen wir auch einen Umschwung für die Kirche, und hoffen Großes für uns.

Die Amnestie kam gelegen; es waren an 600 in die Verschwörung verwickelt und auf mehrere bedeutende Leute fiel böses Licht.

Von Paris aus sollen 8000 Handwerksbursche unter Anführung Herweg's gegen Deutschland marschiren. Alles lautet kriegerisch.“

In dieser Darstellung, wie sie der Augenblick gab und wie wir sie gerne aus seinem Munde vernehmen, ist Etliches nur Gerücht gewesen und hat sich nicht bestätigt.

Von den Erfahrungen des Seminars in der schlimmsten Zeit, nämlich im Mai 1849, berichtet er im Jahresberichte 1850: „Es wird hie und da gefragt, wie es uns in der Zeit der Schande und der Schmach, die im verflossenen Jahr über unser Land gekommen war, ergangen sei. Wir können rühmen, daß wir auf keine Weise beunruhigt worden sind. An jenem Montage im Mai,

wo fast Alles, was fliehen konnte, zu allen Thoren der Stadt hinausflüchtete, gaben wir ohne Unterbrechung unsern Unterricht fort, und in jenen Tagen, wo es polnisch und ungarisch-schweizerisch hier zuging, und wo allein die Bürgerwehr der Stadt mit den Waffen in der Hand den wilden Horden, welche mit Brand, Raub und Mord drohten, mannhaft gegenüberstand, ward auch nicht eine Stunde der Unterricht ausgesetzt. Kein Zögling, obgleich die Hälfte derselben das Alter zum ersten Aufgebot erreicht hatte, ward in seinem Bildungsgang beunruhigt. Dies wird von uns als besondere Gnade Gottes erkannt." Der böse Geist, wie er einmal geweckt war, machte Fortschritte. Namentlich fuhr er auch in die Lehrer oder vielmehr in mehrere überspannte Führer derselben. Das schmerzte ihn sehr. Am 29. Mai schrieb er an seinen Freund: „Die Schullehrer sind nun toll, wollen Communalschulen, frei von der Kirche, ein allgemeines Seminar, Diesterweg daran berufen. Es sind wenige, die voranstehen. Diese aber halten durch Terrorismus die andern nieder." Und im folgenden Monate an Peter: „Wir gehen großen und schweren Gerichten unseres Gottes und niederwerfenden Demüthigungen entgegen. Wenn unser Volk so gottlos, Verbrecher freisprechend und durch Wahl der Verbrecher sich zu denselben Verbrechen fortbekennend handeln kann, so fordert es die Gerechtigkeit unseres langmüthigen Gottes heraus und spottet sein; und kein öffentliches Blatt spricht seinen Abscheu aus." Im folgenden Monate schreibt er an Dittmar: „Meine Sache selbst ist noch nicht entschieden, kommt gegenwärtig bei der Regierung vor. Wie es mit Kirchen- und Schulsachen überhaupt gehen werde, weiß Niemand. Unsre Lehrer sind fast toll." Mitten in diese Ereignisse, die seinem Herzen schwer machten, fiel der Heimgang des trefflichen Musiklehrers Anton Gersbach. „Er hat in der letzten Zeit noch außerordentlich gelitten," schreibt Stern. „Zu der Bauchgicht gesellte sich zuletzt noch Brustwassersucht, die sein Ende beschleunigte. Seit Ostern studirte er ernstlich Kurtz's Religionslehre; er machte sie mehrmals durch und diese befreundete ihn mit der kirchlichen Religionslehre. Er erklärte mir, daß er nun Alles anerkenne, wogegen er sich früher aufgelehnt hatte. Er kam in ein persönliches Verhältniß zu unserm Herrn Jesu Christo, betete zu Ihm und tröstete sich in Ihm. Ich habe Hoffnung für ihn, daß er auf der neuen Erde nicht fehlen werde. Neander's Denkwürdigkeiten erfreuten und stärkten ihn." Besonders mein Leben

Melanchthon's zog ihn an, wie er dem Verfasser, nämlich dem Erzähler dieses dankend schrieb. Hatte doch Gersbach eine ähnliche sanfte Natur.

Die, welche auf dem guten, alten Grunde der Reformatoren standen, regten sich, als in der Welt Alles aus Rand und Band zu gehen drohte. Man forderte die guten alten Bücher zurück, welche die dreißiger Jahre über Bord geworfen hatten. „Unterdessen haben wir," schreibt er, „in der Karlsruher Zeitung manche öffentliche Erklärungen wegen ‚Gottes Gnade', ‚Robert Blum' abgegeben, die Lehrer eingeladen zur Vereinigung mit uns. Ein Verein für innere Mission ist gestiftet worden. Vorigen Mittwoch ist ein evangelischer Schulverein unter Geistlichen und Lehrern gegründet worden, um dem bösen Treiben der Lehrer zu begegnen." Schon am 9. April 1849 konnte er seinem Freunde Dittmar mittheilen, daß der neugegründete Missionsverein zwei Reiseprediger angestellt habe, einen Pfarrer Wilhelmi und einen Laien Paul Karcher, die alsbald in eine gesegnete Thätigkeit traten. Er schreibt darüber: „Wilhelmi wirkt gut und wird überall vom Volk mit offenen Armen empfangen. Es werden bei uns jetzt auch Feldpredigten gehalten. Grimmig aber sind die Rationalisten und die todten Orthodoxen. Die Kirchenbehörde ist in großer Verlegenheit. Es geht jetzt in Allem eine wohlthätige Scheidung vor; alle Schäden werden offenbar." Ein anderes Mal schreibt er: „Unsre Reiseprediger bekommen viel Bitteres durchzukämpfen und wir mit, indem sich an manchen Orten große Feindschaft zeigt."

Weil von so manchen Schullehrern ein böser Geist ausgegangen und dieser Geist in die Schulen eingedrungen war, so hatte die Regierung nach Niederwerfung der Revolution im Sinne, in den Schulen ein Neues zu pflügen. Nur schlug sie nicht den richtigen Weg ein. Vernehmen wir den erfahrungsreichen Schulmann Stern darüber: „Die Regierung will die Bildung in den Schulen beschränkt wissen, der Schulplan soll einfacher werden. Da hält man Sitzungen und Berathungen und ich muß arbeiten und muß mehr thun, da Verkehrtes von Einigen angestrebt wird. Pr. H. tritt ganz feindselig gegen die Seminarbildung auf, arbeitet darauf hin, daß die Bildung durch Seminare aufgehoben werde und daß man die Zubildung der Lehrer den Lehrern überlasse." Nun diese Bestrebungen, die von Manchen unterstützt wurden, fanden an ihm einen entschiedenen Gegner, und wurden auch wirklich vereitelt. Jetzt

ist man in das andere Extrem verfallen und sucht die Leute mit Kenntnissen voll zu pfropfen, und diese angefüllten Leute, welche häufig das Gelernte nicht verdaut haben, wollen die ihnen anvertrauten Kinder ebenfalls vollpfropfen. Man vergißt das gute Sprichwort: „Nicht Vielerlei, aber Viel.“ Das war Stern's Sinn und es ist Schade, daß man davon abgegangen ist. Der größte Schaden aber ist und bleibt immer, wenn das Wissen nicht vom wahren Christenthum durchdrungen ist.

Ein Mitglied des Oberkirchenraths wollte also geradezu das Seminar aufgehoben haben und gab als Grund an, daß die einseitige Verstandesbildung, die im Seminar getrieben werde, mit Schuld an der Revolution sei. Da steht Einem beinahe der Verstand still, weil von anderer Seite gerade das Gegentheil behauptet wurde, daß die Verstandesbildung vernachlässigt und das Gefühlsleben der Zöglinge zu sehr gepflegt werde. „Zittel und Dittenberger“, wie man damals glaubte, schreibt er am 14. Februar 1850, „haben in der deutschen Zeitung vier Artikel gegen die Schule in Baden erlassen und im vierten die Nothwendigkeit meiner Entfernung vom Seminar dargestellt. Letzterer Artikel wurde auch im Mannheimer Journal abgedruckt. Beim evangelischen Oberkirchenrath und im Ministerium des Innern hat man berathen, daß man mich auf eine Pfarrei versetzen solle. Beschluß ist jedoch noch nicht gefaßt. Der Herr wird auch noch ein Wörtlein dazu zu sagen haben!“ An mich schrieb er: „Der Herr wird's aber nicht zugeben.“ Und dieser Herr, welcher alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, hat sein Wort gesprochen, daß Sein treuer Diener bleiben und was der Herr haben wolle, ausrichten solle. Es griff überhaupt eine der h. Schrift und dem Bekenntniß der Kirche günstige Richtung um sich. Mit Freuden erzählt er in dem vorhin angeführten Briefe, daß der preußische Divisionsprediger Ahner in der kleinen Kirche vor zahlreicher Versammlung predige. Dieser Mann wirkte mächtig.

Mitten in seinen Kämpfen vergaß Stern nie auch einen Kampf aufzunehmen, von dem mancher, auch besser gesinnte Christ gedacht hat, daß er ihn hätte unterlassen sollen. Aber es darf wohl mit Recht als ein Beweis seines kirchlichen Sinnes angesehen werden, daß er den Kampf mit dem bei Vielen beliebten Dekan Cnefelius von Karlsruhe auf sich nahm. Derselbe war ein sentimentaler Rationalist vom reinsten Wasser. Er hatte am 28. April 1850

eine Predigt über Röm. 14 gehalten, welche zum Thema: „Der Christ im Umgang mit Andersglaubenden" hatte. Er ließ sie auf Verlangen im Drucke erscheinen. Nicht aus Streitlust, wie wohl Manche ihm vorwarfen, sondern aus reiner Liebe zur Wahrheit erhob er noch in demselben Jahre unter seinem Namen seine Stimme. „Er darf wohl versichern," sagt er im Eingang seines Schriftchens, „daß er sich gerne stille gehalten hätte, wenn Andere diesen Dienst der Wahrheit geleistet hätten, was er auch bisher erwartet hatte. Da aber Niemand vorgetreten ist, hält er es für die Ehrensache eines theologischen Gliedes der hiesigen protestantischen Gemeinde, der er jeweils auch durch öffentliche Vorträge bisher gedient hat, gegen das zu protestiren, was sich, als gegen Gottes Wort und gegen das Bekenntniß der protestantischen Kirche streitend, in öffentlichem Vortrag und im Druck Geltung und allgemeinere Anerkennung in unserer Gemeinde und in weiteren Kreisen verschaffen will. Schweigen bei Beseitigung der evangelischen Wahrheit und bei Hinführung in Irrthum, bei welchem es sich um das Heil der Seelen handelt, verdient, daß der Leuchter des Evangeliums von seiner Stätte gestoßen werde."

Die Predigt will Belehrung darüber ertheilen, wie sich namentlich Protestanten unter Katholiken auf eine Gott wohlgefällige Weise „bewegen" sollen. Statt an der Hand der h. Schrift dies zu thun, führt der Prediger seine Hörer und Leser in die Schöpfung hinaus und sagt, daß dort nicht „Gleichförmigkeit, sondern Mannigfaltigkeit" herrsche, daß nicht ein Glaube, eine Religion, sondern verschiedener Glaube, verschiedene Religionen bestehen. Diese bei den Ungläubigen weit verbreitete Ansicht zu widerlegen, war für Stern etwas Leichtes. Er verwies auf die Braminen, die damit die Theilung des Volks in Kasten, das Fortbestehen des Götzendienstes neben dem Christenthum vertheidigen. Ganz anders lehre die Schrift. Sie kenne nur einen Herrn, einen Glauben (Ephes. 4, 5). Alle Apostel haben nur einen Weg gelehrt, auf dem man selig werde. Die Glieder der ersten christlichen Kirche waren eines Herzens und eines Sinnes, darum weil sie auf einem Glauben standen. Auf diese alte ursprüngliche Kirche seien unsere Reformatoren zurückgekehrt. Die wahren Protestanten erklären sich gegen die Mannigfaltigkeit des Glaubens, indem sie auf reine Lehre aus Gottes Wort dringen. Nur dadurch könne wahrer Friede und beglückende Eintracht hergestellt werden. „Wo nicht nach Got-

tes Wort gelehrt, sondern wo Menschenlehre aufgerichtet wird, machen sich stolze, selbstsüchtige Menschen zu Herren des Glaubens, halten Frieden, wo es ihren Bestrebungen förderlich ist, predigen aber auch Haß und Verfolgung, wo es größeren Gewinn abwirft und ihren Gegnern Abbruch thut."

Etwas Gemeinsames verbinde den Christen mit den Andersglaubenden, meint der Prediger, es ist ihm aber nicht der Glaube der allgemeinen Christenheit, wie er in den drei ersten urchristlichen Bekenntnissen niedergelegt ist. Dieses Gemeinsame gehöre den einzelnen Menschen an und liege in ihnen. Demnach ist jeder sein eigener Heiland und Erretter. Damit steht er aber in schreiendem Widerspruch mit dem Reformationstext: „Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus," Kor., 3, 11. Diesem Worte entgegen lehrt der Prediger, „daß bei verschiedenem äußerem Glaubensbekenntnisse die innere Glaubensgesinnung doch die gleiche sein könne. Die Glaubensgesinnung ist ihm das glaubige Gemüth, das christliche Herz, die Gott und Christo geweihte Gesinnung." Mit Recht sagt der gute Protestant Stern, daß diese Ausdrücke nichts seien, „als täuschende Redensarten, mit denen das gemeine Vernunftchristenthum lange genug sein unredliches Versteckspiel getrieben hat, bis am Ende alles Volk an aller festen Wahrheit irre geworden, allen göttlichen und menschlichen Boden verloren hat, so daß jetzt bei der in Verzweiflung setzenden Frage des gegenwärtigen Geschlechts: Was ist Wahrheit? alle Fugen nicht nur der äußeren Kirche, sondern auch des Staates aus einander zu gehen drohen." Stern sagt weiter: „Nicht mein gottgeweihtes Gemüth, nicht mein christliches Herz nimmt die Last meiner Sünden, meine mich niederdrückende Schuld hinweg und gibt mir ein gutes Gewissen, sondern der, an den ich glaube, der für mich gestorben und auferstanden ist, und das, was ich von diesem meinen Heilande, als zu meiner Erlösung und Versöhnung geschehen, glaube; allein mein Vertrauen auf sein vollgültiges Verdienst, auf sein zureichendes Opfer benimmt dem erschrockenen Sünder die Angst vor dem Gerichte Gottes. So lehrt Gottes untrügliches Wort; das ist die unbestrittene Lehre der ganzen protestantischen Kirche; das lehrt einen Jeden die Erfahrung, welcher der Versöhnungsgnade froh geworden ist; und auf keinem andern Wege wird ein Friede gefunden und eine Freude im heiligen Geiste erworben, was die

Duldsamkeitspredigt will glauben machen." „Der Christus dieser Predigt ist nicht der in Gethsemane Kämpfende, nicht der an's Kreuz Genagelte, der ein Fluch für uns geworden ist und in dessen Wunden das gebrochene Herz seine alleinige Ruhe und seinen Frieden findet, sondern ist wiederum das fromme, gottinnige, das gläubige Gemüth, ‚Christus in uns' genannt." Die Stimme, d. h. Stern sagt weiter: „Der wahre Glaube, der aber von der Erkenntniß der göttlich gegebenen Wahrheit und dem Bekenntnisse derselben nie losgelöst sein kann, hat Kraft und frohe Zuversicht, wirkt auch eine Gesinnung in den Gläubigen, mit welcher sie lauterlich und untadelig wandeln mitten in einer abgefallenen Welt; durch welche sie auch Frieden zu halten suchen mit allen Menschen, so weit es möglich ist und so viel an ihnen liegt." Wie richtig ist's doch, was derselbe von denen sagt, die nicht auf die h. Schrift, als auf Gottes Wort gegründet sind, sondern die nur vornehm von dem Geist der Bibel reden, der jedoch, wie es Göthe ausdrückt, der Herren eigener Geist ist: „Sie rufen: Geist, Geist, Geist! und was sie sagen, ist lauter Schaum und sind Seifenblasen, die vor jedem Windstoß platzen, keinen Gefallenen aufrichten, keinen Sünder trösten, keinen vor dem künftigen Gerichte Erschrockenen von Verzweiflung zurückhalten."

Doch ich breche ab, man muß die Stimme Stern's selbst lesen, um daraus zu erkennen, wie fest er auf dem Grunde, außer dem es keinen andern gibt, nämlich Jesus Christus steht, und wie wehe es ihm that, solchen Predigern, nach denen der Welt die Ohren jücken, entgegentreten zu müssen, und der Welt zu sagen, wie er am Schlusse that: „Siehe, Israel, das sind deine Götter!"

19.

Ein rückblickendes Bekenntniss.

Es war im Jahr 1853, daß er seinem Sohne Alexander vor dessen Abreise nach England ein Kapitel diktirte, dem er die Ueberschrift gab: „Einige Erfahrungen, die ich seit dem Jahre 1831 gemacht habe." In dieser Rückschau auf sein inneres

Leben lernen wir so recht das aufrichtige, tief gegründete Herz des uns lieb gewordenen Mannes kennen, so daß es uns gewiß nicht reuen wird, in seinem ganzen Umfange dieses Bekenntniß zu vernehmen: „Seitdem sich Christus mir in seinem Worte und in meinem Leben geoffenbaret hat, ist mir Alles anders geworden. Ich erkenne gar wohl, wie ich in früherer Zeit ohne Gott dahin lebte, wie ich Gottes Hülfe nur suchte, wenn ich in einer besondern Bedrängniß war, wie ich seiner nur gedachte und ihm dankte, wenn ich aus einer besondern Gefahr errettet oder vor einem besondern Unglück bewahrt worden war; wie ich Ihn nur fürchtete, wenn ich etwas Unrechtes gethan hatte, oder vor ihm erschrack, wenn ich etwas Unrechtes thun wollte; und wie nur die Dinge mich ganz und gar einnahmen, mit denen ich mich gerade beschäftigte oder die mich besonders anzogen; wie ich den Gang der Dinge, so weit sie mich oder die mir bekannte Welt betrafen, nur nach den in ihnen selbst liegenden Ursachen und wirkenden Kräften betrachtete. Seit dieser Zeit ist aber mein Herz bei Dem, der mir sein Theuerstes geschenkt und meine Errettung gewollt hat, bei Dem, der mich, da ich noch ein Feind war, bis zum Tode geliebet hat. In meinem Verhalten erhielt ich fortwährend Antriebe, zu thun, was meinem fleischlichen Sinn nicht gefiel, was ich aber mit immer größerer Lust und Freude thun lernte, obgleich es dabei an ein fortgehendes Sterben der alten bösen Natur ging. Ich nahm an jedem Tage dankbar mein Leben aus Seiner Hand an; ich rief Ihn bei Allem, was ich vornahm, um Seinen Segen an, ich that Alles mit Ihm und vor Ihm und dankte Ihm für Alles, was Er mir gelingen ließ; aber auch für alle Züchtigung, durch die Er mich demüthigte und immer niedriger machte. Anfänglich glaubte ich, so Manches noch aus eigener Kraft thun zu können; später aber mußte ich erkennen, daß Alles mißlang oder übel ging, wozu ich mich nicht von Ihm ausrüsten ließ. Früher glaubte ich, einen großen, freudigen Glaubensmuth zu besitzen; später aber nahm ich nach großen Demüthigungen wahr, wie kein Glaube und kein Muth in mir ist, wenn ich mir ihn nicht von Ihm schenken lasse und nicht allezeit mein gänzliches Unvermögen vor Ihm bekannte. Ich kam immer mehr zu der sehr demüthigenden, aber dennoch höchst erfreuenden Erkenntniß, daß der Herr in mir und durch mich Alles thun muß, wenn Etwas gelingen soll. Bei dem, wofür ich Bestrafung zu erwarten hatte, war dennoch Seine Güte und

Freundlichkeit viel größer, als was Er nach Recht mir thun durfte. Anfangs erlaubte ich mir noch manche Klage und Beschwerde und ließ mich von Unmuth einnehmen; später aber lernte ich bei Allem ruhig sein, konnte Alles mit Geduld erwarten und sah tiefer in die verborgenen und weisen Wege, auf denen der Herr mich und Alle um mich her führte. Ich muß mich nur immer wegen Kleinglauben, Unglauben, Zaghaftigkeit und Verdrossenheit anklagen, ungeachtet der Herr mir schon so vielfach gezeigt hat, daß Er stets neue Wege zu öffnen wisse, wo Alles verstellt und verbaut schien, und daß ich Ihn durch freudiges Vertrauen und Ergebung an Ihn nicht so ehre, wie ich sollte. In Allem durfte ich die freudige Wahrnehmung machen, daß ich Seine Hülfe stets um so kräftiger erfuhr, je demüthiger ich mich zu Ihm hielt und je treuer ich Ihn und die Wahrheit Seines Wortes bekannte; ja, oft machte Er mich herrlich, wenn ich in siegendem Glauben Andern ihre Thorheit und Vermessenheit in göttlichen Dingen vorhielt.

Ich machte dem Herrn viel zu thun, bis ich es mit mir dahin kommen ließ, daß Er in mir einen milden, barmherzigen Sinn wirken konnte, denn ich war ein strenger Eiferer über Seinem Gesetz und wollte gar nicht bedenken, mit welcher Geduld und Langmuth mich der Herr behandelte, bis ich Ihm stille hielt und nach Ihm fragte.

Nur nach und nach lernte ich, was Gnade sei und habe an ihrem Verständnisse noch nicht ausgelernt. Ich war Andern hart und schwer, und nahm nicht zu Herzen, wie viel mir täglich vergeben werden mußte. Ich verdarb Vieles in meinen Verhältnissen, was ich nicht mehr gut machen konnte, und störte den innern Gang, die Förderung so Mancher, denen es hätte leichter gemacht werden können, daß es zu einer völligen Uebergabe ihres Herzens an ihren Herrn hätte kommen können. Der Herr mußte scharfe Mittel gebrauchen, um mich immer mehr herum zu holen. Einmal zürnte ich mit solchem Eifer dem übeln Betragen einiger meiner Zöglinge, daß mir eine völlige Lähmung meiner untern Gliedmaaßen vom Rückenmark aus drohte. Ein Jugendfreund, Dr. Marx in Göttingen, diente mir damals durch weise Anordnung meiner Lebensweise. Ich hatte ein halbes Jahr daran zu leiden.

Ich habe des Herrn Hülfe und Seinen Beistand stets auf

alle Weise erfahren. Wenn ich z. B. Etwas arbeiten sollte und hatte dazu nicht die gehörige Einsicht und Erfahrung, so geschah es fast jedes Mal, daß mich entweder Freunde besuchten, die gerade dafür geeignet waren, daß ich mich mit ihnen besprechen konnte; oder es wurden mir Schriften und Bücher zugesandt, in denen gerade ein solcher Gegenstand behandelt war. Wenn Etwas nicht gelang, wozu ich das Nöthige vorbereitet hatte, so konnte ich fast immer gewiß sein, daß die Sache auf eine viel bessere Weise wider mein Wissen und Hoffen zu Stande kommen werde.

Ebenso mußte ich aber auch inne werden, wie Alles mißlang oder verkehrt ging, wenn mir dabei irgend etwas Unlauteres unterlief, oder wenn ich zu fleischlichen Mitteln meine Zuflucht nahm und nicht im Glauben und im Aufblick zu dem Herrn wandelte. Ebenso konnte ich gewiß sein, daß mich der Herr nicht werde zu Schanden werden lassen und die Widerwärtigen nicht werde über mich triumphiren lassen, wenn ich etwas Gefahrvolles und Bedenkliches unternahm, wovon ich aber erkannte, daß es zum Zeugniß der Wahrheit oder zur Ehre des Herrn geschehen müsse.

Es ist mir viel Schweres, Niederschlagendes, Kränkendes begegnet, ich kam oft in solche Nöthe, daß ich nicht wußte, um was ich bitten dürfe und bitten sollte. So oft ich mich aber recht gedemüthigt, von Andern abgesehen und nur auf mich hingeblickt hatte, so wurde es in mir wieder licht und ich wurde wieder reichlich durch Gottes Geist aus seinem Worte getröstet, so daß ich merkte, daß mir Solches nur darum geschah, damit ich auch an den Nöthen Anderer Theil nehmen und sie aufrichten und stärken könne. Als den ernstesten Vorgang im Leben habe ich den Tod erkannt und habe einsehen lernen, daß viel dazu gehöre, ihm freudig entgegenzugehen. Es wurde mir öfters sehr nahe gelegt, daß wir Alle in größerem Ernste wandeln und unsere Hoffnung durch Gnade festmachen sollten, damit der Herr nicht scharfe Mittel gebrauchen müsse, uns vom Dienste der Eitelkeit los zu machen, und damit er uns nicht in den heißen Tiegel der Trübsal legen und an uns wegschmelzen müsse, was an uns unwahr, unlauter und ungöttlich ist. Es ist mir öfters sehr ernst an's Herz gelegt worden, wie wir mehr über uns wachen und in geheiligtem Umgang mit unserm Herrn anhalten sollten, damit Sein Bild in uns hergestellt und uns ein freudiger Eingang in Sein Reich gegeben werde."

An dieses Bekenntniß möchte ich einen Zug aus seinem Leben schließen, der uns seine Demuth recht anschaulich zeigt. Seine Zöglinge, die sehr hoch von ihm hielten, hätten ihm gar gerne ein sichtbares Zeichen ihrer Dankbarkeit dargebracht. Ehe sie an Ostern 1834 austraten, legten sie vor Beginn der letzten Unterrichtsstunde den neu erschienenen Commentar von Hävernick über den Propheten Daniel mit einer Widmung auf seinen Pult. Als er das Buch sah, äußerte er sich sehr bescheiden über seine Leistungen, schärfte aber der zurückgebliebenen Klasse ernstlich ein, daß Solches nicht mehr geschehen dürfe.

Im Frühjahr 1851 vereinigten sich viele Lehrer, ihrem lieben Professor eine sichtliche Anerkennung zu erweisen. Auch solche, die Stern's religiösen Standpunkt nicht theilten, trugen ihre Scherflein bei. Er war gerade auf einer Reise in Altbayern, und als er zurückgekehrt war, wußte er von nichts. Achtzig Lehrer hatten sich im Saal versammelt. Er wurde eingeladen, zu kommen. Als er in den Saal trat, empfingen ihn die Lehrer mit dem vierstimmigen Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Er konnte sich vor Staunen kaum fassen, bis ihn eine Ansprache über den Zweck der Zusammenkunft belehrte. Da stand als Geschenk ein Schreibtisch, eine Standuhr mit einem Engelsbild und ein Ruhestuhl, Alles in nobler Ausführung. Endlich brach er sein Staunen in einer ergreifenden Rede über den Schulberuf und seine Wirksamkeit. Der Grundzug in seiner Rede war: „Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren." Auf die Bescherung hindeutend äußerte er ungefähr: „Ich sehe einen Ruhestuhl, aber noch ist es nicht Zeit zum Ruhen, wir müssen wirken und arbeiten, so lange uns Kraft gegeben ist. Ich sehe einen Schreibtisch, er erinnert mich, daß ich wohl schon zu viel geschrieben habe, und doch ist es noch nicht Zeit, die Feder niederzulegen, die Schule bedarf der Arbeit. Ich sehe eine Uhr, sie mahnt mich, zu bedenken, daß vielleicht bald die Uhr meines Lebens abgelaufen ist und der Zeiger meines Wirkens stille steht. Es gilt, die kurze Lebenszeit weislich auszukaufen, bis uns der Friedensengel von hinnen trägt." Bei der nun folgenden Besprechung über die Worte des Herrn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" sprach er tief evangelische Worte über den Gedanken, wie die Kinder zu Jesu geführt werden können. Ein einfaches Mahl machte den

Schluß dieser Feier, ein Händedruck und ein gutes Wort an jeden der Theilnehmer bildete den Abschied an diesem schönen, für jeden unvergeßlichen Tag.

20.
Aus dem Seminar.

Es liegen eine Reihe Jahresberichte über das Seminar, alle von dem Direktor abgefaßt, vor mir. Sie sind von solcher Wichtigkeit, daß es ein Mangel in dem Leben dieses bedeutenden, christlichen Schulmannes wäre, wenn man nicht wenigstens Stücke daraus mittheilen wollte.

Da komme ich denn mit dem „Unterricht", wie er seine Programme überschreibt, aus dem Jahre 1849 auf 1850 auf die verhängnißvolle Zeit unseres badischen Vaterlandes zurück. Und das ist gut, wenn man auch jetzt davon spricht, da man auf viele verderbliche Gedanken jener Zeit, freilich ohne Aufruhr, eingeht und sie einführt, weil man, wie man von den Bourbonen zu sagen pflegt, nichts gelernt und nichts vergessen hat, um die Wahrheit, daß die Geschichte die Lehrmeisterin der Menschen sei, zu Schanden zu machen. Hauptsächlich die Sache der Schule und ihrer Lehrer ist es, die Stern ins Auge faßt. Er kann nicht umhin, die gottlosen Stimmführer so mancher Lehrer, wie er sie in einigen von uns mitgetheilten Briefauszügen gekennzeichnet hat, in ihren Vorwürfen vor sein Urtheil zu ziehen. Sie warfen ihm vor, daß eine wahrhaft dämonische Macht ihn treibe, sich ihren Bestrebungen offen entgegenzustellen. Jetzt aber, nachdem die Revolution gebändigt war, zogen sie sich zurück. „Die mächtigen Obmänner", sagt er in dem Vorwort, „treten nicht mehr zusammen, um der Kirche den Gehorsam aufzusagen und ihren Dienern Hohn zu sprechen; Trennung der Schule von der Kirche ist nicht mehr der Gegenstand der Tagesblätter; von Errichtung geforderter Communalschulen und pädagogischer Lehrstühle auf den Hochschulen schweigt man; ja man schämt sich der Thorheit, die man sich beigehen ließ, jedoch nicht darum, weil sie etwas Verkehrtes ist, sondern weil die großen Hoffnungen so elendiglich scheiterten."

Daß Stern mit großer Entschiedenheit den Verirrungen in der Schulwelt entgegengetreten ist, wissen wir. „Es könnte Jeder, der die Augen öffnen wollte," sagt er, „erkennen, wie der Empörung wider die Obrigkeit die Empörung wider den Herrn aller Herren und den König aller Könige vorausgegangen ist. Es könnte jedem Unbefangenen einleuchten, wie dem Gebäude der Lüge und des Trugs die Lossagung von der Wahrheit des göttlichen Wortes vorgearbeitet hatte. Es war mit Händen zu greifen, daß die, welche unserm Volke Bildung, Freiheit und Wohlstand zu bringen versprochen hatten, sich in Ausgelassenheit überboten, keine Freiheit des Urtheils, der Prüfung zugestanden und vom Schweiße derer, die sie an den Bettelstab brachten, schwelgten. Statt aber nun das Walten der göttlichen Gerechtigkeit anzuerkennen und sich vor Dem zu beugen, der gesprochen hat: Es werde nichts daraus! statt zum Quell aller Ordnung, alles Gedeihens und Lebens zurückzukehren und nach dem Willen und den Geboten des Herrn Himmels und der Erde zu fragen, erheben schon wieder die Verführer ihre Stimmen, verdächtigen, was allein helfen kann, suchen neues Feld für Fortschritt und Gleichmacherei zu gewinnen und greifen zu diesem Zwecke auch uns und unsere Anstalt auf's Neue an."

Es sei auch jetzt unser Trost, was der erleuchtete Mann damals aussprach: „Er aber, der in dieser Zeit majestätisch einherschreitet, die Wage hält und Jeden wiegt und sichtet, wird die Uebermüthigen treffen, die ungläubig Verzagten in ihrer ungöttlichen Furcht untergehen lassen und die Verächter seines Wortes zerschmeißen; Sein Gericht aber wird Er zum Siege führen. Die christliche Kirche wird erhalten werden, denn die Fluthen und Stürme der Zeit dürfen sie nicht umwerfen. Sie wird die schweren Wehen, die bevorstehen, überdauern und durch sie allein wird das Reich wahrer Freiheit, wahrer Bildung und auch äußeren Wohlstandes, der auf kein Unrecht gebaut ist, geschaffen werden." Es sind dies ganz ähnliche Gedanken, wie sie ein großer Staatsmann Deutschlands geäußert hat: „Das Narrenschiff der Zeit wird an dem Felsen der Kirche Christi scheitern."

Ruhig und unbeirrt durch das lügenhafte Geschrei der Feinde wirkte der treue Mann fort, und durfte auch erfreuliche Früchte seiner Arbeit wahrnehmen. „Es wird in vielen Schulen des Landes," berichtet er, „ein Unterricht ertheilt und eine Bildung betrieben, welche die Kinder in allem Guten fördert und die bei den Eltern

derselben eine dankbare Anerkennung findet. Es sind nicht wenige Schulen nicht mehr Plageanstalten, sondern wahre Bildungsstätten geworden. Ja es ist, ungeachtet viel verdächtigt, angeklagt und entgegengewirkt wird, dennoch viel erreicht und gearbeitet worden, und es ist nur bedauerlich, daß die in naturgemäßerer Weise gepflegte Bildung von unterwühlenden und niederwerfenden Stürmen bedroht wird. Es wird keine Bildung betrieben, welche eitel, aufgeblasen, übermüthig und unzufrieden macht, denn sonst müßte der Keim des Verderbens im eigenen Bildungshause aufgefunden werden können, wo nicht Härte geübt und wo nicht geherrscht wird, sondern wo williger Gehorsam stattfindet und wo in Liebe gearbeitet, gelehrt und gelernt wird."

Weil bei manchen Zöglingen späterhin ein anderer Geist sich zeigt, so macht er mit Fug und Recht darauf aufmerksam, daß die Zöglinge, wenn sie das Vorschriftsmäßige bei der Aufnahme leisten, aufgenommen werden müssen, nach ihrem Geist wird dabei nicht gefragt. Er konnte und mußte sagen: „Es gibt einzelne Zöglinge, die mit einem ungöttlichen Geist in die Anstalt kommen, und mit einem solchen auch wieder austreten. Die größere Zahl der Zöglinge verläßt, innerlich durch Glauben belebt und gestärkt, in ihrem Gewissen geschärft, mit dankbarer Liebe zu ihrem Erlöser und mit demüthiger Unterwerfung unter Gottes Wort die Anstalt. Daß Lehrer solcher Art nur wohlthätig in Schulen und Gemeinden wirken können, ist wohl unleugbar. Daß aber dessen ungeachtet fortwährend so große Anfeindungen Statt finden, auch jetzt wieder nach so ernsten, schmachvollen Demüthigungen, ist eben ein Beweis, daß wahrhaft Gutes gewirkt und gefördert werden müsse, darum, weil der Feind alles Guten nie müde wird, auf's Neue zu verdächtigen und anzufeinden." Wenn man unverständiger Weise behaupten wollte, daß die Seminarbildung Schuld sei an dem revolutionären Geiste der Lehrer und man ihre Bildung nur bei Lehrern suchen lassen müsse, da konnte er auf die Lehrer Ostfrieslands hinweisen, die trotz ihrer Zubildung bei einfachen Lehrern von Freiheitsbestrebungen trunken wären. Er war unermüdlich, trotz vielfacher Anfeindungen, damit beschäftigt, Bücher für die Schule erscheinen zu lassen, namentlich in sprachlicher Hinsicht.

In dem Jahresberichte vom Jahre 1850 auf 1851 fühlt er sich genöthigt, nach Rechts und Links die Waffen zu führen. Die bisher Freunde Stern's waren, tadelten seinen Unterricht,

stellten seine Einwirkung auf die Zöglinge in ein übles Licht und wünschten die ganze Bildungsanstalt aufgehoben. Er schildert die Partei der Zionswächter als solche, „die den Geist und das Herz des jungen Menschen nur als Behälter ansehen, in die man legen und einschieben dürfe, was man wolle, ohne daß man viel nach dem zu fragen hätte, der sich zur Aufnahme hergeben soll.“ So wollte damals die Schulcommission in Württemberg allen Realunterricht in den Volksschulen und sogar in den Seminaren aufgehoben wissen. Daneben wirkte der demokratische Sauerteig fort und Stern mußte auch jetzt wieder klagen, „daß man in der Kirche und Schulwelt so gar wenig bemerken könne, daß die ernsten Gerichte Gottes, die an uns vorübergezogen sind und die uns Allen nicht geringes Leid durch schwere Lasten und Verluste und tiefe Demüthigungen in der Enthüllung unserer morschen Zustände bereitet haben, an uns erreicht hätten, was sie bewirken sollen. Und noch ist nicht aufrichtige Beugung zu finden, noch ist keine reumüthige Rückkehr zu Dem wahrzunehmen, dessen Wort und Werk dreist zu verachten man emsiglich gelernt hat; der Unglaube und der Weltsinn haben an Boden, Stärke und Thätigkeit nichts verloren.“

Der Jahresbericht vom Jahre 1855 war ein Trauerbericht, aber in anderer Weise, denn er hatte den Heimgang zweier theurer Zöglinge zu beklagen. Es waren tüchtige Jünglinge, die sich nicht blos ihren irdischen Beruf, sondern auch ihr ewiges Heil angelegen sein ließen. Was aber das Herz Stern's tief bewegte, war der Tod eines seiner tüchtigsten Mitarbeiter, des Johannes Lohrer, der auch dem Erzähler dieses gar lieb war. Der Jahresbericht gibt eine Skizze von dessen Leben, die noch in einer besondern Broschüre erschien. Droben in der Baar, in dem Dorfe Sunthausen nicht weit von Donaueschingen ist Lohrer am 4. Dezember 1818 geboren. Seine frommen Eltern schickten ihn bald in die Schule. Er zeichnete sich dort durch Fleiß und Begabung so aus, daß sie ihn zum Schulfache bestimmten. Noch ehe er ins Seminar kam, versah er schon die Stelle eines Unterlehrers oder eines Provisors, wie man damals sagte. Von Ostern 1836 an war er zwei Jahre Zögling im Seminar, und nachdem er ein Jahr Hülfslehrer in Gernsbach gewesen, wurde er als Lehrer an das Seminar berufen. In der ersten Zeit übernahm er deutsche Sprache, Erdkunde und Schreiben, später Erdkunde und Geschichtsunterricht. Wo

aber irgend eine Lücke auszufüllen war, trat er mit größter Bereitwilligkeit ein. Mit der Bildung der Zöglinge nahm er es sehr ernst und kannte Jeden genau. Gegen Schwache, die guten Willen hatten, war er milde und schonend. Die Trägen und Leichtsinnigen strafte er mit wenigen Worten in aller Ruhe. Denen, die zurückblieben, half er nach. Was er that, war geordnet, was er sprach, überdacht. Bei Beurtheilung schriftlicher Arbeiten bewies er einen besondern Scharfblick. Was er zu lehren hatte, das hatte er inne. Die Zöglinge lernten viel bei ihm, besonders was ihren Geist für die höheren Wahrheiten empfänglich machte. Mit voller Hingebung lebte er seinem Berufe, und zwar mit Freuden.

Er war von schwächlicher Körperbeschaffenheit, doch fühlte er sich in den letzten Jahren viel kräftiger und entschloß sich, einen eigenen Hausstand zu gründen. Seine Erwählte war aus der christlichen Familie Kullen von Hülben auf der rauhen Alb. Schon war der Tag der Trauung bestimmt, der 30. Oktober 1854, aber der Weg des Herrn, dessen Wege die besten sind, obwohl oft schmerzlich, war ein anderer. Schon am 14. Oktober verschied er im Hause seiner Braut. Sein Sterbelager zeigte so recht seinen ächten Christensinn. Unter seinen Papieren fand sich sein letzter Wille, der mit den Worten anfängt: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.“ In einem seiner letzten Briefe nach Karlsruhe schrieb er: „Es könnte wohl der Fall sein, daß ich mein Grab unter den Gräbern der heimgegangenen Kullen fände.“ Er nahm feierlichen Abschied von seiner Braut und ihren Geschwistern. „Ob ich gleich wider mein Hoffen hinweggenommen werde“, sagte er, „so bleibe ich dennoch an meinem Heilande! Ihn lasse ich nicht, und zu Ihm will ich fahren im Frieden.“ Im heftigsten Todeskampfe rief er: „Um Deiner fünf Wunden willen hilf, Herr, hilf. Um Deiner Barmherzigkeit willen, Jesu Christe, hilf! Amen. Amen. Hilf allen Lieben in diesem Hause, hilf meiner alten Mutter, hilf meinem Vater!“ Sein Flehen wurde bald erfüllt, der Athem wurde kürzer, seine Seele ging in das Land der Freiheit und Ruhe.

Hören wir noch das köstliche Zeugniß, welches Stern diesem lieben Menschen ausstellte: „So endigte diese edle, schöne Seele, nachdem die Gnade Gottes ihr Werk an ihr vollbracht hatte. Er war herangereift, in die Seligkeit der Gerechten einzugehen. Sein Geist war durchleuchtet von dem Geiste dessen, der das Licht der

Welt ist, und war Träger der herrlichen Wahrheiten aus Gottes Wort, die der Seele festen Halt, Sicherheit und unnehmbaren Frieden geben. Er blickte dankbar und tiefgebeugt für erfahrene, unverdiente Gnade rückwärts in sein Leben; mit freudigem Glaubensmuth aber sah er vor sich hin in seine Zukunft, wenn sie ihm auch für diese irdische Wallfahrt dunkel und geheimnißvoll war; getrost aber und unverzagt schwang sich sein Geist auf den Fittichen des Glaubens auf ins Land der Herrlichkeit und genoß als Sieger über Sünde, Tod und Vergänglichkeit jetzt schon, was Gottes Wort dem kindlich einfältigen Sinn darbietet. Er war in Allem so aufrichtig und wahrhaft von Anfang an, daß er sich gründlich unter Gottes Wort demüthigte, sobald es in Kraft an sein Herz drang; er unterwarf sich demselben so in Allem, daß er nicht Menschenwitz und Menschenweisheit aufgriff, um die großen Wahrheiten von Sünde, Gnade, Gericht und Verdammniß, Versöhnung, Leben und Seligkeit zu umgehen und ihnen die Spitze, die sie auf sein Herz setzten, abzubrechen. Er tränkte sich an der Lauterkeit des göttlichen Wortes und ließ sich von demselben wiederum durchläutern. Dabei wandelte er in solcher Demuth und Anspruchslosigkeit, in solcher Wachsamkeit über sich und über all sein Thun, daß durch schmerzbringende Vergehungen sein Glaubensgrund nicht erschüttert wurde. Man fand ihn alle Zeit freudig im Glauben; er hatte stets einen gnädigen Gott, dessen Barmherzigkeit er sich immerdar wider das Gericht rühmen konnte; und diese Liebe von Oben, die sein Herz erfüllte, deren Quelle dem Kreuze auf Golgatha entquoll, belebte sein Herz auch zu thätiger Liebe, die er reichlich an allen denen übte, welchen geholfen werden sollte. Man durfte ihn nur wissen lassen, wo es an Hilfe gebrach; da war er immer bereit, barmherzigen Sinn zu üben, ohne daß er je davon sprach, noch daß er jemals müde ward, obschon in den letzten Jahren die Noth der Armen und Elenden immermehr wuchs und die Anforderungen größer wurden.

Er führte ein stilles, verborgenes Leben mit seinem Gott und Herrn, der ihn erschaffen und erlöset hat. Er zog sich oft in die Einsamkeit zurück, um sich in seinem Gotte zu stärken. Besonders war ihm die Feier des Sonntags heilig, den er stets in größter Zurückgezogenheit zubrachte. Er besuchte fleißig den öffentlichen Gottesdienst, die übrige Zeit aber brachte er mit Lesen und Erforschen des göttlichen Wortes zu. Er hatte sich nicht damit be-

gnügt, dasselbe in seiner Muttersprache zu lesen, sondern es war ihm so wichtig geworden, daß er für sich das Griechische erlernte, um das neue Testament in der Grundsprache zu lesen; er wollte des richtigen Sinns in Allem gewiß werden.

Er arbeitete in freien Stunden und Tagen nicht bloß für sich, sondern er wandte seine guten geistigen Anlagen auch an, um dem Reiche Gottes in größerer Ausdehnung zu dienen. Er las französische und englische Werke, und übersetzte Mehreres ins Deutsche, das für Andre von Werth war und was zum Druck befördert wurde. Mehrere Jahre schrieb er die Monatsblätter für innere Mission, die Jedermann gerne las. So wandte er das Pfund, das ihm gegeben war, nützlich an. Er hätte gern noch Mehr ausgeführt, wenn sein Körper größerer Anstrengung fähig gewesen wäre.

Welchen Eindruck seine Persönlichkeit und sein stiller, ernster Wandel auf alle diejenigen machte, die er in Geschäften des Lebens hie und da berührte, zeigte sich auch auf auffallende Weise, als die Nachricht von seinem Heimgange hier eintraf, indem die innigste Theilnahme sich sogar bei solchen kund gab, mit denen er eigentlich in keiner nähern Berührung stand. Das Andenken an ihn wird im Segen bleiben bei Allen, die ihn gekannt haben, und im Besondern im Herzen derer, die von ihm für den Lehrerberuf zugebildet worden sind. Mögen Alle, die auf ihn sehen und die ihn nicht aus den Augen und aus ihrem Herzen verlieren sollten, auch aufmerksam beachten, was diese edle Persönlichkeit geheiligt und sie zum Dienste Gottes und noch vieler Menschen tüchtig gemacht hat. Man ist geneigt, in natürlichen Gaben und in natürlicher Ausrüstung, wozu Schulen, Künste und Wissenschaften das Ihrige gewiß auch zu einem bedeutenden Theil beitragen, den Grund dazu zu suchen. Dies ist es jedoch nicht, was geschickt und tüchtig macht, Andern in einer Weise zu dienen, daß sie davon den größten Gewinn haben und daß sie das Andenken solcher lieben Werkzeuge, die ihnen zu ihrer Ausbildung gedient haben, in dankbarem Herzen bewahren. Hätte die Gnade die Persönlichkeit und die Gaben dieses lieben Lehrers und Erziehers nicht geheiligt, so hätte er es zwar auch zu einer anerkennenswerthen Tüchtigkeit für die Schule und den Unterricht bringen können, aber er hätte wohl eine solche Haltung und Art der Wirksamkeit angenommen, welche für Manche hart und drückend hätte sein dürfen, und sein

Geist hätte wohl auf Dinge gehalten, die den Verstand der Schüler beschäftigt, aber das Herz leer gelassen, dagegen aber den natürlichen Stolz auf Wissen und Kenntnisse nicht wenig genährt hätten. Das, was ihn zu einer lieblichen, wohlthuenden Persönlichkeit umschuf, was ihm einen freudigen, belebenden Geist gab, was seine Erscheinung angenehm und befruchtend für Andre machte und was ihn stärkte im Leben und Tod, so daß er freudig und getrost seine Tage beschloß und seine müde Seele in die treuen Hände seines Gottes unerschrocken und rüstig übergeben konnte, möchte vor Allem ins Auge gefaßt und mit Ernst und Nachdenken erwogen werden!"

Wie innig konnte dieser ernste Mann trösten! Das erfuhr der ihm so theure Pfarrer Peter, als derselbe seine Frau durch den Tod verloren hatte. Am 8. Januar 1855 schrieb er demselben nach Basel: „Wir nehmen herzlichen Antheil an dem schweren Leide, mit dem unser Herr Dich, Deine lieben Kinder und Deine lieben Verwandten heimgesucht hat. Ein zerschmetternder Blitz aus heiterer Luft! Aber Du kennst ja Den, der dies gethan hat! Und weißt, daß Er Liebe ist! Er führt Dich jetzt in dunkle Stunden, doch wird Er Sein Gnadenantlitz Dir auch wieder leuchten lassen. Wenn wir überzeugt sind, daß Er es that, Er, den wir lieben und der uns liebt, so können wir uns fassen und uns Alles gefallen lassen, was über uns Schweres und Unerwartetes kommt, denn Er machet Alles wohl. Er tröste Dich und verbinde die Wunde, und richte Dich, den Niedergeworfenen wieder auf! Seine Weisheit und Gnade lasse eine Frucht der Gerechtigkeit für Dich, Deine lieben Angehörigen und für uns Alle daraus hervorgehen! Mich umstürmt der Tod: Frau Karoline Sutter, Lohrer, vor drei Wochen ein Zögling und jetzt Deine liebe, theure Emma!" Und dieses tröstende Herz erquickte auch den Erzähler dieses, als ihm im Anfang des Jahres 1860 eine theure Tochter in der Blüthe ihrer Jahre durch den Tod entrissen wurde. Er schreibt am 21. Februar: „Meine Frau und ich nehmen herzlichen Antheil an der schweren Heimsuchung, die über Dich und Deine liebe Frau ergangen ist. Vor 4 Jahren und 4 Monaten ist Aehnliches über uns ergangen, als uns ein lieber Sohn vom Alter Deiner lieben Tochter durch die nämliche Krankheit entzogen worden ist, und 8 Tage darauf ein Pflegesohn, den wir wie ein eigenes Kind liebten und der 7 Jahre bei uns zugebracht hat. Und vor 4

Monaten sind wir am Grabe einer lieben Enkelin von 3½ Jahren zu Lahr gestanden und haben thränenvoll nach Oben geblickt. Ich habe keinen andern Trost für uns gefunden, als den: „Es kommt von unserm Herrn!" Wir beugen uns vor Ihm und beten an, und diesen Trost sprechen auch wir Euern wehmüthigen Herzen zu. Die Antwort auf die Frage: „Warum?" die wir uns nicht erlauben sollten, werden wir in der Ewigkeit erhalten. Indessen möge uns und Euch Alles zum Besten dienen! Ein starkes Band zieht jetzt nach Oben!"

Weil wir doch einmal mit ihm beim Trösten sind, so wollen wir vernehmen, wie er einem ihm theueren Zöglinge Koch so väterlich Glück wünscht, daß er eine Hausvaterstelle angenommen hat. Es geschieht dies brieflich am 1. April 1856: „Es hat uns Alle mit großer Freude erfüllt, daß Du Dich entschlossen hast, die Hausvaterstelle an der künftigen Anstalt bei Schönau anzunehmen. Der Herr wolle Seinen Segen, Sein Ja und Sein Amen zu diesem Deinem Entschlusse geben und durch die Tröstungen und Stärkungen Seines Geistes Dich bewahren, daß Du nie andern Gedanken in Dir Raum gibst, so daß Du in Deinem Entschluß nie wankend wirst! Die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen werden, wird Seine Weisheit, Kraft, Gnade überwinden." Und als Koch Bräutigam geworden, schrieb ihm Stern: „Deine Mittheilung über Deinen Bräutigamsstand habe ich erhalten. Unser Herr gebe Seinen Segen zu Deinem Vorhaben und zu Deiner Wahl. Ich kenne Deine Erwählte nicht. Grüße sie freundlich von mir und bezeuge ihr, daß sie mir theuer sei, weil Du mir nahe stehst. Ich habe die Ueberzeugung, daß Alles wohl gehen werde, weil Du bei Deiner Wahl nicht auf das Fleisch gesäet hast, sondern dem Rathe von Freunden und Freundinnen gefolgt bist. — Deine Verhältnisse sind sehr schwierig. Ich habe Alles wohl vorausgesehen und habe Dir daher von Anfang zur Weisheit gerathen. Unser Herr wolle sie Dir in reichem Maaße geben! Habe Geduld, laß Dich zu nichts Unüberlegtem hinreißen, stelle Alles unserm Herrn anheim und erkämpfe, was noth ist, im Gebet und durch dasselbe; Fleisch ist kein nütze und thuts nicht. Gedenke unser in Liebe und hilf uns mittragen und den Kampf fortführen! Unser Herr sei mit Dir!"

So tröstete, ermunterte und ermahnte der treue Lehrer, der ein väterliches Herz gegen alle seine Schüler bewahrte, wie wohl tausende von Briefen beweisen würden, die er an sie abgelassen hat.

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne einem Briefe an Pfarrer Peter, der noch immer im Missionshause in Basel als Lehrer stand, Einiges zu entnehmen, was uns einen wohlthuenden Blick in das zarte Herz Stern's eröffnet. Peter hatte ihm mitgetheilt, daß er sich mit Fräulein Laroche verlobt habe. Darauf schreibt Stern am 19. Juli 1856: „Der Herr sei gepriesen, daß Er ihr Herz Dir und Deinen lieben drei Waisen zugewandt hat, und sie nun freudig macht, Ihm an Dir und diesen drei Würmlein zu dienen. Er segne diese Eure Verbindung und lasse sie Euch Beiden zum Pflanzen und Aufbau auf Ihn, den alleinigen Fels unseres Heils, gereichen und mache Euch in derselben geschickt, auch Ihm an denen, die er Euch schon geschenkt hat und zuführt, zu dienen. Es freut uns Alle sehr, daß Du nun nicht mehr allein dastehen und von Deinen lieben Kindern getrennt leben mußt. Es ist mir, als ob ich Deine liebe Braut irgendwo in Basel habe an mir vorüber gehen sehen; erarbeite auch mir eine Stelle in ihrem Herzen und empfiehl mich ihren lieben Eltern und der andern theuern, lieben Schwester, die noch bei ihnen ist, und die ich einmal sprach. An Deinen lieben Kindern habe ich mich in Hagen recht sehr gefreut, eine liebe stellvertretende Mutter, eine Frau seelenvoller Herzlichkeit und Einfachheit hat sie gepflegt. Sie gingen sogleich zu mir, wie wenn ich ihr Vater wäre, und blieben bei mir. Das Anneli konnte mir nicht genug erzählen.“ Er erzählt nun auch noch Einiges von seinen Erlebnissen und Arbeiten auf der Reise im Oberlande: „Meine Rückreise war gar schön. Im Kloster Weitenau, in Schlächtenhaus gedachte ich Deiner vorigen Tage mit Rinck. Auf der Scheideck rief der Bürgermeister von Schlächtenhaus Hecker's Tage vor meinen Geist. In Freiburg würdigte mich des Herrn Gnade, in der evangelischen Kirche vom Levit, von der Zöllner und Sünder Freund, vom Arzt und Heiland, von der Braut und dem Bräutigam zu zeugen; und Abends vor 200 Seelen, wie des Fleisches Geschäfte getödtet werden, in Dinglingen vom lieben Gott in Christo Jesu, im Römerbad zu Badenweiler mit Fliedner und dessen Frau eine Ansprache an die Schulkinder von Seefelden und Feldberg zu halten, welche mit ihren Lehrern den Blauen erstiegen hatten. Leider sah und hörte ich aber auch zwischen Efringen und Müllheim einen Mann mit dem Geist aus dem Abgrunde; denn ein Mann von Sulzburg sagte zum Conducteur: Hier sei

der wahrhaftige Teufel! ein Sänger. — 450 Gulden steckte der Herr durch eines Freundes Hand mir für das Hardthaus in die Tasche und 50 Gulden für die innere Mission, ohne die schönen Gaben von meinen edeln Gastwirthen in Basel und deren Verwandten für gleichen Zweck."

21.

Aus der letzten Zeit seiner Seminarwirksamkeit.

Es liegen noch viele Briefe und Jahresberichte aus den fünfziger und sechziger Jahren vor mir. Da wird es mir nicht leicht, nur Auszüge daraus zu geben, doch hoffe ich, daß dieses Allerlei einen interessanten, wenn auch bunten Strauß dem geneigten Leser darbieten wird.

Was unsern Stern besonders erfreute, war die 55er Generalsynode. Er schrieb an Seine Söhne Alexander und Heinrich nach England im Februar 1855: „Bei uns geschehen jetzt Vorbereitungen zur Abhaltung der Generalsynode, welche zwischen Ostern und Pfingsten Statt finden soll. Man erwartet Gutes von derselben, im Besondern, daß wir von unsern bösen Kirchen- und Schulbüchern befreit werden. Die drei geistlichen Räthe sind in Allem einig und wirken sehr wohlthätig." Das war doch auch einmal eine Synode, die sich auf den rechten Grund stellte, der von Ewigkeit her gelegt ist, wie ihre Werke beweisen, der Katechismus, die biblische Geschichte und namentlich die Agende. Freilich waren die Arbeiten den ungläubigen und halbgläubigen Liberalen ein Dorn im Auge und sie wollen nicht ruhen, bis der Segen dieser Arbeiten aus der Kirche hinausgeschafft ist, wenn es möglich wäre. Was für ein Sturm erhob sich gegen die treffliche Agende! In Beziehung auf die kirchliche Aufregung schreibt er am 17. Dezember 1858 an seine fernen Söhne: „Ich bin unterdessen sehr beschäftigt gewesen und bin es noch wegen kirchlicher Angelegenheiten. Unsere ev. Kirchenbehörde hat in Bevollmächtigung der letzten

Generalsynode ein neues Kirchenbuch (Agende) herausgegeben und eine neue Gottesdienstordnung in einfacher und erweiterter Form festgestellt, was vom Großherzog angenommen ist." Nun schildert er den Widerstand, der von Mannheim und Heidelberg durch ungläubige Geistliche und Laien ausgegangen ist. Eine Abordnung um die andere erschien in Karlsruhe, um die Einführung des Buches zu verhindern. „Sie haben die Leute allgemein dagegen aufgewiegelt, man wolle sie katholisch machen, oder das Neue führe doch dazu. Was die Kirchenbehörde bearbeitet hat, ist sehr gut, und ist so ziemlich die alte lutherische Gottesdienstfeier. Die Gegner heißen dies die lutherische Messe. Wir hoffen jedoch, daß der Herr Gnade geben wird, daß die Gegner ihre Absicht nicht erreichen. Diese Angelegenheit vereinigt die Gläubigen, fördert die Kirchenräthe und macht die Herzen offenbar; man erkennt aber auch den Großabfall von unserm Herrn. Schriften werden hin und her gewechselt; die auswärtigen Zeitungen sind voll giftiger Artikel; unser Seminar wird dabei auch wieder mitgenommen, indem man mich eben wegwünscht, sowie die sämmtlichen geistlichen Mitglieder des Oberkirchenraths." Im Januar des folgenden Jahres schildert er dies unerquickliche Gebahren der Feinde des Kirchenbuchs ausführlich, und schließt: „Der Kampf gilt eigentlich darum: Soll unsre unirte Kirche nach dem Bekenntnisse, das sie auf der Generalsynode 1855 angenommen hat, ihre Kirchen- und Schulbücher einrichten dürfen? Der Rationalismus ist nun darwider und bietet alle seine Kräfte auf, um noch Boden zu gewinnen. Wir glauben, hoffen und beten, daß der Herr uns Sieg geben werde. Dies wird sich in wenigen Tagen entscheiden. Gibt der Herr Sieg, so fehlt uns nur noch ein gutes Gesangbuch, das wir auch zu erhalten hoffen dürfen." Im Januar 1861 schreibt er nach Indien, gewiß mit schwerem Herzen: „Wir sind mit unserm Flehen für das Fortbestehen des Oberkirchenraths nicht erhört worden. Unser Herr hat Dunkles mit uns vor, doch wird Er Alles zu einem guten Ziele führen." Er schildert nun den bekannten Vorgang, und sagt weiterhin: „Dieser Vorgang schmerzt außerordentlich, weil wir durch diese Männer noch sehr viel Gutes, z. B. ein neues Gesangbuch hätten erhalten sollen, auch eine zweckmäßige Kirchenverfassung." Doch konnte Stern im Jahr 1859 an Peter schreiben: „Die Agende ist gerettet und wird nun bald in allen Gemeinden gebraucht, obgleich die Agitation wider sie fortgeht.

Aber die geistlichen Mitglieder des Oberkirchenraths sind bedroht. Der Widerchrist darf nur kommen, die Thüren stehen ihm offen." Und im April 1860 schrieb er an Dittmar: „Ihr habt große Gesangbuchsnoth, wie wir voriges Jahr Agendennoth hatten. Uns ist geholfen, denn die Agende ist in allen Gemeinden eingeführt und wird gebraucht, was die Hauptsache ist. Bei Euch scheint die Regierung denselben Fehler zu machen, wie dies bei uns geschah, indem sie nämlich nicht befiehlt, daß von einer gewissen Frist an nur das neue Gesangbuch gebraucht werden dürfe. Man sieht aber aus Allem, wie der Teufel los ist, große Macht hat und der Abfall vorhanden ist."

Inzwischen war die neue Aera gekommen, ihre Folgen spürte auch Baden. Seinem Freunde Dittmar schüttet er am 22. Juli 1861 sein Herz aus: „Ich und unsre Anstalt waren dieses Frühjahr her sehr angefochten. Zwei badische Lehrer, früher Zöglinge, meinten, es sei jetzt Zeit, daß sie unsre Anstalt übernähmen. Der eine schreibt eine politische Zeitung. Da verbreiteten sie durch die ganze Presse hindurch die Nachricht, meine Entfernung und die Berufung des einen dieser Lehrer zum Direktor und Nachfolger sei beschlossen. Unsere Anstalt und die Leitung derselben wurde fast jeden Tag angegriffen. Sie beherrschten so die Presse, daß keine Belehrung oder Rechtfertigung aufgenommen wurde oder nur als Inserat mit schwerem Geld bezahlt werden mußte. — Es wurde viel gebetet und die Feinde mußten verstummen." Er fährt fort in seinen Klagen: „In unserm Staate und in unserer Kirche geht's rasch abwärts. Im Staate Liberalismus, Nationalvereinsschwärmerei und durch die neue Kirchenverfassung Demokratie in der Kirche. In der Agendensache geschah der Rechtsbruch. Bunsen brachte die falschen Gedanken von der Gemeindekirche auf und bei, und die Heidelberger wurden die Nachtreter und herrschen jetzt vollständig. Die Sonntage werden immer mehr entheiligt; alle Festlichkeiten werden auf sie verlegt." Als das Betrübendste erscheint in diesem Briefe dem lieben Klagenden der Riß, der sich zwischen der gläubigen Geistlichkeit und den gläubigen Laien aufgethan hatte, so daß ein gemeinsames Eintreten vor dem Herrn nicht stattfinden konnte. Dieser Riß machte dem ernsten Manne jetzt und bis an das Ende seines Lebens viel zu schaffen, und er nahm öfters mündlich und schriftlich Gelegenheit, seinen Schmerz auszusprechen. Und wie oft wird er es in seinen Gebeten gethan haben! Denn

er war ein guter Kirchenmann, so sehr er auch dem Gemeinschaftswesen anhing.

Einige Jahre später klagt er demselben Freunde: „Alles zerfällt in Kirche und Schule. In unserer Anstalt haben wir schwer zu tragen an dem, der uns gesetzt worden ist. Die Wege des Herrn sind für uns sehr dunkel, indem Er uns niedertreten läßt. Wir werden sehr geübt in der Geduld und im Stillesein. Dabei habe ich noch mein Leiden, den Schwindel, der sogleich eintritt, wenn ich es nur in Etwas verfehle und der mir oft das Unterrichten sehr erschwert. Trete ich ab, wird ein Zerstören gesetzt. Es sind alle Mittel versucht, um Aenderungen herbeizuführen, alle Bemühungen waren fruchtlos.“

Es mag im Jahre 1859 oder 1860 gewesen sein, daß sich die Angriffe auf ihn und seine Wirksamkeit immer heftiger gestalteten. Die Absicht der ungläubigen Feinde war keine andere, als ihn aus seiner Stelle zu verdrängen. Erwiderungen von Lehrern, die für ihn eintraten, wurden von der feindlichen Presse nicht aufgenommen, im Gegentheile griff man nun auch die Lehrer selbst an. Das durchzuckte die evangelische Lehrerwelt, man vereinigte sich von Seiten der Lehrer, eine Vertrauensadresse an den angefochtenen Mann zu richten. Sie fand eine massenhafte Betheiligung, sogar von älteren Lehrern, die nicht seine Zöglinge gewesen waren. Das ehrte die Lehrer und waren Thautropfen der Erquickung für den verdienten Mann.

Trotzdem nun, daß er von so mancher Seite gehemmt war, arbeitete er doch rüstig in seinem Berufe fort, wie die Jahresberichte über das Seminar, sowie manche Briefe sattsam ausweisen. In der Vorrede zum Jahresberichte von 1858 spricht er seine Freude aus, daß endlich die Zeit gekommen sei, in welcher man der bedrängten Lage so vieler Lehrer des Landes gedenke. Freilich faßte die Regierung zunächst die Lage der Unterlehrer in's Auge. Was er aber für einen Hauptvorzug der Anordnung hielt, war, daß es möglich gemacht wurde, Haupt- und Unterlehrer wieder in nähere Verbindung zu bringen. Denn es ist ein großer Fehler, wenn junge Leute von 18, 19 Jahren selber für ihr Unterkommen sorgen müssen. „Meister in ihrem Fache und Anfänger darin“, sagt er, „gehören zusammen und sollen sich gegenseitig dienen und einander unterstützen. So wird nun auch vorgesehen, daß junge angehende Lehrgehülfen, welchen meist alle Erfahrung abgeht, nicht

so leicht in die Welt hineingezogen und nicht so bald eine Beute der Verführung werden. Möchten nur auch alle älteren Meister auf ihre jungen Mitarbeiter einen wohlthätigen Einfluß künftig ausüben und denselben weise, ermunternde und warnende Väter sein, und möchten die jüngeren Lehrer, welche mehr noch hören, lernen und ein gutes Vorbild nehmen sollen, jeder Zeit das Alter ehren, in Werthschätzung halten und diese Wohlthat, die ihnen zu Theil wird, auch nach Gebühr würdigen." Würde das nur auch jetzt beherzigt!

In der zweiten Kammer that sich damals eine freundliche Gesinnung für die Besserstellung der Lehrer überhaupt kund. Die erste Kammer hegte dieselben wohlwollenden Gedanken, so daß man die gegründete Hoffnung fassen durfte, „daß durch die neuen Bestimmungen und Anordnungen das Einkommen der am meisten bedürftigen Lehrer nachhaltig verbessert werde, daß ihnen möglich gemacht wird, vor drückenden Nahrungssorgen bewahrt zu werden, wenn sich zu dem, was ihnen soll dargereicht werden, ein haushältischer zufriedener Sinn gesellt." Erfreulich für ihn war auch die Anordnung, daß den Lehrern etwas Feld von den Gemeinden überlassen werden mußte, damit sie sich ihre nothwendigsten Lebensbedürfnisse selber bauen. Er hebt die Licht=, sowie die Schattenseiten dieser Einrichtung hervor. Unter die Lichtseiten rechnet er die landwirthschaftliche Beschäftigung darum, weil sie dadurch „in dem Sinn und Geist erhalten werden, der ihren äußeren Verhältnissen entspricht, und wodurch sie bewahrt bleiben, über ihren Stand hinaus zu gehen." Diese Beschäftigung führt sie den Gemeindegliedern näher, und sie sind aufgefordert, „ernstlicher nach Dem zu fragen, welcher Regen, Thau und Sonnenschein gibt." Sie bewahrt den Lehrer vor dem, was seiner Gesundheit nachtheilig ist und stärkt seine Leibeskräfte. Namentlich sieht er darin einen besonderen Gewinn für die Obstbaumzucht, welche für die Gemeinden so wichtig ist. — Eine Schattenseite wäre es, wenn ein Lehrer die Nebensache zur Hauptsache machte, das heißt, wenn er über der Pflege nutzbarer Gewächse die Erziehung und Bildung der Schulkinder vernachlässigte und dieselben zur Verrichtung von Arbeiten, die nur ihn berühren, anhielte. Stern warnt, da er ein Gegner des Tabaksbaues war, vor diesem Baue. „Mögen sie im Vertrauen auf Gottes Segen nur das bauen", sagt er, „was von wahrem Nutzen ist und das Leben des Menschen nährt." Auch Bienen= und Seidenraupenzucht hält er für zweckmäßig.

Im Berichte des folgenden Jahres 1859 kommt er auf die Besserstellung der Lehrer zurück. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß in den Gemeinden, in welchen die Lehrer wirklich Tüchtiges geleistet haben, auch Willigkeit zur Besserstellung ihrer Lehrer vorhanden war. Andere Gemeinden blieben zurück, Stern glaubt, daß sie nachdrücklicher angehalten werden sollten, „dem Sinn der Gesetzgebung und dem Willen der Gesetzgeber nachzukommen. Möge Der helfen, der die Herzen in seiner Hand hat und Willigkeit verleihen kann.“ Bei dieser Gelegenheit rügt er die Lehrer, welche einer die Geistesbildung mehr fördernden Unterrichtsweise mächtig sind, und sich dennoch erlauben, ihre Sprachbildungsübungen ins Dictirtschreiben und Vorschreiben auf die Wandtafel, und ihre Denkrechnungsübungen in das Handhaben des reesischen Satzes zu setzen!“

Was den 1859er Jahresbericht besonders auszeichnet, ist seine Freude über die Möglichkeit, daß jetzt durch das neue Gottesdienstbüchlein für den Kirchendienst die Choräle nicht mehr, wie bisher, auf schleppende Weise, sondern rhythmisch gesungen werden. Er war ja ein Musikfreund. Er sagt: „So wie die Bibel das Hauptunterrichts- und Lesebuch der evangelischen Volksschule zu sein hat, so sollen die Lieder des Gesangbuchs die Gesanglust ihrer Schüler sein.“ Aber dann müßten auch die Choräle so gesungen werden, wie sie ihre Componisten gesetzt haben. Das sei bei rhythmischen Chorälen der Fall, „in welchen länger andauernde Töne mit kürzern, je nach dem Wortausdruck in lebensvoller Bewegung wechseln. Tongänge dieser Art ergreifen das Gemüth. Sehr viele Evangelische wissen gar nicht, welche Kraft und welcher Schwung in diesen alten Chorälen liegt, und wer einmal an sie gewöhnt ist, trägt schwer die schleppende und ermüdende Weise, in welcher bisher größten Theils die Choräle gesungen worden sind.“ Bei dieser Gelegenheit spricht er sich gegen das Erlernen von Liedern aus, die einen ungeistlichen Sinn pflanzen. Er sagt: „Die Kinderseelen sind weiches Wachs, und alle Eindrücke, die auf sie gemacht werden, haften tief. Wo wahrhaft geistliches Leben aufkommt, hören alle ungeistlichen Lieder auf, auch wenn es sonst beliebte Volkslieder sein sollten.“ Stern hatte, wie manche andere Leute, damals die Hoffnung, daß uns bald ein neues Gesangbuch gereicht werde, „das uns die alten Liederschätze wieder gibt, mit welchen unsere deutsch-evangelische Kirche vor den Kirchen aller an-

dern Völker gesegnet ist", und damals schrieb man 1859 und jetzt 1876, und noch ist diese Hoffnung nicht erfüllt, und doch wäre ein anderes, besseres Gesangbuch ein dringenderes Bedürfniß, als eine Aenderung der Agende und des Katechismus.

Obwohl man schon längst wußte und wissen konnte, wie unter Stern's Leitung die Zubildung der Zöglinge zu ihrem Lehrerberufe betrieben werde, so hielt er es doch für geboten, im Berichte des Jahres 1862 sich darüber des Ausführlichen auszusprechen. Weil unsere Darstellung des Wirkens des tüchtigen Pädagogen schon mehrmals darauf zurückgekommen ist, so können wir uns hier kürzer fassen. Von seiner Arbeit durfte er, ohne unbescheiden zu sein, bekennen: „Das Werk soll den Meister loben, die Früchte, die an dem Baume wachsen, sollen zeigen, welcher Art der Baum sei." Man hat Stern vorgeworfen, daß die Zubildung der Zöglinge ein geistloses Abrichten sei. Gegen solche Tadler kann er, der gerade für Geistesentwicklung so mächtig gewirkt hat, getrost sagen: „Ein geistloses Abrichten in unserem Bildungsverfahren kann nur der finden, welcher den Sinn für das Naturgemäße durch seine verstiegenen Anschauungen verloren hat, und den es drängt, Staat, Kirche und Schule aus dem Volks- und Gemeindebewußtsein, d. h. aus seinem eigenen Kopf und Herzen hervorgehen zu lassen, und dem das Bestehende und Geschichtlichgewordene nicht mehr vorhanden, sondern bereits überwunden scheint." Ebenso getrost konnte er auf die Anerkennung hinweisen, die seine Zöglinge im Ausland fanden. Manche arbeiteten an bedeutenden Schulen der Schweiz. Hätten sie sich dort behaupten können, wenn Verdummung und gedankenloses, mechanisches Treiben durch sie befördert worden wäre? Es standen in Rheinpreußen mehrere seiner Zöglinge als Hauptarbeiter an bedeutenden Erziehungsanstalten. Ein anderer leitete ein großes kaiserliches Kadettenhaus in Petersburg und hatte die Aufsicht über andere ähnliche Anstalten, ohne eine andere Bildungsanstalt zu seiner weiteren Ausbildung besucht zu haben. In Amerika standen Viele an bedeutenden Schulen. Eine englische Schulbehörde hat in Benares in Ostindien ein Schullehrerseminar und eine Normalschule durch zwei Stern'sche Zöglinge eingerichtet. Er durfte, ohne widerlegt zu werden, weiter behaupten, daß die Schulen Badens, die seine Zöglinge besorgen, den Elementarschulen der übrigen deutschen Länder nicht nachstehen.

Die Seminaristen erhielten in den zwei Jahren ihres Aufent-

halts eine Zurichtung für den Unterricht in den Elementarschulen, aber auch eine erweiterte Bildung in den Unterrichtsfächern. Das gab ihnen eine solche Grundlage, daß sie sich bei Lust und Kräften fortbilden konnten. „Nicht wenige," erklärt er, „haben durch den Unterricht in Gottes Wort eine treffliche Anregung zu vollständiger wissenschaftlicher Ausbildung erlangt. Auch im Jahr 1862 blieb er dabei stehen, daß ein zweijähriger Seminarcurs genüge, wenn die jungen Leute mit einer genügenden Vorbildung in die Anstalt treten, besonders da die Dienstprüfung nach einigen Jahren ein Sporn zu Weiterbildung ist. Er wich, wie wir glauben, mit Fug und Recht von seiner Zubildung der Seminaristen nicht ab. „Gerade der gründliche Anfang," sagt er, „ist uns eine Hauptsache; sie lernen z. B. in den Anfängen des Lautier- und Rechenunterrichtes und in der ersten Behandlung der Raumgrößenlehre denken, denkend beobachten und an dem Wort, an der Zahl und an der Form der Dinge in die geistigen Veränderungen, Beziehungen und Bezeichnungen auf eine Weise eingehen, daß die Entwicklung ihrer Geisteskräfte dadurch wesentlich gefördert wird. — Daß jedoch in der Behandlung des religiösen Unterrichts anders verfahren werden müsse, versteht sich von selbst; denn da gilt es vor Allem, daß sie zuerst in die Bekanntschaft mit der h. Schrift und in das Verständniß derselben eingeführt werden, damit in ihnen der Sinn für die göttliche Offenbarung geweckt und gebildet wird."

Bei solchen Grundsätzen konnte er auch einmal ein Wort über „Scheinbildung, falsche Bildung und wahre Bildung" sagen, wie er dies im Jahresberichte 1863 that. Er behandelte diese Punkte nur in Beziehung auf die Volksschule, welcher die Versuchung nahe kam, den Boden zu verlieren, auf den sie ihrer Bestimmung nach gestellt ist. „Es muß als Grundsatz gelten, daß es die Volksschule nur mit der ganz allgemeinen Bildung des Menschen zu thun habe, und wenn sie eine christliche Volksschule sein soll, daß sie die Ausbildung des Geistes und Herzens des Menschen durch das Wort Gottes zugleich zu besorgen habe." Bedächte man nur, was er hiemit gesagt hat und im Folgenden darlegt: „Die Bildung der Kinder in der Volksschule ist außer dem Erlernen des Lesens, Schreibens, Rechnens, das die Vorbedingung für alle geistige Beschäftigung der Kinder ist, eine mehr anregende und eine zur Theilnahme an Allem, was lebt, erweckende, die Sinne und das Nachdenken derselben schärfende. Wird die Aufgabe für die Volks-

schule höher und weiter gestellt, so legt man ihr Forderungen auf, die nicht erfüllt werden. . . Wird ein bestimmtes Maaß von Kenntnissen in den verschiedenen Wissensgebieten gefordert, so ist die unausbleibliche Folge, daß Lehrsätze, Uebersichten, Eintheilungen von den Lehrern eingelehrt und von den Schülern auswendig gelernt werden, und daß ein Wissen befördert wird, das gar keinen Werth hat, das bald wieder der Vergessenheit anheimfällt, das den Schülern nichts nützt, sondern nur die Eitelkeit des Lehrers nährt, der mit solchem aufgeputzten und zugestutzten Wissen der Schüler zu glänzen sucht und den Zweck des Täuschens leider bei Vielen auf leichte Art erreicht. Eine solche Bildung ist Scheinbildung und vor solcher muß gewarnt werden." Er warnt aber auch ebenso ernstlich vor falscher Bildung. Sie tritt dann ein, wenn den Kindern außer Lesen, Schreiben, Rechnen ein beschränktes Wissen um die äußeren Verhältnisse der Dinge beigebracht wird, aber ohne Beziehung auf Gott, von dem Alles herkommt, der Alles leitet und zu dessen Verherrlichung auch Alles dienen soll. „Die Kinder der Volksschule sollen etwas Besseres kennen lernen, das ihr inneres Leben fördert, ihren Glauben stärkt, ihre Ehrfurcht vor dem Herrn und Schöpfer der Welt vermehrt. Es soll ihnen nichts geboten werden, was der Eitelkeit anheimfällt und bald wieder vergessen wird. Die falsche Bildung aber, die geistlose, die werthlose, wird gerade in unsern Tagen hauptsächlich angestrebt und als Aufgabe für die Volksschule aufgestellt." Und auf dieser abschüssigen Bahn hat man nicht Halt gemacht, sondern eilt immer mehr dem Abgrunde zu, wie unsere Jugend beweist.

Hören wir aber auch, wie sich der gereifte, ächt christliche Pädagog über wahre Bildung äußert, was wir gerne von ihm vernehmen: „Wahre Bildung und zwar eine solche, wie sie für die Volksschule angestrebt werden muß, hat Gottesfurcht zur Grundlage; Gottesfurcht aber wird in dem Herzen des Menschen geschaffen, wenn er Gottes Wort gelehrt wird. Gottes Wort hat die Verheißung und die Kraft, den Menschen wahrhaft weise und verständig zu machen; denn Gott ist selbst die höchste Weisheit, und seine Gedanken, die er in seinen Werken dargelegt hat und sie in den Führungen und Geschicken der Menschen erkennen läßt, erschließen sich dem Geiste des Menschen, wenn er sein Wort aufmerksam liest und betrachtet; Gottes Wort verbreitet über Alles, was dunkel, verworren und räthselhaft erscheint, aufklärendes, be-

ruhigendes, zurechtweisendes Licht. Wer Gottes Wort in sich aufgenommen, in sich verarbeitet und sich angeeignet hat, ist von Oben gelehrt, hat in Alles, was ihm vorkommt, den rechten Blick, kann Rath und Belehrung noch Andern geben. Wer kein Wort Gottes in sich hat, irrt, wird von menschlichen Meinungen hin- und hergeworfen, wie die Welle des Meers, und ist nicht im Stande, seine Gegenwart zu begreifen und in die Zukunft helle Blicke zu thun. Wenn durch das Wort Gottes Gottesfurcht in die Herzen der Kinder gepflanzt wird, und wenn sie mit dem Wissensgebiete der Menschen, so Viel sich für sie eignet, bekannt gemacht werden, so wird wahre Bildung, die allein bleibenden Werth hat, befördert; wenn dies Wissensgebiet sich auf einen größeren Umfang erstrecken sollte, wie Dies etwa in Stadtschulen bei erweitertem Lehrplane stattfinden könnte und wenn auch von Künsten ein Mehreres ihnen dargeboten werden sollte, so wird Dies die wahre Bildung erhöhen, ohne daß sie dadurch gefährdet würde. Nur ist dabei darauf zu halten, daß ein solcher Unterricht in weltlichen Dingen auch im Geiste und im Sinn des göttlichen Worts ertheilt werde. Eine Bildung, welche Gottesfurcht zur Grundlage hat, übt auch auf das Herz des Menschen einen wohlthätigen Einfluß aus, so daß die Sitten veredelt werden, daß Demuth, Bescheidenheit, Sanftmuth, Verträglichkeit, Friedfertigkeit, als auch Mäßigkeit, Keuschheit, sich als Frucht erweist."

Und daß dies nicht zu viel gesagt ist, damit sind alle einsichtig und christlich denkenden Pädagogen einverstanden, auch damit, was er in seinem letzten Berichte vom Jahr 1865 über Schönheit und Sittlichkeit sagt. Wir nehmen aus dem trefflichen Vorwort nur den Schluß, welcher die Summe seiner Gedanken für die Volksschule darlegt: „Das Schöne grenzt nahehin an das Sittliche; das Sittliche wird im Häßlichen, Mißfälligen nicht gefunden. Will nun der Lehrer den Sinn seiner Schüler für das Schöne befördern, und will er ihre Gesinnung für das Gute, Edle wecken und kräftigen, so darf auch er es an nichts fehlen lassen, was dazu führt. Mit Befehlen, Androhungen von Strafen und Verheißung von Belohnungen, mit Schmeichelei oder Scheltwort, wird hiefür nichts ausgerichtet; es hat der Lehrer vorerst Alles abzulegen und zu meiden, was dem zarten Gefühl und Sinn der Kinder zuwider ist; er hat sich anzueignen und zu er-

ringen, was ihn den Kindern lieb und angenehm macht, nämlich liebliches, freundliches Wesen, das aus wahrer Liebe zu den Pfleglingen hervorgeht. Müssen die Kinder den Lehrer werthschätzen, gewinnen sie ihn lieb, so geben sie sich ihm hin und öffnen ihm ihre Herzen; sind sie gern bei ihm, lassen sie sich willig von ihm unterrichten und zu Allem anleiten, was sie sich als Fertigkeit aneignen sollen, so werden sie auch willig, von ihm das Wort anzunehmen, das Verleugnung fordert und das einen gebrochenen, gedemüthigten Sinn und die Uebergabe ihres Herzens an einen Andern verlangt, der allein im Stande ist, das verlorene Ebenbild Gottes im Menschen wieder herzustellen, so daß Schönheit in der Haltung und Adel der Gesinnung, wie sie dem ersten Menschen eigen war, an ihm wieder zum Vorschein kommt.

Gute Vorsätze und Entschließungen, zu denen man den jungen Menschen zu bringen sucht, löbliches Vorbild, das man ihm gibt, Ermahnungen und ernste Warnungen, reichen aber allein nicht zu, ihn dahin zu bringen. Es ist dazu noch die besondere Hilfe und der Segen Dessen nöthig, der von sich sagt: Das Alte ist vergangen, siehe, Ich mache Alles neu!"

Es war der letzte Jahresbericht, welchen der verdiente Pädagog geschrieben hat, denn es gab eben Leute in maßgebenden Kreisen, welche solche ächt christliche Grundsätze, wie er sie vertrat, verwarfen und lieber solche Lehrweise förderten, welche er verwarf. Darum ruhten sie nicht, bis er aus dem Seminar entfernt war. Ehe wir dies des Weiteren erzählen, thun wir vorher Blicke in das Familienleben des theuern Hausvaters Stern.

22.

Aus dem Familienleben.

Wollte man dieses Kapitel ausdehnen, wie es der mir vorliegende Stoff geben würde, so müßte man ein kleines Buch schreiben, und es würde den Lesern nur zur Freude und Erbauung gereichen. Doch Beschränkung thut auch hier noth. Sein Freund

Dittmar wollte im Jahr 1866 etwas Näheres über die Kinder Stern's wissen. Er entledigt sich des Wunsches auf folgende Weise: „Nun, ich wollte eigentlich eine Bitte von Dir erfüllen und Dir Nachricht von den Meinigen geben. Ich thue dies nicht, um ein eigenes Behagen daran zu haben, sondern sie auf Dein Herz und das der Deinigen zu legen, damit Ihr sie vor den Gnadenthron Dessen bringt, von dem alle guten Gaben kommen und aller Segen ausfließt, der schützt, fördert, aus Noth und Gefahr errettet.

Von dem Kaiserstühler — Pfarrer Rudolf Stern in Leiselheim — schweige ich, da Deine liebe Tochter (Pfarrerin Stempel) seine Frau mit ihren acht sichtbaren Kindern gesehen und sie bewundern und lieben gelernt hat. Ein 9. oder 10. Geschenk ist jetzt noch unsichtbar. Unser zweiter Sohn Wilhelm lebt unter den Känkuruhs in Australien. Unser dritter Sohn (Heinrich), der Deinen Namen trägt, hat ein neues Dorf Basharatpore, eine Stunde von seinem Stationsorte Gorukpore mit 2500 fl., die er zusammengebettelt hat, angelegt, eine von den Aufrührern zerstörte Kirche mit 2000 zusammen erbetenen Gulden wieder hergestellt." Er schildert alsdann weiter die Thätigkeit dieses Sohnes. „Unser vierter Sohn Alexander steht in Burdwan, 20 Stunden von Calcutta. Zu Ende dieses Monats hält er in Calcutta Vorträge in bengalischer Sprache für gebildete, studirende Hindus. Mein fünfter Sohn Gustav, welcher 8 Jahre auf Malta und ein Jahr in Alexandrien war, ist seit dem Oktober vorigen Jahres in London, wo er sich eine eigene Bahn brechen will. Dabei sind 4 unserer Sutterischen Enkel unserer Fürsorge anheimgegeben. Da kostet es viel Rath und Ueberlegung, um jedes Kind in die entsprechende Bahn einzuleiten."

Gehen wir nun zehn Jahre zurück und hören wir aus den Briefen, die er besonders an seine Söhne Heinrich und Alexander richtete, Einiges, was ein allgemeineres Interesse haben kann. Im Mai 1854 erzählt er seinem Sohne Alexander, der damals als Zögling in Islington wohnte, was nach der Prüfung der Seminaristen er Alles ausgeführt hat. Statt auszuruhen von den Winterstrapatzen ging Stern nach Wössingen, hielt am Gründonnerstage die Predigt und Nachmittags die Vorbereitung zum heiligen Abendmahle. Noch am Abend machte er die 4 Stunden lange Reise über die Berge nach Bruchsal. Hier predigte er am Char-

freitag Nachmittags über die Worte des sterbenden Erlösers: „Es ist vollbracht!" vor einer vollen Kirche, gegen 400 gingen zum heiligen Abendmahle. Schon am Ostermontag finden wir ihn wieder in voller Thätigkeit. Auf Wunsch Henhöfer's predigte er in Staffort über den Gang der Jünger nach Emmaus. „Es war mir eigen zu Muthe, vor dieser großen Gemeinde — alle Gänge waren voll meist gläubiger Leute — in Gegenwart Henhöfer's zu predigen. Der Herr gab Gnade und es wurde mir außerordentlich leicht, zu reden." Nachmittags war in Spöck Missionsgottesdienst vor einer außerordentlichen Menschenmenge. Henhöfer sprach zuerst, hierauf Stern fünf viertel Stunde und hielt das Schlußgebet. Am Mittwoch ist er bei einer Pfarrconferenz in Durlach und den folgenden Tag reist er mit Sutter, der sterbenskrank ist, nach Darmstadt in Sachen der Mission. In Friedrichsfeld stießen der Sohn Rudolf und Pfarrer Stempel, Dittmar's Schwiegersohn, zu den beiden Reisenden. So war er noch weiterhin thätig, es wollte kein Ende nehmen mit dem Arbeiten, er that Alles mit der größten Lust.

Als Alexander nach Ostindien ausgesandt war, kam sein Vater ihm mit einem Briefe vom 17. Februar 1855 zuvor. Er schreibt darin: „Wir hoffen von der Barmherzigkeit unseres Gottes, da Er Dich mit Seiner starken Hand auf Deinem Schifflein über die Tiefe des Weltmeeres durch die tobenden Wellen, auch wenn alle Winde zuwider waren, unversehrt hindurchgebracht hat, daß Du jedoch dabei viel habest beten, vertrauen und Dich unbedingt in Seine allmächtigen Arme habest werfen lernen. Er leite es nur auch so, daß Dir eine Stelle angewiesen werde, die für Dich angemessen ist, so daß Dir nicht Allzuschweres für den Anfang aufgebürdet wird. Suche Dich zu schonen, Deine Kräfte zu sparen; unser Vermögen ist gar beschränkt und wir dürfen uns keine großen Dinge zutrauen." In demselben Briefe wendet er sich auch an den Sohn Heinrich, der bereits als Missionar thätig war. Ueber das Schreiben der Predigten äußert sich Vater Stern: „Ich bin überzeugt, daß, wenn Du Deinen biblischen Abschnitt im Zusammenhang nach allen Seiten durchdenkst und evangelisch nach den großen Reichsgedanken Gottes im Verhältnisse zu der abgefallenen großen Sünderwelt ausdenkst und auf Eure Verhältnisse anwendest, Du im freien Vortrag, ohne geschrieben zu haben, Deinen Zuhörern weit mehr zu geben vermagst, als Du ihnen in

der geschriebenen Predigt gibst. Versuch' es nur einmal. Und Du wirst dabei innerlich mehr gewinnen und wirst an Geisteskraft zunehmen." Freilich kann man gerade über diesen Punkt anderer Ansicht sein. In einem folgenden Briefe an seine Söhne in Ostindien kommt er wieder auf das Predigen zurück und sagt: „Alle die Geistlichen bei uns, die nicht anschaulich, aus dem Leben heraus und ins Leben wieder eindringend predigen, wirken nichts. Wer tief schläft, den muß man stark rütteln, damit er aufwache. Die Hauptsache ist freilich, daß der Geist Gottes mit dabei sei und durch's Wort die Gewissen treffe und zur Entscheidung hintreibe. Vergeßt aber nur nicht, was ich Euch schon öfters gesagt und geschrieben habe, alle Zeit, fortwährend das Blut unseres Herrn auf die Heiden und die todten Namenchristen zu ihrer Erlösung aus den Banden des Teufels herab zu bringen; denn sonst sind Euch die Thüren verschlossen und die Worte prallen vergeblich ab."

Gar wahr und ernstlich zu bedenken, schreibt er um jene Zeit: „Auf die Erziehung und Bildung der Jugend muß die Haupthoffnung gesetzt werden. Von den Alten, die die väterliche Weise gewohnt sind, ist nicht viel zu erwarten. Diejenigen, welche von den Alten recht werden und in denen das Werk unseres Herrn hinausgeführt werden kann, werden alle Zeit nur wenige sein und sind Ausnahmen. — Wenn aber das Wort der Missionare und ihrer Evangelisten und Katechisten Etwas wirken soll, so müssen sie in heiligem Ernste ihre Arbeit betreiben, sie dürfen sich nicht der Welt gleichstellen, sie dürfen nicht fleischlich dahin gehen und dahin leben nach Art der Weltkinder, nicht weltlichen Genüssen, Ergötzlichkeiten, gesellschaftlichen Vergnügungen nachgehen und beiwohnen, wenn sie unserm Herrn gefallen wollen und wenn Er ihr Wort segnen und sich zu ihnen bekennen soll. — Wenn ich öfters unsere Propheten und Apostel in der Kirche bei Missions- und Jahresfesten und bei Einweihungen von christlichen Anstalten sehe, wie sie da glänzen und von heiligem Schein umgeben sind und ihre Stimme laut erheben, sehe sie aber nachher in den Wirthssälen an langen und kurzen Stangen dampfen und sich den Rauch ins Gesicht blasen, so vergeht mir jedes Mal aller Muth und alle Hoffnung auf Erfolg und sie stehen so gemein und herabgesunken da, daß ich von dem Geist des Herrn und Seinem Odem nichts verspüre, und die Erfahrung zeigt, daß nachher auch Alles so

ziemlich beim Alten bleibt. Wenn die Laien nicht ernster und treuer wären, und wenn nicht noch einzelne, ganz wenige Gottesmänner da wären, denen Gottseligkeit näher geht, als das Fleisch zu pflegen, so ginge es nicht gut und es wäre vom Kommen unseres Herrn und Seines Reiches noch wenig zu spüren. Wir haben jetzt viele gläubige Geistliche im Lande an nicht wenigen Gemeinden, die das Evangelium rein verkündigen, aber bei gar vielen sieht man gar keinen Erfolg und die Leute sind todt und wild, wie die Heiden. Es ist gewiß, daß der Herr allein Alles thun muß, und daß die Bekehrung des Sünders allein Sein Werk ist aus dem Wort durch Seinen Geist; aber es wird ebenso als zuverlässig erfahren, daß der Herr nur da mit Macht kommt, wo die alte Natur eben ganz in Seinen Tod gegeben wird und wo mit großem Ernste, mit herzlichem Erbarmen, mit völliger Hingebung an der Errettung und der Zurechtbringung der Seelen gearbeitet wird. Die Franzosen hätten den Malakoff nicht erstürmt, wenn sie nicht todesmuthig Alles daran gesetzt hätten. Seelen zu erobern ist ein weit höheres Ziel und kostet ganz andere Anstrengung. Wenn wir in unserer Anstalt nur ein wenig weich sind und uns gehen lassen, kommt der Teufel zu allen Thüren und Fenstern herein und nimmt Besitz und die Arbeit ist dann nur wieder um so schwieriger." Das sind goldne Worte, die unter Glas und Rahmen zur Erinnerung gesetzt werden sollten.

Ein anderes Mal räth er seinem Sohne Heinrich an, keine mineralische Gifte zu Arzneien für die Kranken zu verwenden. „Ich will die Aerzte nicht abschaffen, aber Missionare sollten mit andern Mitteln arbeiten und heilen, als Die, welche nur auf ihre Kunst und ihre Mittel vertrauen. Der Glaube ist eines jeden Missionars Ding, soll und muß es sein." Auch äußert er sich in diesem Briefe: „Ich bin nicht gegen Industrie, insoweit Handwerke darunter begriffen werden, aber ich bin gegen solche Industrie, wodurch der Mensch zur Maschine gemacht wird; diese muß man den Weltkindern überlassen. Es ist aber sonst nicht angemessen, wenn Missionsleute sich auf dies Gebiet begeben; es zieht und bringt ab, worauf Herz und Sinn allein gerichtet sein soll; man soll dies Andern überlassen. Bestellung des Ackers und Gartens mit nützlichen Gewächsen bringt und erhält in Gemeinschaft mit Dem, der Sonnenschein und Regen gibt, und wirkt wohlthätig, wenn sonst das Uebrige wohl bestellt ist und das Nöthige geschieht."

Er spricht sich auch gar lehrreich über das Studium der Bibel aus: „Die theologische Ausbildung des Missionars muß zunächst darin bestehen, daß er in seiner Bibel recht zu Haus wird. Da man in Basel die Grundsprachen lernt, worin die Bibel geschrieben ist, so sollte aller Fleiß darauf verwandt werden, das alte und neue Testament in den Grundsprachen zu lesen. Die Grundlage der Offenbarung Gottes, die erziehende Weisheit, der Fortschritt in der Enthüllung zum vollen Licht sollte die tägliche Beschäftigung sein. An der Bibel sollte alles theologische Wissen gelehrt werden. Die Lehrer dafür können nicht genug mit Erkenntniß, Geschichte und Erfahrung aus Geschichte und Natur ausgerüstet sein. An das vorliegende Wort der Bibel sollte sich Alles anschließen. Dann würde Alles lebendig, anschaulich und es gäbe keine todte und todtmachende Begriffsbestimmung, -Spaltung und -Ableitung. Solches Thun lähmt, schwächt, macht kühl, kalt, todt, wie es Jeder an sich erfahren kann, wenn er in eine solche Schule kommt. Der Missionar kann nicht lebendig und lebensvoll genug sein. Alles abstrakte Wesen macht linkisch, ungeschickt. Am Ende der Bildungszeit mag man eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung versuchen; dies wäre aber eine Sache von etwa drei Monaten. Was an Euch, liebe Kinder, darin versäumt worden ist, das könnt Ihr nicht mehr nachholen. Täglich sehe ich mehr ein, je mehr ich mich in die Bibel versenke, wie nothwendig das Studium der Bibel in den Grundsprachen ist. Es gehört gar zu viel dazu, die einzelnen Psalmen, die Propheten zu lesen und verstehen zu lernen. Ich bringe seit geraumer Zeit jeden Tag Morgens 1—2 Stunden damit zu, und da sehe ich, welche Mühe es mich kostet, aber auch welcher lohnende Gewinn für mich daraus hervorgeht. Und wir haben so herrliche Exegeten, die vom Geiste so reich ausgestattet sind, so tief gehen und zeigen, wie der eine und derselbe Geist Alles so bedeutsam angelegt hat, wie das Spätere immer schon im Früheren gegeben ist; aber es gehören freilich Augen dazu, die durch gründlichen Unterricht dafür geöffnet werden müssen."

Als in Ostindien die unselige Revolution im Jahr 1857 wüthete, schrieb er am 15. Oktober an seine dortigen Söhne: „Du, lieber Heinrich, liegst uns jetzo im Besondern am Herzen, da wir Dich auf Deinem Fortzuge mit Euren Beamten unter dem Schutze der schiefäugigen Schirmträger wissen. Du wirst Manches erfahren

haben auf diesem Zuge und weißt nun, wie es denen ist, die sich auf bittere Flucht begeben müssen. Für Deine armen Hinterlassenen thut es uns auch sehr leid, die nun hirtenlos den Zähnen des Wolfes preisgegeben sind. Ihr werdet es zu Eurem größten Troste und zur Stärkung erfahren haben, wie wohlthuend es für Euch war und ist, daß Ihr einen Heiland habt, dessen Wort Euch gelehrt hat, Euer Leben nicht lieb zu haben und mit Ihm getrost auch in den Tod zu gehen. — Es hat uns sehr gefreut, in den öffentlichen Blättern zu lesen, daß in ganz England ein allgemeiner Buß- und Bettag angeordnet worden ist. Möge die Buße bei Vielen nur auch eine solche gewesen sein, die der Geist Gottes gewirkt hat; denn sonst bleibt die Verblendung und der Hochmuth." Weiterhin fährt er fort: „Was ich Euch vor einem Jahre schon geschrieben habe, zeigt sich — möge es nur eingesehen werden — daß es durchaus nicht angeht, daß eine christliche Regierung für die Bekehrung unterworfener Heiden nichts thut, daß sie die öffentliche Ausübung des Götzendienstes duldet. Man sollte Niemand zwingen, Christ zu werden, aber eine christliche Regierung ist verbunden, Alles aufzubieten, um die Heiden mit dem Wort Gottes bekannt zu machen; öffentliche Götzenfeste darf sie durchaus nicht dulden. Will die Regierung ihre Macht nicht dazu anwenden, so hat sie auch kein göttliches Recht, Heiden zu beherrschen. Durch ihre Schulen ohne Christenthum, ohne Gottes Wort, hat sich die englische Regierung ihre gefährlichsten Feinde erzogen und herangebildet." Trifft dies nicht auch bei uns zu? Stern erkannte wohl, daß die Gerichte Gottes über England ergehen wegen seiner Sünden, an Ostindien begangen. Als er einem edeln Schotten gegenüber bemerkte, daß kein gebildetes Volk solche Schandthaten erfahren habe, wie die Engländer in Ostindien, sagte derselbe, daß doch auch Gnade dabei sei. Stern fragte, wie er dies verstehe; da erwiederte der Schotte, wen Gott lieb habe, den züchtige er.

Ob Heinrich, der wunderbar gerettet und dem kein Haar gekrümmt worden war, nach Europa reisen und die Seinigen besuchen solle, war jetzt die Frage. Stern, so lieb er auch seine Kinder hatte, sprach sich entschieden dagegen aus. Er schreibt am 31. Oktober 1857 an Heinrich: „In einer so entscheidenden Zeit, wie diese jetzt für Indien ist, soll man nicht davon gehen. Jetzt soll viel gebetet, Gebetsvereinigung gesucht werden. Man soll die

Schwachen stärken, guten Rath ertheilen, wo man kann, soll die Heimgesuchten belehren und zur Bekehrung führen. Etwas Besseres wird und muß doch unter der gnädigen Leitung unseres Herrn aus dieser umstürzenden Bewegung hervorgehen. Das Alte, wie es war, kehrt nie wieder zurück, Gottes Wort und das theuere Evangelium, das verbreitet ist, hat neu- und umschaffende Kräfte. Haltet fest nur an am Gebet, und Ihr werdet Euch nachher wundern, wie unser Herr Großes und Wunderbares hat hervorgehen lassen, woran Ihr vorher nicht gedacht und was Ihr nicht vermuthet hattet." Er kehrt in seinem Briefe auf Mosbach zurück, wo er einen Theil seiner Ferien zubrachte, und freut sich, schreiben zu können: „In Mosbach waren mir alle Thüren aufgethan." Zwei Mal mußte er predigen, zwei Mal Versammlungen halten und eine Textbesprechung auf dem Lande leiten. Nur Gutes weiß er zu erzählen. Wie wohl war ihm dabei, dem lieben Mosbacher! Ebenso erfreulich für ihn war das Missionsfest in Sinsheim am Ende August 1858, das so besucht war, daß an drei Orten Vor- und Nachmittags Gottesdienst gehalten werden mußte. Man rechnete an 6000 Festgäste. Er gibt seinen ostindischen Söhnen eine ausführliche Beschreibung des Festes.

In diesem Briefe theilt er ihnen auch mit, daß er mit seiner Frau entschlossen sei, durchaus keine jungen Leute mehr ins Haus aufzunehmen, obwohl ihm namentlich von den Verwandten zugesetzt wurde, es zu thun. „Die liebe Mutter," schreibt er, „ist am Leib sehr schwer geworden, da wird ihr nun jeder Dienst beschwerlich, so daß es für sie sehr zuträglich ist, wenn sie geschont wird. Mir ist es auch sehr zuträglich, daß ich mehr Ruhe habe. Der Herr hat meine Gesundheit sehr gestärkt; ich habe diesen Sommer über 3 Monate, die Sonntage ausgenommen, jeden Tag nach 4 Uhr Morgens unter dem Sturz der Schwimmschule ohne Ausnahme eines Tags, auch wenn es regnete und oft nur 10° Wärme hatte, gebadet. Ich kann auch jeden Morgen 3 Uhr aufstehen und schlafe ruhig, und kann im Predigen, wenn es sein muß, mehr leisten, als früher." Und man vergesse nicht, daß er damals im 64sten Lebensjahre stand.

Das Verfahren der Missionare in Beziehung auf die Taufe behandelt er auch. Er sagt: „Daß in Euren Anstalten Hinduknaben, die Ihr erzogen habt, getauft werden, ist nicht zu billigen. Könnte es nicht so gehalten werden, daß Ihr nur Diejenigen tau-

set, welche bußfertig und gläubig sind, die Andern aber nach ihrer Bildungszeit denjenigen Missionaren zur Vorbereitung und Vornahme der Taufe zurückgäbet, die Euch dieselben zugeschickt haben?" Von einem gewissen Missionar sagt er, daß seine Wirksamkeit mehr auf den Verstand losgehe. „Wenn auf das Herz gewirkt werden soll, muß es vom Herzen selbst ausgehen, und zwar aus einem gebrochenen, demüthigen, kindlich gläubigen. Der Verstand überwindet, aber nur die Liebe gewinnt und zieht an. So scheint seine Arbeit nur Vorbereitungsarbeit zu sein, die auch ihren Werth hat, aber es muß dann noch mehr hinzukommen, wenn die Arbeit zum Ziele kommen soll."

Am 2. Januar 1861 schreibt er nach Indien: „Viel Gnade im neuen Jahre! Unser Herr trage uns Alle mit großer Geduld und Schonung und behandle uns nicht nach unsern Sünden und Uebertretungen! Euch bringe Er unversehrt nach Indien und halte Seine starke Hand über Euch! Er komme Euch dort in Euren Lehrern und Zöglingen freundlich entgegen und bereite an dem neuen Arbeitsorte, der Euch angewiesen ist, Alles so vor, daß sich für Euch ein lieblicher Wirkungskreis bilde. Seid nur auch in Allem vorsichtig, erlaubt Euch nichts, was Gefahr bringen könnte, und bedenkt alle Zeit, in welcher Welt wir uns befinden und wie der Arge beflissen ist, uns zu schaden, und wie nothwendig es ist, daß wir uns dem Schutze und der Bewahrung unseres Herrn mit Allem, was wir sind und haben, angelegentlichst befehlen. Wir selbst können uns nicht vor allen Gefährlichkeiten schützen und bewahren."

An seinen Sohn Alexander schrieb er im Jahr 1860 oder 1861 in Beziehung auf die Rechtfertigungslehre, die derselbe ihm ohne Zweifel schriftlich dargelegt hatte: „Deine Rechtfertigungslehre ist noch nicht sauber. Du stellst die Rechtfertigung auf ein neues Lebensprinzip, das durch die Bekehrung und die dabei stattfindende Wiedergeburt in den Menschen komme. Du findest dasselbe in der Thätigkeit des h. Geistes, der in dem Wiedergebornen sein Werk beginne. Da sähe Gott in dem Wiedergebornen ein göttliches Werk begonnen, das zum Ziele führt, wenn der Mensch an Christo bleibe rc. Joh. 3, 15 soll zur Unterstützung dienen; dies ist keine richtige Auffassung. Statt auf das neue Lebensprinzip Alles zu stellen, solltest Du auf die Gnade Gottes in Christo und auf den Glauben, den Gott gewirkt, Alles stellen. In Christo haben wir

Alles, und durch den Glauben eignen wir uns an, was uns noth ist. Nur so viel wir glauben, und als wir glauben, haben wir Gerechtigkeit und Stärke; außer dem Glauben oder ohne Glauben haben wir Nichts. Durch den Glauben sind wir gerecht, heilig und von Gott geliebt und selige Kinder Gottes; ohne Glauben sind wir verlorne Sünder. Solchen Glauben aber wirkt Gott durch Seinen Geist, wenn der Sünder bußfertig ist und sich zu Christo bringen läßt. Dem, der demüthig, reumüthig glaubt, schenkt Gott, was Christus uns durch Sein Leben, Leiden und Sterben erworben hat; — dies ist die zugerechnete Gerechtigkeit Christi; — und diese hast Du, lieber Alexander, noch nicht recht ergriffen."

Auch die Straßenpredigt in Ostindien bespricht der besorgte, denkende Vater: „Pauli Predigt in Athen möge Euch zum Muster dienen. Verkündigt jedes Mal Christum als den in unserm Fleisch erschienenen wahrhaftigen Gott, der Aller Erlöser und Heiland sein will, und verkündigt Ihn denen, die Ihm nicht gehorsam werden wollen, als ihren Richter, der sie jetzo schon schwer treffen wird, wenn sie in ihrem Unglauben verharren. Dieß würde ich Tag für Tag predigen in allen möglichen Darstellungen und Wendungen; von den übrigen Lehren würde ich Ungläubigen nichts mittheilen. Diese gehören vor die christliche Gemeinde. Wenn Ihr sie durch die h. Taufe zu Jüngern gemacht habt, dann lehret sie alles Andere, was ihnen zur Gottseligkeit nützlich ist. Ich halte es für verkehrt, mit ihnen sich einzulassen, ob der Mensch eine Seele habe, ob es eine Unsterblichkeit gebe. Ihnen muß man mit dem Wort Gottes bezeugen: Die Gottlosen sagen: Es ist kein Gott, mit dem Tod sei Alles aus! Dieß sagen Solche, welche sich nicht bekehren wollen, welche das künftige Gericht und die Rechenschaft, die sie geben müssen, fürchten. Sie sollen einmal versuchen, ihr Gewissen, das wider sie zeugt, zum Schweigen und Stillsein zu bringen. Darnach mögen sie ermessen, was ihrer künftig wartet. Sie haben keine Macht über ihr Gewissen und ihre Seele. Darum sollen sie Den fürchten, der sie nach Leib und Seele in die Hölle werfen kann und werfen wird, wenn sie der Aufforderung, umzukehren und ihr sündiges, lasterhaftes Leben zu bereuen und Hülfe zu begehren, hartnäckig widerstreben. Ich würde lauter solche Bibelstellen aufstellen, die ihnen dieß vorhalten. Mit edeln Heiden und Muhamedanern möget Ihr im Privatgespräche anders verfahren und ihnen durch Vernunftgründe die Wahrheiten des göttlichen Wortes einleuchtend zu machen suchen."

Er theilte seinen Söhnen in der Ferne Alles mit, was sie interessiren konnte, was auch in dem Briefe vom 16. November 1862 und vom Anfange des Jahres 1863 geschah. Es sind fast lauter Trauernachrichten. Da verscheidet auf der Friedensau bei Speyer sein theurer Freund Karl Reihlen. Ihn hatte er noch besucht und ernste Worte mit ihm geredet, was ihn gestärkt und erquickt hat. „Man kann von ihm sagen, er hat den Tod nicht gesehen." Den lieben Herrn Martin in Basel, der dem Erzähler dieses einst zu großem Segen gewesen, kannten die Sterne sehr wohl. Auch ihn rief der Herr um jene Zeit ab. Sein letztes Wort war: Sterben ist mein Gewinn. Auch Dr. Barth von Calw schied. Stern hatte den Leidenden noch in Lichtenthal besucht. Als sie sich verabschiedeten, sagte Barth: „In der Sternenwelt wollen wir uns wieder sehen." Auch den mächtigen Glaubensprediger Henhöfer rief der Herr um jene Zeit ab. „Glaube, nicht Werke", waren seine letzten Worte. „Henhöfer's Wegnahme zeigt Ungnade unsers Herrn an, denn er hätte noch mit voller Kraft 10 Jahre lang die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn verkündigen können, er war ein sehr starker und kräftiger Mann. — Unser Herr erinnert auch mich stark daran, daß ich den Weg alles Fleisches zu gehen habe!" Um jene Zeit litt nämlich Vater Stern heftig an Husten. Er hatte seine Herbstreise 1862 mit diesem lästigen Gaste angetreten, ohne Zweifel in der Meinung, daß er ihn verlieren werde. Er kehrte aber mit Grippe und heftigem Krampfhusten zurück. Er mußte fast alle Nächte durchhusten. Alle ärztliche Mittel schlugen nicht an. „Ich wandte alle geistliche Mittel an, Alles half nicht. Ich mußte mich ergeben, stillhalten, bis es unserm Herrn gefiel, mir den Krampfhusten abzunehmen." Dagegen behielt er die Grippe mit Heiserkeit noch vier Wochen. Da war er auf das Zimmer gebannt, von Unterricht war natürlich keine Rede mehr. „Ich hoffe von des Herrn Gnade, Er werde mir auch noch die übrigen Uebel wegnehmen und mich wieder völlig herstellen. So schwere Zeiten habe ich noch nie durchgemacht, d. h. oft mehrere Nächte nach einander, in denen ich gar kein Auge zugethan habe. Der Herr wolle eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit mir aus diesem Leiden hervorgehen lassen." Viel Liebe hat er in dieser Zeit erlebt. Doch erfuhr er auch jetzt, wie so oft in seinem Leben, daß „die beste Treu getraute Treu" ist. Wie rühmt er in seinem Briefe

an die Kinder die gute Pflege der lieben Mutter, die fast jede Nacht mehrmals aufstehen mußte und dem kranken Manne Dies und Jenes zu besorgen hatte. Der Herr half abermals auf, so daß er wieder frisch und munter seinem Amte vorstand und im Sommer die Basler Missionsfeste besuchen konnte. Was er Alles in dieser kurzen Zeit leistete, ist wirklich staunenswerth, wenn man sein Alter von 71 Jahren bedenkt. „Ich hatte sehr viel Freude", schreibt er, „und es schien, daß ich auch Andern angenehm war. Die Nachmittage brachte ich bei und mit Heman zu, wo wir uns über biblische Gegenstände besprachen, was mir sehr wichtig war." Heman war Proselytenvater in Basel und diente vielen Leuten zu großem Segen. In der Woche nach der Festzeit „ging ich mit Jäger auf die Chrischona in aller Frühe. Spittler kam auch hinauf, wir brachten droben einen sehr schönen Tag zu, es kamen dazu noch viele Festgäste."

Im November dieses Jahres berichtete er seinen Söhnen, daß der Katechismus nur noch stückweise in den Schulen gelernt werden müsse. Das brachte unter den gläubigen Geistlichen und Laien eine Bewegung hervor, die doch das Gute mit sich führte, daß sie sich wieder näherten. „Die Spannung", schreibt er, „war in der letzten Zeit groß, und es ist viel Betrübendes vorgekommen, wobei hauptsächlich meine Person und Stellung mit ins Spiel kam. Der Herr hat aber Alles wohl gewendet und wieder eine Annäherung und ein Zusammenwirken herbeigeführt. Dafür sei Seine Gnade gepriesen! Brüderkämpfe sind die bittersten und wehethuendsten. Der Herr stand uns mächtig bei, die Dinge in ein gutes Geleise zu bringen. Der Feind wollte auch das Zusammenwirken bei der äußeren Mission sprengen; es ist ihm aber nicht gelungen. Durch stilles Tragen, Vergessen und Vergeben wurde er überwunden."

Mitten in so manche Bitterkeiten hinein, die er durchkosten mußte, fiel eine Anerkennung, die er mit auffallender Kürze und großer Demuth seinen ostindischen Söhnen in demselben Briefe erzählte. Der Großherzog hatte ihm nämlich das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens durch den Direktor des Oberschulraths überreichen lassen. Es war „eine unerwartete Ehre."

Es ist im Himmel immer dafür gesorgt, daß Männer Gottes sich nicht überheben. Sie haben Alle ihren Pfahl im Fleisch. Der liebe Vater Stern litt nämlich damals an so heftigem Schwindel, daß das

Aeußerste zu befürchten war. Es liegt ein Brief vom Sohne Gustav an seine Brüder vor mir, der es des Ausführlichen schildert. Wir hören aber am liebsten den alten Vater selber, der am 28. April 1864 an die uns bekannten beiden Söhne berichtet: „Die Gnade des Herrn sei gepriesen, daß ich Euch wieder schreiben kann und darf; es stand um Weihnachten bis Neujahr so, daß ich auf meinen Heimgang gefaßt war. Schwindel auf Schwindel, und es fehlte nur ein Haar, so wäre ein Herz- oder Hirnschlag erfolgt. Ich lag 14 Tage anhaltend zu Bett, seit 34 Jahren das erste Mal. Beim Schwindel schwindet Einem der Boden unter den Füßen oder das Lager, auf dem man liegt, daher der Name. Dabei fand heftiges Herzklopfen statt. Ich wurde so schwach, daß ich nichts mehr denken, nicht mehr innerlich beten, nur seufzen konnte. Zu reden war mir sehr schwer, Andere mochte oder konnte ich nicht reden hören; nur Stille und Ruhe war mir erwünscht. Jeder Besuch war mir zuwider und wurde meist abgewiesen. Jedes kalte und starkwarme Getränk, jede Säure, jeder kalte Luftzug, jede unangenehme Rede rief Schwindel hervor.“ Der Leidende hatte gar treue Pflege an der lieben Mutter Stern und dem Sohne Gustav, die durch die Krankenzeit des Vaters selber am innern Menschen zugenommen haben. Gustav hatte Morgens und Abends die Andachten zu halten, und er erledigte sich seiner Aufgabe zur Erbauung des Vaters. „Nach 7 Wochen der Abhaltung gab ich wieder Unterricht, jedoch mit großer Mühe und Beschwerde. Als die Witterung günstiger wurde, ging ich 3 Wochen lang am Arm Gustav's aus. Nachher erlangte ich die Kraft, wieder frei gehen zu können, für das Bestehen der Prüfung stärkte mich der Herr wunderbar, wie im vorigen Jahr.“ Es wurde viel für ihn gebetet, und sein Wiederaufkommen mit Recht für eine Gebetserhörung angesehen. „Der Herr lasse mich die neue Gnadenfrist wohl benützen!“ schreibt er. In seinen Sommerferien reiste er auf den hohen Schwarzwald, die Witterung war ihm aber nicht günstig, der Schwindel stellte sich wieder ein. Ein Constanzer Arzt ertheilte ihm guten Rath, so daß der Schwindel nachließ. „Es geht mir von Tag zu Tag besser, ich fühle mich wieder recht gestärkt. Wenn der Herr ferner Gnade gibt, so könnte ich noch einige Jahre fort arbeiten und den Zöglingen unserer Anstalt dienen.“ Den Gedanken der Pensionirung ließ er nicht aufkommen, schon wegen des theuern Lebens in Karlsruhe nicht. „Ich möchte

nicht pensionirt sein; ich erachte es als eine große Gnade des Herrn, daß ich noch arbeiten kann und darf." Große Mühe machte ihm außerdem das Leiden seines Schwiegersohnes Sutter, der seinem Ende sichtlich entgegen ging. „Er ist auf seinen Tod gefaßt und wohl zubereitet."

Ein Brief vom 7. März 1865 ist ein wahrer Klagebrief über die Verhältnisse in Kirche und Staat, wie sie sich im Badischen gestaltet hatten. „Viele seufzen und flehen allenthalben", schreibt er, „der Herr wolle drein sehen und helfen. Es ist, als wenn der Himmel über uns verschlossen wäre. So ist's in keinem deutschen Lande, wie bei uns."

23.

Arbeit in der Ruhe.

Was unser Freund nicht wünschte, ist doch endlich über ihn gekommen, nämlich seine Pensionirung. Es war ein Opfer, das man seit Jahren der Fortschrittspartei bringen wollte, aber Gott hatte es bisher immer verhindert. So noch in der letzten Zeit, als, wie er erzählt, der Antrag auf seine Pensionirung vom Minister von Roggenbach entschieden zurückgewiesen worden war. Ueber seine jetzt erfolgte Pensionirung schrieb er am 7. Januar 1866 an seinen alten Freund Dittmar: „Meine amtliche, öffentliche Wirksamkeit für dieses Leben ist nun geschlossen, wie Euch die öffentlichen Blätter mit Jubel werden vermeldet haben. . Allen Gläubigen blieb der Vorgang verborgen, bis die Zeitung meine Entlassung brachte. Daraus geht hervor, daß der Herr mich in die Stille stellen wollte. Ich danke Ihm von Herzen, daß Er mich gewürdigt hat, daß ich Ihm 42 Jahre an dieser Anstalt dienen durfte." So christlich faßte er gleich die Pensionirung auf, als ihm der von der Mutter Stern darum ersuchte Lehrer Kramm die Mittheilung zwei Tage vor Weihnachten machte. Kramm schreibt am 22. Dezember 1865 an Gustav: „Dein Vater blieb

dabei ganz ruhig und gleichmüthig, und sagte, daß er die Sache aus der Hand Gottes annehme, von Menschen sehe er ab. Der Herr habe schon oft den vorgefaßten Plan vereitelt, er hätte es jetzt auf leichte Weise thun können. Ich glaubte, daß vielleicht bei Deinem Vater erst später etwas Traurigkeit oder Bestürzung sich zeigen werde, allein er ist die Feiertage über recht heiter gewesen, heiterer als sonst." Dittmar bezeugte ihm seine innige Theilnahme, worauf Stern am 14. Januar 1866 antwortete: „Ich danke Dir für Deine liebevolle Theilnahme, für die Mittheilungen, die Du mir gemacht hast; freue mich der Ehre, die Dir von Eurer Regierung, Deinen Lehrern und Schülern im vorigen Jahre bereitet worden ist. Möchtest Du Dich noch lange daran in dieser Welt, die des Betrübenden mehr, als des Erfreuenden darbietet, ergötzen. Es ist schön von Eurer Regierung, daß sie Deine Kräfte, Erfahrungen, Weisheit für das Wohl Eurer Anstalt benützt und sie nicht quiescirt." Außer dem, daß Stern's ganze Richtung der herrschenden Partei zuwider war, mißfiel es dem Ministerium, daß er nicht für eine 3jährige Bildungszeit der Lehrer war. Wer Recht hat, er oder die Dreijährigen, das wird die Zukunft noch klarer machen. Man wird vielleicht zu den einfachen Grundsätzen nach bitteren Erfahrungen zurückkehren.

Was ihn im Anfang beunruhigte, war die Wohnung. Auch hier hat die Freundlichkeit Gottes geholfen. „Er hat mir eine Ruhewohnung in dem untern Stock des Hauses der Wittwe Sutter angewiesen, wo ich mein Leben ungestört beschließen kann", schreibt er. Uebrigens hatte er im Seminar noch fortzuarbeiten. „Ich habe meine Ruhe noch nicht im Sutter'schen Hause gefunden, sondern stehe noch in dieser Anstalt und arbeite darin noch bis Ostern fort", schreibt er an Dittmar, welcher in Besorgniß war, daß Stern alsbald das Seminar werde räumen müssen: „Es wird in Eurem Königreich auch so Uebung sein, daß man nach Declaration der Absetzung nicht sogleich aus dem Hause gejagt wird." Endlich kam auch die Zeit des Auszugs aus dem Seminar. Seinem Sohne Rudolf, dem Pfarrer von Leiselheim, gibt er unter'm 26. April 1866 davon Nachricht: „Letzten Montag haben wir unsern Auszug veranstaltet und Einzug in unsre jetzige Wohnung gehalten. Da Alles zum Voraus gepackt und geordnet war, konnte dies Geschäft in Einem Tag ausgeführt werden. Wir sind dankbar, daß der Herr trockene Witterung gab; nur ging ein scharf

schneidender Nordostwind, so daß es Einem unheimlich war; es ging uns nichts verloren und wurde nichts zerbrochen. Seit gestern ist die Witterung warm und man fühlt sich wieder wohl. Wir wohnen sehr schön; es wird Euch gefallen bei uns; es ist, als wären wir auf dem Lande. Eben hat Lehrer Reinmuth vor unserm Hause mit der zweiten Kinderklasse uns das Lied gesungen: ‚Schönster Herr Jesu.' Wir wurden von allen Seiten beschenkt mit Zeichen der Freundlichkeit und herzlicher Theilnahme und die Katharine brauchte nicht zu kochen. Vorigen Sonntag vor 8 Tagen haben sich sämmtliche Lehrer der hiesigen Stadt, über 20, ohne Ausnahme Alle frühere Zöglinge unserer Anstalt im Seminar versammelt, hielten eine Ansprache an mich und überreichten mir Schnorr's Bilderbibel, schön eingebunden von einem Buchbinder in Durlach. Dies Alles machte das Herz leicht und schwer." Erfreulich für ihn waren die Danksagungsschreiben von Lehrern aus allen Gegenden des Landes. Er dankte dafür, ein solches Dankschreiben von ihm stehe hier: „Den Herrn Lehrern der Bezirke Kork, Lahr, Lörrach und Schopfheim, welche früher Zöglinge der Anstalt waren, der ich 43 Jahre vorzustehen von Gott die Gnade hatte, sage ich auf diesem Wege meinen innigsten, tiefgefühlten Dank für ihre herzliche Theilnahme an meiner Zuruhesetzung. Möge das, was ich zu Ihrer Geistes- und Herzensbildung habe beitragen dürfen, Ihnen stets werthvoll sein und bleibende Frucht für Zeit und Ewigkeit tragen! Der schönste Lohn, der mir für meine Arbeit an der Zubereitung zu Ihrem wichtigen und heiligen Beruf zu Theil werden könnte, wäre, wenn wir uns ein Mal Alle wieder in der ewigen Ruhe zusammenfinden würden, um, wie wir früher an jedem Morgen thaten, alsdann mit neuen Zungen und reinen Lippen Den von Ewigkeit zu Ewigkeit zu preisen, dessen Liebe und Hingabe für uns wir allein den Blick in eine frohe Ewigkeit verdanken. Möchte, wenn Dies eintritt, einem Jeden von Ihnen eine die unverdiente Gnade Gottes preisende Schaar erretteter Kinder und Erwachsener, die Sie in Gottes Wort eingeführt, und die durch Ihr Gebet, Ihre Arbeit an ihnen und durch Ihr leuchtendes Vorbild ein neues Leben empfangen haben, zur Seite stehen, so daß diese Ihr Lohn für Ihre Mühe, Aufopferung und Ihren schweren Dienst sind!

Sie wünschen mir Ruhe und Wohlsein zu meinem Alter; es möge Ihnen angenehm sein, zu vernehmen, daß ich mich dieser

Güter jetzo zu großem Dank gegen Den, der für mich Alles so weise und freundlich geleitet hat, in großem Maaße erfreuen darf. Möge der, welcher unsere Lebenstage zählt und denselben das Ziel setzt, den Abend Ihres Lebens ebenfalls mit Ruhe und Wohlsein krönen!"

Karlsruhe, im September 1866.

W. Stern.

Sein damaliges Heim beschreibt er seinen ostindischen Kindern unter'm 29. Juli: „Ich bin nun $3^1/_2$ Monat außer Dienst und so lange wohnen wir auch im Sutter'schen Hause. Wir wohnen hier angenehm wie auf dem Lande und ich wohne sehr gerne hier. Mit einigen Schritten bin ich im Wäldchen, an dessen Ende ein Thiergarten angelegt ist. Ich habe vor mir rechts die Beiertheimer Wiesen, im Süden die Bergkette von Durlach bis Achern hinauf. Zwischen dem Beiertheimer Wäldchen und den Bergen sind Fruchtfelder, links Wiesen und Wald. Ich gehe fast jeden Tag am Abend die Ettlinger Straße hin bis dahin, wo die Straße von Beiertheim dieselbe durchschneidet. Dann gehe ich die Straße nach dem Rüppurer Thore zu und kehre auf einem Querweg von der Bleiche aus zurück. Dazu brauche ich eine Stunde." Er gibt nun eine ausführliche Beschreibung der Schönheiten Neu-Karlsruhe's bis in den Schloßgarten hinein, ohne die Bierhallen zu vergessen, „durch deren Musik die Sonntage verwüstet werden." In diesem Briefe sagt er: „Alles wäre schön und herrlich, wenn nur auch die Menschenwelt durch das Evangelium erneuert werden könnte, aber da hält Jeder an seiner alten Natur fest, nimmt Zucht und Strafe nicht an. Durch schwere Gerichte will der Herr in dieser letzten Zeit noch Ernst und Umkehr herbeiführen; aber der Unglaube, Welt- und Leichtsinn hat schon zu tief die Gemüther erfaßt, als daß noch Viel zu erwarten wäre. Man wird gar sehr an die Zeit Noah's erinnert, ehe er in den Kasten einging, was uns unser Herr, Luk. 17, 26—30, verkündigt hat." Er kommt nun auch auf „den schrecklichen Bruderkrieg" zu sprechen, der in Deutschland ausgebrochen war und den er auf's entschiedenste verwarf. Auch die badischen Verhältnisse greift er unumwunden an. In einem Briefe an Dittmar sagt er: „In Eurem Königreich sind badische Zuckungen. In dem alten Nürnberg haust ein wilder Geist, der Andere ansteckt, und in Erlangen spukt's,

schien mir doch dieser Ort ganz eine Philisterstadt zu sein." Wo aber christliches Leben sich zeigte, da freute sich sein Herz. So hebt er des originellen Missionars Hebich's Wirksamkeit anerkennend hervor. Er schreibt von Mosbach aus an Rudolf: „Hebich's Wirksamkeit ist außerordentlich. Er lebt und arbeitet ganz und gar für unsern Herrn, für Verkündigung des Evangeliums und für die Rettung der Seelen. Er greift die Leute sehr stark an, aber wegen seiner großen Demuth und Liebe nimmt man ihm nichts übel." Was ihm, unserm Stern, sehr nahe ging, war der Tod Dittmar's. „Am 24. Juli 1866 ist der liebe Dittmar nach schweren Leiden gestorben," berichtet er nach Ostindien. In seiner großen Herzensdemuth, die ein Grundzug seines Wesens war, bat Dittmar nur um Schächersgnade. „Ich bitte um Gnade," hörte man ihn in den letzten Tagen oft rufen, und mit dem Worte: Herr Jesus! auf den sterbenden Lippen ging der theuere Mann heim im Alter von 73 Jahren.

Noch im Dezember 1866 schrieb der Vater über die Hungersnoth in Bengalen an seine Söhne: „Ihr werdet dies den Leuten mit großem Ernst als ein Gericht des Herrn über ihre Götzendienerei und ihr Widerstreben gegen die verkündigte Wahrheit an's Herz legen, und zwar so lange fort, als der Herr diese Strafe andauern läßt." In seinen Herbstferien hat er das Oberland und Unterland bereist und schildert seine Erlebnisse. „Es ist mir auf keiner Reise," schreibt er, „jemals so gut gegangen, wie auf dieser, ich konnte viel thun." In Mosbach predigte er zwei Mal, und hielt mehrere Erbauungsstunden. Das that er auch in Heidelberg in dem Hause von drei lieben Schwestern. „In Heidelberg war es wie in Bethanien; nur hieß die Maria Emilie und die Martha Maria, und die etwas leidende Mathilde erinnerte an Lazarus." Da sehen wir, daß er unermüdlich thätig war in seiner Sabbathszeit. Besonders geschah dies durch seine literarischen Arbeiten. Noch im Jahre 1864, als er das Seminar leitete, schrieb er gegen Schenkel's berüchtigtes, obwohl werthloses Buch: Das Charakterbild Jesu, eine eingehende Beleuchtung, die mehrere Auflagen erlebt hat. Die Broschüre beginnt also: „Kirchenrath Dr. Schenkel, Direktor des Großh. evang. Predigerseminars in Heidelberg, stand früher im Glauben, den die evang. Kirche bekennt, und hielt die h. Schrift für Gottes Wort. Seitdem aber der Unglaube sich wiederum mächtig in Deutschland erhoben hat, fing

Schenkel an, sich dem Lichtfreundthum zuzuwenden; denn auf dieser Seite waren Ehre, Ruhm und Anerkennung zu ernten. Als noch gar der Franzose Renan in Frankreich aufstand, und als dem Buche desselben, in welchem er Jesum für einen Schwärmer hält, der große Haufe in Frankreich und Deutschland zufiel und sein Werk begierig verschlang, scheint es Schenkel gelüstet zu haben, sich den Beifall der Welt auf ähnliche Weise zu verdienen, und er traute sich zu, es noch besser machen zu können, als der Franzose." In seinem ansehnlichen Buche nun hält Schenkel Jesum für einen vernünftigen, besonnenen Menschen, in dessen Leben das Wunderbare ihm von seinen Jüngern angedichtet sei. Anderes sei nur Sage, die keinen geschichtlichen Grund habe. Was ihm nur in den Sinn kommt, erlaubt sich der Heidelberger Professor mit der Geschichte und dem Evangelium. Die Reformatoren hätten keinen Muth gehabt, Jesum als bloßen Menschen darzustellen, um nicht anzustoßen. „Wer anders als ein Heidelberger Theologe, den uns die Schweiz von Herzen gern überlassen hat, weil keiner sonst so dreist ist, der Geschichte mit der Faust in das Gesicht zu schlagen, möchte sich unterstehen, Solches einem Luther, Zwingli und Calvin unterzulegen?" „Der Schenkel'sche Jesus ist ein bloßer Mensch; seine Mutter Maria hat ihn natürlich auf natürliche Weise empfangen; denn was von Seiner Jugendgeschichte im Ev. Matth. und Lucas berichtet wird, ist nach Schenkel Sage und nicht beachtenswerth; sein Markus weiß ja nichts davon; und es ist unvernünftig, sich vorzustellen, daß Gott einen Sohn habe. Ebenso sei es ungereimt, anzunehmen, daß Jesus je ein übernatürliches Werk verrichtet habe, denn nach Schenkel gibt es keine Wunder. In der Welt gehe Alles natürlich zu, da gälten die Naturgesetze. Gott selbst könne und dürfe keine Wunder thun, weil alle Dinge ihren gesetzlichen Verlauf und ihr gesetzliches Bestehen haben." Stern fährt nun fort, den Schenkel'schen Jesus in seinen Einzelnheiten durchzugehen, und dann nachzuweisen, daß die Evangelisten uns einen ganz andern Jesus bekannt geben. Das geschieht denn auch deutlich und überzeugend, und verdient, immer wieder gelesen und beherzigt zu werden. Es ist eingetroffen, was Stern von diesem Schenkelsbuche sagt: „So großes Aufsehen jetzt sein abermal aufgelegtes Buch macht und alle kleinen und großen Geister in Aufregung und Bewegung setzt, in Zeit von wenigen Jahren wird man nicht mehr von demselben reden, und die Unsterblichkeit

dieses von der Wahrheit abgefallenen Geistes, die nach der Lehre dieser Eintagsfliegentheologen in dem geistigen Fortleben der Braven besteht, wird auch nicht lange dauern, während die Kirche Christi mit freudigem Aufthun des Mundes singen wird: Christ ist erstanden von des Todes Banden." Wie hätte es den Heidelberger demüthigen können, wenn er die Worte des Karlsruher Greises beherzigt hätte: „Wie schnell ein Mensch abirrt und wie bald sich ein Geist verfinstert, wenn er Hauptwahrheiten, die er früher angenommen und bekannt hatte, aufgibt, ist Schenkel ein belehrendes, aber ernstwarnendes Beispiel." Gar ernst schließt Stern's Schrift: „Möge er (Schenkel) wohl zusehen, wie er mit seiner Unwahrhaftigkeit vor Dem, der die Wahrheit ist, ein Mal bestehen wolle. Seinen wühlenden, grundumstürzenden, trostlosen Volksmann, der nach ihm die Bestimmung hat, aufzuräumen, will er in die Köpfe der Gemeindeglieder bringen, und stiehlt durch diesen Betrug den wahren Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, aus den Herzen seiner Bekenner! Darum hat er sein Charakterbild nicht den Theologen zum Studium und zur Beurtheilung vorgelegt, sondern der Gemeine. Die Gemeine soll aufgeregt werden; die Gemeindeversammlungen sollen sich für diese große Lüge erklären, sein Bild küssen und aus einem Munde rufen: Groß ist Schenkel's Charakterbild!" Wie viele Leute sich haben verführen lassen, das weiß der Herr. Hoffen wollen wir aber, daß der Verfasser des Charakterbildes noch in sich gehen werde.

So thätig griff der treue Zeuge der Wahrheit in die Verhältnisse der Zeit ein. Dazu trug unter Anderm auch seine sich bessernde Gesundheit bei. „Mit meinem Befinden," schreibt er im Jahre 1866, „geht es dem Herrn sei Dank bedeutend besser. Der Herr hat mir wunderbar durch den Rath eines Arztes in Heidelberg vorigen Oktober, ohne daß ich es suchte, geholfen." Es war der Geh. Rath Friedreich, der ihn genau untersuchte und ihm die Schrift: Die Corpulenz 2c. von Vogel, durch Banting veranlaßt, empfahl. „Ich bin fast ganz frei von Schwindel; nur muß ich mich schonen, was ich nicht immer thue. Ich kann die Gnade des Herrn, der mir so einfach geholfen hat, nicht genug preisen, denn mein Zustand war gar elend."

Von Lehrern gebeten, hatte sich Stern daran gemacht, eine Sammlung von Gedichten herauszugeben, die in den oberen Klassen gehobener Schulen gebraucht werden könnten. „Ich habe eine solche

mit großem Fleiße und großer Lust gemacht," berichtet er, und fährt fort: „Ich habe innerlich die Gewißheit, daß sie freudig werde aufgenommen werden, und daß sie Nutzen schaffen werde." Er wandte sich da- und dorthin an Buchhändler, aber keiner wollte das große Werk in drei Bänden in Verlag nehmen, weil sie zweifelten, daß bei dem Vorhandensein so vieler ähnlicher Sammlungen sich das Werk eine günstige Bahn brechen werde. So liegt denn das mühsam gesammelte Buch ungedruckt noch immer im Pulte. Nicht anders erging es seinem Geschichtswerke, von dem er im Juni 1865 an Dittmar schrieb: „Mit meinem Geschichtswerk, an dem ich seit 20 Jahren arbeite, bin ich fast zu Ende. Ich werde aber auch hiefür schwer einen Buchhändler finden, Winter zeigt keine Lust." Und doch ist es jedenfalls ein gutes, auf der rechten Grundlage stehendes Werk.

Anders erging es ihm mit seinem Werke: Erklärung der vier Evangelien, das in Heften im Verlag von Friedrich Gutsch im Jahr 1859 erschien, eine tüchtige, gründliche Arbeit, besonders von Laien zu gebrauchen, für die er es eigentlich geschrieben hat. Er sagt in der Vorrede gar schön: „Die Erklärung soll eine Himmelsleiter sein, an der das Göttliche zu uns Menschen herabsteigt, und an der das blöde Auge der auf Erden Wohnenden sich zu den himmlischen Dingen aufrichtet und sie erschaut. Dem Unglauben und der engen, beschränkten Auffassung des in trüber Nacht forschenden Menschengeistes wird in dieser Erklärung nicht Raum gegeben, und was er einwendet und als geschichtliche Thatsache nicht gelten lassen will, findet keine Berücksichtigung und verdient in der Himmelsluft, die dem vom Irren freigewordenen Geiste aus dem Worte Gottes zuweht, auch keine solche." Möge das Buch noch recht viel Absatz finden, so wie die Erklärung der Apostelgeschichte, die im Jahre 1872, ebenfalls im Verlag von Gutsch, erschienen ist. Er sagt in der Vorrede von der Apostelgeschichte: „Dieses Buch bietet uns einen sichern Wegweiser, in den Wirrnissen der verschiedenen Zeitströmungen uns zurecht zu finden. Für alle die Kämpfe und Anfechtungen, welche der Kirche von Innen und Außen, von Rechts und Links bereitet werden, haben wir in ihm eine geistliche Rüstkammer, aus der wir die uns nöthige Waffenrüstung des lauteren apostolischen Glaubens, des freudigen Zeugenmuthes der den Haß der Welt überwindenden Liebe, der in aller Trübsal ausharrenden Geduld und der

seligen Hoffnung, welche durch alle Dunkelheit hindurch in das helle Licht der ewigen Herrlichkeit schaut, in reicher Fülle holen können. Nichts stärkt so sehr das feste Vertrauen auf den Sieg des Reiches Gottes über alle Mächte der Finsterniß in der Welt, als die aufmerksame Verfolgung und Betrachtung der Kampfes- und Siegeslaufbahn der Kirche Christi in ihren ersten Anfängen. Gegenüber aber den mannigfachen Bestrebungen in der Gegenwart, den Schaden Joseph's mit Kraut und Pflaster heilen und der Kirche mit weltlichen Mitteln und menschlichen Verfassungskünsten aufhelfen zu wollen, lehrt wiederum die Urgeschichte derselben, was ihr auch heute wahrhaft noth ist, durch welche Kräfte und Mittel sie allein nach Innen und Außen gebaut werden kann. Es ist ja eine alte Wahrheit, daß jede Gemeinschaft, jedes Reich, sich nur durch die nämlichen Kräfte erhalten kann, durch welche es gegründet worden ist, und daß das Weichen von dem Grunde, auf den es gebaut ist, des Hauses Sturz und Untergang sein muß."

Schon im Jahr 1870 hat er bei Hugo Klein in Barmen eine Erklärung von „fünfzehn messianischen Psalmen" herausgegeben, in welcher er darzuthun sucht, „in welcher Beziehung die messianischen Psalmen, die einen Theil der messianischen Weissagungen der Propheten bilden, zu dem Leben und dem Lebensausgang unseres Herrn und Heilandes stehen." Wie gründlich er seine Aufgabe löst, weist das Büchlein nach. Die Beschäftigung mit dem Worte Gottes erquickte ihn sehr. Von der Erklärung sagt er in einem Briefe an seine Söhne: „Mir macht die Arbeit sehr große Freude, denn der Herr gab Gnade, daß Etwas dargeboten wird, wodurch die Leute in's Verständniß des göttlichen Wortes eingeführt werden und daß sie die Schrift als wahrhaftiges Gottes Wort ansehen und glauben lernen." Solche und andere Arbeiten, die der hochbetagte Verfasser ausführte, hätte er nicht vollenden können, wenn nicht der Herr ihn besonders gestärkt hätte. Er schreibt nach Ostindien am 10. Mai 1868: „Er trägt uns täglich mit großer Geduld und Langmuth im Alter, so daß der Schreiber dieses berichten kann, ohne zu zittern, daß er keine Brille aufsetzen muß, um Petit zu lesen, daß auch die liebe Mutter das Wenige, was sie liest, ohne die Brille zu lesen vermag. Denn sie liest lieber Kopfsalat oder freut sich der schönen Aussicht, die wir von den Fenstern unseres stattlichen Hauses auf die Ettlinger Straße und auf die Schießwiese haben. Wenn die glühende Sonne untergeht, ist es ein prachtvoller Anblick und nicht

zu bezahlen.“ Nachdem er noch von vielen Todesfällen in der Verwandtschaft berichtet hatte, schreibt er: „Noch könnte ich von der Krankheit berichten, woran unser Staat, Kirche und Schule darniederliegt. Davon wollen wir aber erst berichten, wenn des Herrn eingreifende Hand wieder erkannt werden kann. Jetzt sieht es so aus, wie wenn der Herr sich von uns gänzlich zurückgezogen hätte, und den Widerwärtigen zuließe, daß sie ihren Fuß keck auf unsern Nacken setzen dürfen.“

Mit welcher großväterlichen Zärtlichkeit er seine Enkel umfaßte, ersahen die Leiselheimer Kinder, als sie ein sehr theures Söhnchen zur Erde bestatten mußten. „Unterdessen,“ schreibt er am 10. März 1867 nach Ostindien, „habe ich sehr Schweres durchlebt. Ich stand am Grabe des lieben Berthold am Tage vor Weihnachten, wie unser Herr am Grabe Lazari zu Bethanien. Den Schmerz über das, was der Tod anrichtet, habe ich bisher nie so empfunden, selbst nicht an Eugen's und der Julie Grab. Bei diesen wurden wir vorbereitet für das, was zu erwarten stand; bei Berthold aber ging es schnell und unverhofft vom Tod zum Leben über. Ich sah ihn nicht mehr im Leben, sondern nur seine Leiche, und diese war so lieblich, engelhaft, daß man meinte, er müsse, wie aus tiefem Schlaf, wieder aufwachen. Die Ausbrüche des Schmerzes von Seiten seiner Eltern, Geschwister, aller Hausgenossen, Freunde, seiner Gespielen war herzzerschneidend, und ich mußte innerlich alle meine Kräfte aufbieten, um gefaßt und ruhig zu bleiben, und noch Worte des Trostes und der Aufrichtung sagen zu können. Da liegen nun dem Pfarrhause gegenüber auf dem Gottesacker 3 Knäblein neben einander; noch sind die Thränenaugen über den kleinen Rudolf bei der Mutter nicht getrocknet; an den Sonntag Nachmittagen pflegte sie mit dem kleinen Berthold dorthin zu gehen und hing ihrer Wehmuth um ihn nach; und nun ist der Schmerz verdoppelt. Die Klage um den kleinen Berthold war bei allen Gemeindegliedern allgemein; die Leute konnten nicht genug seine Gutmüthigkeit rühmen und seine Bereitwilligkeit, zu thun, was man begehrte. Wenn man ihm Etwas wehrte oder abschlug, so verdroß es ihn im ersten Augenblick, aber bald darauf war er wieder der muntere, freundliche Junge, wie wenn Nichts vorgefallen wäre. Stunden lang unterhielt er sich mit seinen Spielsachen, ganz für sich allein, und hielt Alles, was er hatte, in guter Ordnung und verdarb Nichts. Wilhelm Brandt kann nicht genug einzelne Züge

seiner Gutartigkeit hervorheben; ebenso der Sohn der Frau Merkle, der Lehrer. Das sind Risse in unser irdisches Leben und sollen einen himmlischen Sinn erzeugen und nähren! Den kleinen Adolf, auch einen sehr lieben Knaben, der jetzt 3/4 Jahr alt ist, hielt mir Rudolf mit thränenden Augen in seinen Armen dar, und sprach in gebrochener Stimme: Wenn der Herr nur die Gnade hätte, ihnen diesen lieben Knaben zu erhalten! Ich habe noch nie solche Trauertage zugebracht, wie letzte Weihnachten; dabei war der Himmel immer in Nebel gehüllt. Nur als wir am Grabe stunden, brach die Sonne auf eine halbe Stunde hervor und sandte freundliche, wohlthuende Strahlen herab. Mich hat der Herr wunderbar gestärkt, daß ich dem Rudolf an drei Tagen, wo sein Herz am stärksten blutete, dienen konnte in den Kirchen."

Trotz solcher schmerzlicher Erfahrungen bewahrte sich der Greis ein heiteres Gemüth und konnte sich den vielen Arbeiten, die ihm oblagen, mit Treue hingeben. Wie viele Besuche empfing er doch, er konnte nach allen Seiten hin Rath ertheilen, und sein Rath wurde in den verschiedensten Angelegenheiten gesucht. Er hielt fortwährend Versammlungen, sprach bei öffentlichen Festen des inneren Missionsvereins, des Hardthauses und bei andern Festen. Wie vielen Sitzungen wohnte er an! Wie viele Briefe schrieb er! Kurz, es war ein Wunder vor unsern Augen, was der hochbetagte Greis Alles leistete. Doch endlich fing die Hütte an zu wanken, und das führt uns zu unserm letzten Kapitel seines Lebens und Wirkens.

24.

Ruhe von der Arbeit.

Wie sehr ihn die Ereignisse in den Staaten in Anspruch nahmen, haben wir schon oft gehört. Er lebte als Christ nicht blos in der Zeit, sondern auch mit der Zeit. Als Deutschland den von Frankreich hingeworfenen Handschuh aufhob, schrieb er am 14. Juli 1870 an den Sohn Rudolf: „Was schon lange gedroht hat, kommt; der Krieg bricht aus. Der Herr sei Euch und uns

gnädig! Ihr droben seid ohne allen Schutz, Euer Land kann in einer Nacht besetzt werden. Ist der Krieg erklärt, so versammle Deine Gemeindeglieder jeden Tag, abwechselnd zu Leiselheim und Königschaffhausen zu gelegener Stunde zum Gebet."

Und als der Herr der Heerschaaren den deutschen Heeren einen Sieg um den andern verlieh, schrieb der Altvater Stern nach Leiselheim im Septbr. 1870: „Ihr und wir können nicht genug danken, daß Er gnädig über unser Land gewacht und die Franzosen (Turkos und Zuaven) nicht in unser Land einbrechen ließ. Mac Mahon wollte es thun. Welches schmähliche Ende hat nun Napoleon's Herrschaft genommen! Ganz entwürdigt, verscholten von seinen eigenen Leuten, mit Mißhandlung bedroht, muß er aus seinem Lande weichen."

Bei solchen Betrachtungen vergaß er nicht, auch die kleinen häuslichen Ereignisse, die oft von hoher Wichtigkeit sind, seinen Kindern zu berichten. Er that Dies gerade in dem letzten Briefe. Ihre langjährige Magd Katharine verließ sie am 1. August, um ihrer leidenden Schwester beizustehen, aber sie schrieb, daß sie jeden Abend nach Karlsruhe Heimweh fühle. Dafür trat eine andere Katharine aus Adelsheim ins Stern'sche Haus. Er kann sie nicht genug rühmen, diese christliche Magd, und sagt: „Sie ist wie ein Glied der Familie. Der Herr erhalte sie uns, bis wir zur Ruhe eingehen dürfen!" Er vergaß auch nicht die Geburtstage seiner Kinder, die er jeden Tag dem Herrn im Gebet empfahl. Am 13. Oktober 1870 schrieb er an Rudolf: „Der Herr segne Dich morgen mit einem besonderen Segen! Er führe an Deinem Geiste Alles vorüber, was Er an Dir nach Seiner Gnade und Barmherzigkeit bisher gethan hat, und erwecke Dein Herz zu innigem Lob und Dank für Seine Güte und Treue, Langmuth und Schonung. Er erhalte Dich Deiner lieben Bertha und Deinen lieben Kindern noch lange und setze Dich ihnen zur Freude und zum Segen!" Ein Jahr nachher am 31. Oktober 1871 theilte er nach Leiselheim die Nachricht mit, daß „die liebe Mutter" an der Bauchwassersucht leide. Sie brauchte auf Rath eines Chirurgen ein Hausmittel zur Entfernung des Wassers. An Gebet ließ es der treue Beter nicht fehlen. Er schreibt: „Innerlich ist die liebe Mutter gefaßt und ergeben in des Herrn Willen. Ich habe eine ernsthafte Unterredung mit ihr gehabt."

Daß wir mitten im Leben mit dem Tod umfangen sind, hat

er selber noch am Ende des Jahres 1871 erfahren, und es war nahe daran, daß er seiner Frau in die Ewigkeit vorangegangen wäre. Er hatte einen Besuch im markgräflichen Palais bei der Prinzessin Elisabeth gemacht. Vergnügt ging er von ihr hinweg, aber als er an die große Treppe kam, merkte er nicht, daß es bereits abwärts gehe, und stürzte etwa 6 Staffeln hinab. Er wollte sich rückwärts schwingen, schlug aber seinen Kopf und Schultern auf's heftigste an. Er konnte nicht mehr aufstehen und rief nach den Dienern, welche ihn in ein Zimmer brachten. Die Prinzessin kam gleich herbei und ordnete das Nöthige an. Eine Hofkutsche brachte den lieben Vater mit verbundenem Kopfe in seine Wohnung. Das war ein Schrecken für die Frau und die zwei anwesenden Kinder! Der Chirurg fand Gottlob nichts verletzt, die Kopfwunde heilte bald, nur in den Schultern und am Rücken fühlte er mehrere Tage lang heftige Schmerzen. Doch erholte er sich allmählig wieder. Täglich wurde aus dem Palais nach seinem Befinden gefragt, ja die Prinzessin selber besuchte ihn und blieb eine Zeit lang in seinem Zimmer. So hatte der Herr über sein Leben gewacht, aber einen tiefen Schmerz verursachte ihm der Heimgang seiner treuen Gattin. Er schrieb am 16. November 1871 an den Sohn Heinrich. Wir theilen diesen Brief gerne ganz mit: „Alexander hat Dir den Tod unserer lieben Mutter bereits angezeigt; derselbe fand Montag den 6. November Mittags 11 Uhr statt. Bei unserer lieben Mutter hat seit einem Vierteljahr ein Nachlaß der Natur stattgefunden. Sie fühlte sich auf ein Mal sehr schwach. Die Füße wollten sie nicht mehr tragen; sie ging von einem Ort zum andern im Hause nur mit Beschwerde und kurzem Athem; sie schnappte nach Luft, wenn sie ein wenig gegangen war; vom Haus weg konnte sie gar nicht mehr gehen, sondern mußte fahren. Die Eßlust verlor sich; ihr Aussehen wurde stets übler, so daß sie zuletzt ganz welk aussah. Geistig nahm auch die Theilnahme an den Vorgängen und Verrichtungen im Hause ab, obgleich sie in ihrer häuslichen Thätigkeit nie stille stand. 14 Tage vor ihrem Ende liefen ihre Füße an und man sah, daß sich Bauchwassersucht ansetzte. Ich machte sie aufmerksam auf das, was ihr bevorstand. Sie fühlte es selbst, daß es mit ihr zu Ende gehe. Ich konnte ganz offen mit ihr von ihrem baldigen Heimgang reden; sie zeigte sich gefaßt und in den heiligen Willen unsers Herrn ergeben. Zuletzt äußerte sie Ver-

langen nach ihrer Auflösung und wünschte, daß der Herr ihrem Leiden ein Ende mache und sie zu sich nehme. Einige Tage vor ihrem Tod riefen wir den Arzt, der ihr einige Linderung verschaffte. Der Herr hat uns seit einem Jahr eine sehr tüchtige, gläubige, liebevolle Magd geschenkt, auch eine Katharine, indem unsere ältere Katharine, die uns mit großer Treue und Liebe 16 Jahre gedient hatte, hinwegberufen wurde, da ihre Mutter und Schwester erkrankt waren. Am 6. November wurde die Mutter von der Katharine Morgens zu ihrem Armstuhl geleitet. Ich hielt noch eine längere Unterredung mit ihr, betete dann mit ihr, legte ihr die Hände auf, damit der Arge ihr keine Unruhe bereiten dürfe; sie verlangte hierauf ins Bett geführt zu werden, als der Arzt sie noch auf einige Augenblicke besucht hatte. Als die Katharine sie aufgehoben hatte, rief sie mich herzu. Die Katharine faßte sie mit dem rechten Arm, ich mit dem linken; da sank sie plötzlich zusammen und verschied fast unmerklich. Der Herr war ihr in diesem Abschluß ihres Lebens sehr gnädig! Sie hat die Schrecken und die Bitterkeit des Todes nicht erfahren, und der Herr hat sanft ihren Lebensfaden abgeschnitten, damit sie zu einem bessern Leben erwache. Wie mag ihr da gewesen sein, als sie sich von ihrer schweren Bürde, von der sie sich selbst nicht losmachen konnte, auf ein Mal entbunden sah und sich im Gebiet der Freiheit von aller irdischen Last fand! Der Herr habe sie selig in den Wohnungen des Friedens, habe sie in Ueberraschung Julie und Eugen mit freudigem Erstaunen wieder sehen lassen! — Die Theilnahme an ihrem Hingang ist sehr groß und eine hohe Werthschätzung ihrer häuslichen und mütterlichen Tugenden und ihres Wohlthätigkeitsinns that sich auf vielfache Weise kund. Ihr Andenken bleibe bei uns im Segen!"

Auch einen Brief an seine Leiselheimer Kinder vom 5. Dezember 1871 theile ich gerne ganz mit, weil er uns so recht einführt in das Leben dieser lieben Mutter und in sein eigenes damaliges Leben: „Die liebe Mutter können wir eben nicht vergessen; täglich halten wir uns ihre Liebe, Freundlichkeit vor; die Katharine theilt uns so manche Züge mit, wie sie alle Leute, die zu ihr in die Küche und ins Wohnzimmer gekommen sind, so angemessen und liebevoll behandelt habe, so daß Alle mit guten Eindrücken von ihr weggegangen seien. Ihre Ruhe, ihre Sanftmüthigkeit habe Allen wohlgethan. Sie habe bei Andern mehr

das Gute der Leute hervorgehoben, als das Schlimme. Ich habe mehr denn 40 Beileidsbezeugungen erhalten, und da ist es merkwürdig, wie Alle darin zusammentreffen, daß sie ihre Liebe und Freundlichkeit rühmen. Als Hausfrau war sie ein Muster für alle Frauen; mit den Mägden arbeitete sie und Alles ging still, ohne Lärmen und Geräusch vorüber. Die ältere Katharine hängt jetzt noch mit einer großen Liebe an ihr. Sie hatte mit der Mutter verabredet, daß, wenn der Herr mich früher wegnähme, wie man zu erwarten hatte, sie zu ihr ziehen wolle, und daß sie nach der Mutter Tod die Mina zu sich nehmen wolle. Ihre große Liebe und Dankbarkeit gegen die Mutter hat sie bei dem Tod der Mutter in einem großen Brief an die Frau Sutter ausgedrückt, weil diese ihr den Tod der Mutter angezeigt hatte.

Ich habe bald nach dem Tod der Mutter der ältern Katharine geschrieben, daß sie uns auf längere Zeit besuchen möchte; sie hat aber bis jetzt nicht geantwortet. Der Frau Sutter hatte sie bemerkt, daß sie durch viele Nachtwachen leidend sei.

Der Herr hat es sehr gnädig gefügt, daß Er uns die jüngere Katharine zugeführt hat. Er hätte es uns nach Entziehung der lieben Mutter nicht besser machen können. Es ist ganz auffallend, welche Tugenden sie zieren, und zwar in einem Alter von 23 Jahren. Sie ist eine sehr angenehme Person; verständig, nach ihrem Stand gebildet, gewandt, beredt, zu Allem geschickt; sie wäscht, näht, bügelt; ist in die Kochkunst eingeschafft, zerbricht Nichts und was sie nur den Augen ansieht, thut sie ungeheißen. Sie ist nie gereizt, fährt nicht auf, thut keine böse Rede; ist immer wohlgemuth, freundlich, singt zur Arbeit geistliche Lieder, liest unbeschäftigt Gottes Wort, theilt Tractate aus. Abends nach Tisch liest sie mit der Mina abwechselnd die heilige Schrift und abschnittweise die Erklärung der 4 Evangelien.

Ich habe seit dem Tode der lieben Mutter die Stadt nicht mehr besucht; ich habe seitdem die Versammlungen nicht mehr besucht und auch keine gehalten; ich gedenke, so der Herr will, am ersten Christtag wieder eine Versammlung zu halten und am 21. Januar, wo der Jerusalemsverein seine Jahresfeier hält. Ich werde fahren, mich aber dann wieder zurückziehen, und erst, wenn mildere Jahreszeit eingetreten ist, mich wieder betheiligen, und werde es ebenso mit den Sitzungen für äußere Mission und das Hardthaus halten. Von den Sitzungen für die innere Mission

werde ich mich nicht zurückziehen; ebenso habe ich die Generalversammlung in Durlach den 15. November geleitet, die einen sehr guten Verlauf hatte; es waren gegen 100 Gemeinschaften vertreten. Es ging Alles ruhig und einmüthig ab. Die neu entworfenen Statuten wurden einstimmig angenommen. Gustav ist nun definitiv angestellt."

Da der theure Großvater immer unbehülflicher ward und doch seine Reiseliebhaberei nicht aufgab, so waren seine Kinder mit Recht besorgt, es könnte ihm einmal ein Unfall zustoßen, und wünschten daher, daß er immer Jemanden mitnehmen möchte. „Wenn ich mich auf die Reise begebe", schreibt er nach Leiselheim, „könnt Ihr ruhig bleiben; überall, wo ich aus- und einsteige, erweckt der Herr Herzen, die mir dabei behülflich sind." Er bemerkt weiter, daß er in Basel zur Festwoche sein und dem Comité der Chrischonaanstalt beiwohnen wolle, weil der Missionsverein einige Zöglinge von dort als Reisebrüder anstellen wolle. Er führte die Reise aus, und war mit dem Erzähler Dieses bei der Sitzung. Seine Reise beschrieb er einer Nichte unterm 22. Juli 1871 auf folgende Weise: „Du wähnest, ich sei schon wieder nach Karlsruhe zurückgekehrt; dem ist nicht so. Vorigen Mittwoch bin ich von Müllheim aus hier in Freiburg angekommen und nächsten Mittwoch will mich Herr Mez nach Leiselheim führen. Wie lange ich noch dort bleiben kann, werden mir Briefe von Gustav anzeigen, die er mir dahin schicken wird. Du willst wissen, wann ich nach Mosbach zu reisen gedenke? Es wird sich dies an das Ende des Septembers hinaus ziehen, denn um die Mitte Septembers wird das Jahresfest für Innere Mission wahrscheinlich in Heidelsheim stattfinden. Bei demselben ist meine Anwesenheit nothwendig. — Als ich Karlsruhe verließ, brachte ich fast eine Woche in Leiselheim zu. Meistentheils regnete es daselbst. In Basel brachte ich über eine Woche zu, wo ich bei Heman wohnte. Die Generalconferenz besuchte ich nicht, auch nicht die Einsegnung. Ich las mit Heman die Propheten. Frau Bischoff führte mich an einem Nachmittag nach Arlesheim, im Baselland, zu Mutter Zäslein. Auf dem Falkenrain bei Bubendorf verweilte ich über eine Woche. Die liebe Marie war zuvor von einem Mädchen, Hildegarde, entbunden worden. An einem Sonntag durfte ich dasselbe in die Gemeinschaft des dreieinigen Gottes durch die h. Taufe aufnehmen. Es war gar erquicklich, als 5 Kinder vor dem Neugeborenen und die liebe Mutter

herumstanden. Ich hielt die Taufe ganz frei, ohne Formular, was zur Belebung der Leute diente. — Nach einem Besuch in Weil, Müllheim und Badenweiler — bin ich nun hier und sitze den ganzen Tag unter einer schattigen Linde neben einem Kanal, in welchem ein heller, munterer Bach laut rauschend dahinfließt; vor mir Felsen, Weinberge, neben mir Wiesengrund, hohe Berge mit Wäldern, eine prachtvolle Gegend. — Von Weil aus besuchte ich auch die Diaconissen- und die Taubstummenanstalt in Riehen. Ich kam von einem Paradies ins andere, hatte viel Genuß und erfuhr überall große Freundlichkeit. Die Leute wunderten sich überall, daß ein so alter Mann so große Reisen unternehme. Ich war sehr wohl und meine Gesundheit stärkte sich täglich. Die schlaflosen Nächte ließen nach und zwar ohne Bier."

An dieselbe Nichte schrieb er von Karlsruhe am 28. Juni 1872 einen interessanten Brief, von dem ich nichts hinweglassen möchte: „Du meinst, ich stände auf dem Münsterplatz (in Basel) und schaute in das Wiesenthal hinein, und weißt nicht, daß ich hier in meinem Zimmer sitze, und an Dich schreibe. Gestern Abend 6 Uhr war mein Koffer gepackt, alle Abschiedsbesuche gemacht; die Mina hatte 4 Stück Feigen zur Reise gekauft, da traf ein Brief von Dr. Gustav Waltz bei mir ein, welchen unser Gustav seit 14 Tagen bei sich im Sack herumgetragen hatte, in der Meinung, ich hätte denselben gelesen, hätte ihn aber nicht weiter beachtet. Nach Erhaltung des Briefs gab ich der Katharine den Auftrag, den Koffer wieder zu entleeren und mein Entschluß war gefaßt, nicht zu reisen, sondern hier zu bleiben. Waltz räth mir alles Ernstes, nicht mehr zu reisen, Alles zu meiden, was mich aufregt, mich still zu verhalten, und Alles aufzugeben, was mich nach Außen zieht. Seit Deiner Abreise hat sich meine Brustverengung sehr vermehrt. Alle paar Schritte muß ich stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Um gestern zwei nothwendige Besuche zu machen, führte mich Gustav; er mußte mich fast fortschleppen. Ich fühlte mich sehr schwach, konnte nicht genug schnaufen, am Abend zog mich die Katharine aus. Ich darf es als einen Wink von Oben ansehen, daß ich mich von Allem, was nach Außen geht, zurückziehen soll, wie mir dies neulich auch bei der Hardthausfeier gezeigt wurde. Als ich das Fest, wie seit Jahren, durch die Rede einleiten sollte, nahm mir der Herr plötzlich die Stimme weg, ohne daß ich Husten hatte, und so war es gestern, daß ich fast

nicht mehr gehen konnte. Mein Blick soll jetzt nur noch nach Oben gerichtet sein. Dies wurde mir heute Nacht klar gemacht. In fünf Stunden habe ich mein Leben nach allen Seiten durchdacht. Es kam mich gar nicht leicht an, alles Irdische hintanzusetzen. Einmal muß es sein, und wir haben Ergebung zu leisten, und Gehorsam zu lernen. Rathen, guten Rath geben kann, soll und darf ich noch. — — Mir ist es heute, wie wenn ich in eine neue Zukunft versetzt wäre, und wie wenn mein Leben nicht mehr irdisch wäre. Der Herr gebe Gnade, daß ich meinen Lauf wohl halte!"

Aber schon am 27. September 1872 schrieb er von Mosbach aus an Alexander, der im Begriffe stand, nach Ostindien zurück zu reisen: „Es thut mir leid, daß wir uns nicht noch einmal haben sehen und sprechen können. Ob dies in dieser Welt wird noch einmal Statt finden können, weiß allein der Herr. Wahrscheinlich wird dies nicht der Fall sein. Meine Kräfte gehen zusammen. Zwar leide ich an keinem besondern Uebel, aber die Schwäche nimmt immer mehr zu, so daß ich einmal einschlafen und die Augen für diese Welt nicht mehr öffnen werde; gebe der Herr ein gutes Ende! Bald wird die Trennung aufgehoben und ewige Vereinigung Statt finden." Am 1. Dezember schrieb er nach Leiselheim: „Wir danken Euch für Eure süßen, saftigen Birnen; an einigen habe ich mich schon erquickt. Der Herr vergelte, was Eure Liebe uns dargeboten hat! — Ich habe sehr engen Athem fort und fort. Wenn der Herr nicht Seine Wundermacht an mir beweisen will, so bleibe ich mit diesem Leiden bis zum Ende meines Lebens behaftet, ja es könnte noch, wie es bei Andern geschieht, an Stärke zunehmen. Warme, sonnige Tage, die wir aber seit Wochen entbehren, werden meine Umstände erleichtern. Die Aerzte erklären, menschliche Mittel könnten hier nicht helfen!" Und Gustav berichtet um jene Zeit ebenfalls an Rudolf: „Seit kurzer Zeit scheint der liebe Vater sehr abzunehmen; seine Füße sind auch mehr geschwollen und seit heute bemerkte Hofmann (Chirurg), daß auch der Leib etwas geschwollen sei und glaubt, es sei Wasser. Bei dem vorletzten Besuche desselben bemerkte er, daß er wohl nicht mehr lange unter uns sein werde, er fühle sich sehr schwach. Mitunter ist er dann wieder so kräftig, daß er an Allem Theil nimmt. Das Beste für ihn ist, daß er Alles liegen läßt, was ich ihm auch jedes Mal sage und was er auch thut. Bei Tag schläft er viel, ohne daß er es glaubt."

Trotzdem arbeitete er fort, wie wir aus einem Briefe sehen, den er an Direktor Brandt in Saarbrücken am 14. November 1872 bei Uebersendung seiner Erklärung der Apostelgeschichte schrieb. Nachdem er dessen gedacht hat, daß seine Erklärung der Evangelien in jener Gegend viel Anklang gefunden habe, fährt er fort: „Möchte dieses Werk noch größeren Antheil an Seiner Erscheinung erwecken, da sich dasselbe nicht mit dem in Niedrigkeit wandelnden Menschensohn von Nazareth befaßt, sondern mit dem verklärten Gottessohn, der jetzt in Herrlichkeit neben Seinem Vater thront, der mit Wohlgefallen auf ihn hinblickt, weil er Seinen Willen gehorsam vollbracht hat. Möchte auch für uns die Zeit bald kommen, wo wir Ihn in seiner Herrlichkeit schauen und wir Ihn in tiefer Beugung unserer Herzen anbeten dürfen! Es ist doch eine elende Zeit, wo man sich mit Protestantenvereinlern und mit unwissenden, hochmüthigen Fortschrittsleuten herumschlagen muß. — Es ist mir gar wohlthuend, daß ich durch meinen Ruhestand diesen Leuten jetzt weiter entrückt bin, aber es schmerzt mich, wenn ich sehen muß, wie sie an meinen Brüdern ihren Hohn und Widerwillen auslassen. — — — Sie werden sich wundern, wenn sie einmal hören werden, daß der alte 81jährige Mann es sogar unternimmt, ja unternommen hat, den Römerbrief zu öffnen, daß er Vielen, die sich bemühen wollen, zeige, welche Geheimnisse in diesem apostolischen Schatz verborgen liegen.“ — —

Dann kommt er noch auf Clöter zu sprechen, der nicht sein Mann war, denn er sagt: „Was thut denn N. unter diesen Leuten, die sich, wenn ich nicht ganz irre, von Clöter in ein unevangelisches Treiben führen lassen und die die heilige Schrift mißbrauchen und die, die aus der Wahrheit sind, aber ihnen widersprechen, verunglimpfen? Helfen Sie ihm wieder heraus, wenn er sich in ihre Verkehrtheiten hat hineinziehen lassen. — — —“

Ich habe noch einige Briefe des der Ewigkeit zueilenden Vaters Stern an seine Kinder in Leiselheim vor mir, sie sind mühsam geschrieben, doch immer noch zu lesen. Einen möchte ich mittheilen, er ist vom 13. Januar 1873 und lautet: „Liebe Kinder! Es freut mich sehr und erweckt mich, zu loben und zu danken, daß die Erkrankung der lieben Elise sich so bald wieder zum Bessern gewandt hat. Bei Eugen's Erkrankung an demselben Uebel wurden wir nicht erhört. Und wir Alle hatten den rüstigen Knaben so gern! Als ich eine kurze Reise nach Württemberg machte, um die Her-

zogin Henriette ¼ Jahr vor ihrem Tod zu besuchen, bat mich Eugen, ich möchte doch bald wieder kommen, weil er in eine höhere Klasse (Julius Cäsar) aufstieg und confirmirt werden sollte.

Ich blieb nur 5 Tage aus, und als ich zurückkam, traf ich ihn im heftigsten Fieber. Er hoffte, mein Gebet dringe durch. Der Herr ließ ihn noch vor seinem Verscheiden helle Lichtblicke in Sein Reich thun. Ich freue mich sehr, ihn mit der lieben Mutter bei unserm Herrn wieder zu finden. Erst jetzt zeigt sich so vielfach bei den Leuten, wie sehr die liebe Mutter geliebt war und wie man sie so hoch schätzte. Ich muß fort und fort aus dem Munde so vieler Leute, aus hohem und niederem Stand, hören, eine wie gute, wohlwollende Frau sie gewesen sei. In Allem brach sie sich ab, und nahm Nichts für sich, um mit dem Erübrigten Andern zu dienen. Die größte Freude war es ihr, Andern Freude zu bereiten. An mir hatte sie fortwährend zu tadeln, daß ich gegen die, welche noch fern sind, oder nicht recht stehen, zu hart und zu scharf sei.

Bei uns fiel nichts Besonderes vor. Der Kampfer hat mir das Athmen erleichtert; aber ich mußte dessen Gebrauch aufgeben, weil er zu sehr meine Nerven aufregte, was das Schlafen beeinträchtigte. Man rieth mir weiße Pfefferkörner an; sie helfen auch nicht.

Der kleine Jonathan ist seit drei Tagen erkrankt; man vermuthet, daß er vom Scharlachfieber bedroht sei. Er liegt in großer Hitze."

Im März schrieb er: „Die Engigkeit des Athems ist groß. Meist bringe ich die Vormitternacht schlaflos zu. Gewöhnlich lese ich mich im Bett müde, um zu schlafen. Ich befürchte oft einen Herzschlag. Der Herr wolle sich mein erbarmen und Geduld und Ausharren verleihen!" Am 10. März ließ er wohl einen seiner letzten Briefe abgehen. Er sagt darin: „Es könnte Ihm gefällig sein, mich bald heimzurufen; denn ich werde immer schwächer, gehe mühsam am Arm der Mina aus, weil mir der Athem auszugehen droht. Wenn ich kalte Luft athme, halte ich es fast nicht aus. Da mir heute das Schreiben schwer fällt, schließe ich."

Sein lieber Sohn Rudolph hat die letzten Tage und Stunden des geliebten Vaters beschrieben, so daß wir ganz Ausführliches darüber besitzen, was wohl allen Lesern sehr erwünscht sein wird. Es ist das Ende eines Gerechten, und ein solches Ende wolle uns

Alle der Herr aus Gnaden finden lassen, da erlangen wir erst recht Ruhe von der Arbeit. Hören wir demnach den Sohn: „Vater hat noch bis 4 Tage vor seinem Heimgange an einer Erklärung des Römerbriefs, deren Herausgabe er beabsichtigt hatte, gearbeitet, hat auch noch etliche Briefe geschrieben, ohne daß er je bei seiner Lektüre oder seinen schriftlichen Arbeiten einer Brille benöthigt gewesen wäre, bis buchstäblich die Feder seiner zitternden Hand entfiel und die Kräfte ihn plötzlich verließen. Rasche Ueberhandnahme der Brustbeschwerden und starkes Anschwellen der Beine ließen erkennen, daß die Zeit seines Abschieds nahe sei. Am Sonntag empfing er mit allen anwesenden Angehörigen, Gustav, Mina, Frau Sutter, und Vaters Nichte, Frau Baunach und ihrer Tochter, welche von Mosbach an sein Sterbebett geeilt waren, aus der Hand von Herrn Pfarrer Zimmermann das heilige Abendmahl. In der Nacht dieses Tages traf ich mit meiner ältesten Tochter, von seinem bedenklichen Zustand benachrichtigt, an seinem Bette ein, und der erste Blick sagte mir, daß ich zu seinem Sterben gekommen sei. Der herabhängende Unterkiefer, und die schon etwas gelähmte Zunge, die ihm das Sprechen schwer machte, ließen erkennen, daß ein schlagartiger Zufall eingetreten sei, oder doch, daß ein Druck auf dem Gehirn laste. Bei unsrem Erscheinen bezeugte er große Freude, die ihn ganz aufleben machte. Nachdem wir ihn aber begrüßt hatten, duldete er es durchaus nicht, daß wir, oder sonst Jemand bei ihm wachte, nur die mit großer Liebe und Treue und ebenso großem Geschick ihn pflegende Magd war beauftragt, von Zeit zu Zeit nach ihm zu sehen, und ihm Erquickung zu reichen. Als wir uns am Morgen des Montags wieder um sein Bett sammelten, verlangte er für die Morgenandacht den 8. Psalm zu hören, den ich vorlas. Darauf ergoß er, nachdem ich gebetet hatte, sein Herz mit erhobenen Händen in einem gewaltigen Gebet, in welchem er sich tief vor seinem Gott demüthigte, sich als einen armen Sünder bekannte, aber auch die Gnade pries, die sich seiner, des unwürdigen, verlorenen Menschenkindes angenommen, sich ihm geoffenbart, und ihn zu sich gezogen, und in seinem langen Leben sich an ihm verherrlicht habe. Er sprach seine freudige Hoffnung und Glaubenszuversicht aus, nun bald aufgelöst und daheim sein und die Herrlichkeit des HErrn schauen zu dürfen.

Darauf besprach er mit uns noch verschiedene zeitliche Angelegenheiten, die ihn in den letzten Wochen noch beschäftigt hatten; besonders war es die Zukunft der Tochter Mina, welche als letzte irdische Sorge ihn bekümmerte und die er vor Nahrungssorgen gerne sicher geborgen gesehen hätte. Es bewegte ihn zu innigem Dank gegen den HErrn, als er gebeten wurde, dieser Sorge sich zu entschlagen, und das Versprechen erhielt, daß die Brüder allezeit der Schwester sich annehmen werden. Dann besprach er die Arbeit, mit welcher er sich in den letzten Monaten beschäftigt hatte und die er unvollendet zurücklassen mußte, die Erklärung des Römerbriefs.— Wie sein Geist noch beim Zusammenbrechen der Leibeshütte mit dem Inhalt jenes Briefs sich beschäftigte und in ihm lebte, das bezeugen die Aeußerungen, welche er darauf, in abgebrochenen Sätzen und von Pausen unterbrochen, that, aber mit kräftiger, gehobener Stimme, als spräche er zu einer größeren Versammlung. „Das Evangelium von Christo ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Das ist die Wahrheit, die Luther wieder an's Licht gezogen hat, das ist die lautere Lehre der evangelischen Kirche; bei ihr müssen wir bleiben; das Panier des Glaubens (— dabei hob er beide Arme in die Höhe —) müssen wir hoch emporhalten, so haben wir keine Macht der Feinde zu fürchten. — Die Wahrheit wird bestehen und den Sieg behalten. — Alle falsche Lehre wird fallen und vergehen. — Wir sollen groß und mannhaft dastehen als Kämpfer für die Wahrheit wider Alle, die nicht aus der Wahrheit sind. — Haltet fest an dem HErrn und fürchtet euch nicht! denn sie müssen zu Schanden werden, die losen Verächter." — Dann sprach er noch mehrere, jedoch nicht mehr klar verständliche Worte von den Kämpfen, die kommen werden; von dem Stern, den die Ueberwinder an der Stirne tragen, und von der Herrlichkeit droben.

Am Vormittag verlangte er, noch einmal aufzustehen und angekleidet zu werden. Kaum war dies geschehen, als der Arzt kam und ihm zusprach, doch lieber im Bett zu bleiben; er stimmte bei, denn es gehe nicht mehr, wie er geglaubt habe. Als er beim Auskleiden seine stark angeschwollenen und schon ganz mit Todtenflecken bedeckten Beine ansah und er nicht mehr das Bett erreichen konnte, sprach er wie scherzend: „Wenn es so aussieht, ist's Zeit zum Abfahren." — Im Verlauf des Tages aber äußerte er mehrmals: „Heute ist meine Sterbestunde noch nicht; sondern ent-

weder heute Nacht oder Morgen früh. Wenn der HErr kommt, muß es ganz stille sein."

Einmal sagte er zu den um sein Bett Stehenden, sie von sich wegwinkend: „So, jetzt geht! Der Herr sei mit euch und — — segne euch — — vom Fels und vom Gefild — — — mit dem Wein, den Er schenkt, — — — und mit dem Brod, das Er gibt!" —

Als während des Tages mehrere theilnehmende Freunde den Sterbenden besuchen wollten, auch zwei Prinzessinnen, dankte er, aber verbat sich alle Besuche, weil sie ihn aufregten. Etlichen, die dennoch unter die offene Thüre traten, um ihn noch einmal zu sehen, winkte er freundlich lächelnd Abschied zu. Nur Einen Freund ließ er zu sich kommen, dem er noch allein etliche Worte sagte und den Brüdern eine Botschaft auftrug in Sachen des Vereins für innere Mission, den er bis an's Ende geleitet und so treu auf dem Herzen getragen hatte.

Am Abend mußten wir ihm seine Lieblingslieder, besonders Sterbelieder singen, die er selbst angab und anstimmte, und mit kräftiger Stimme mitsang, seinen langgewohnten Brauch bis zum letzten Athemzug fortübend. Später verlangte er wieder allein gelassen zu werden und litt es nicht, daß wir Alle aufblieben und bei ihm wachten. Nur die Magd sollte bei ihm bleiben; auch blieb Gustav, ohne daß er es gewahrte, Katharine mußte ihm noch viele Lieder vorlesen, die er angab, und die er immer mit Amen beschloß. Amen war sein letztes Wort, das er hienieden gesprochen; mit einem Amen auf den Lippen ist der treue Knecht hinübergegangen zu dem HErrn. Als die Magd unter dem Lesen wahrnahm, daß der Augenblick des Scheidens nahe war, rief sie uns schnell, so daß wir noch die letzten ruhigen Athemzüge beobachten und, nachdem das Leben entflohen, dem lieben Vater die Augen zudrücken konnten."

Ein Viertel vor 12 Uhr Nachts ist am 31. März 1873 dieser treue Knecht des HErrn zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen, und dort hat er erst Ruhe von seinen vielen Arbeiten gefunden.

Es war am 3. April Nachmittags 2 Uhr, daß sich ein langer Trauerzug durch die Straßen Karlsruhe's bewegte. Man brachte den Leib des selig entschlafenen Vaters Stern in gewisser Hoffnung seliger, herrlicher Auferstehung in seine Ruhekammer. Mitglieder

des Oberkirchenraths und des Oberschulraths, sowie des evangelischen Schullehrerseminars, viele Geistliche und Lehrer, viele Leute aus der Nähe und Ferne, welche wußten, was man an Vater Stern hatte, bildeten den Leichenzug. Schon im Trauerhause gedachte ein langjähriger, vertrauter Freund, Pfarrer Peter von Spöck, in Rede und Gebet der reichen Gabe, die uns in dem Heimgegangenen gegeben war. Er wies nach, wie Stern vor Allem ein Vater gewesen gegen die Lehrer, die er zu bilden hatte, gegen viele Andere, namentlich gegen Kinder, und hat in Noth und Kümmerniß, die an ihn herantrat, zu helfen gesucht. Er konnte dies, weil er zugleich ein Priester gewesen ist. Was in seiner Familie, im Staat, in der Kirche, in der Schule und in den Gemeinschaften vorging, hat er Alles betend auf sein Herz genommen. Als einen besondern Zug in seinem Leben muß seine Demuth hervorgehoben werden. Deßhalb ist denn auch sein Tod eine fühlbare Lücke. Der Herr wolle Manche erwecken, in seine Fußstapfen zu treten!

Weil die Kapelle des Kirchhofs die vielen Trauernden nicht fassen konnte, hielt Stadtpfarrer Zimmermann die Leichenrede vor derselben. Er hatte einen gar passenden Text gewählt aus Jerem. 17, 7. 8: „Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün, und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern er bringt ohne Aufhören Früchte.“ Der Leichenredner wies nach, daß Stern's reiche Begabung und seine starke Willenskraft die natürliche Grundlage seiner reich gesegneten Wirksamkeit bildete. Mit unermüdlichem Fleiße und großer Mäßigkeit und Zucht gegen sich arbeitete und lebte er. Er war ein ganzer Mann in seinem Willen und Streben. Die starken Wurzeln seiner Kraft lagen in seiner lebendigen Zuversicht zu dem Herrn. Deßhalb war er so Vielen zum Segen, die ihm das Theuerste verdanken, was sie haben. Ihm war das Wichtigste in der Bildung und Erziehung der Jugend, sie mit Gottes Wort vertraut zu machen. In der Kraft seines Glaubens ging sein Wirken hinaus in die weitesten Kreise. Er war Vorstand des Vereins für äußere Mission im Badischen, sowie des Vereins für innere Mission. Er gab zwei seiner Söhne und eine Tochter in den Dienst der Heiden-

mission, und zwei seiner Söhne in den Dienst der Kirche und der innern Mission.

Ein Chor sang noch am Grabe einige Verse. Schließen wir mit einer Charakteristik Stern's, welche der Reichgottesbote seiner Zeit gab:

„Vergegenwärtigen wir uns noch das Gesammtbild des theuern Heimgegangenen, des Mannes mit dem so kräftigen Geiste und der mächtigen Gestalt, so müssen wir sagen: Er war ein Held in Israel, der auch noch im Tode da lag, wie ein Held nach dem Streite. Er stand in innigem Umgange mit seinem Herrn bis an sein Ende. Ergreifend war seine Treue, in der er unter allen Umständen und vor Hoch und Niedrig fest und bestimmt seinen Gott und Heiland bekannte.

Bei den Jahresfesten für äußere oder innere Mission hörte man ihn immer in reichem Segen. Wie bestimmt und entschieden hatte man bei ihm immer den Eindruck: Hier redet ein Diener Christi und ein Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nicht einen Redner hatte man vor sich, sondern einen Zeugen. 1. Joh. 4, 6.

Seine Geistes- und Herzensgaben wendete er nach verschiedenen Seiten hin an. Er hatte Theologie studirt und predigte daher bis in die letzten Jahre seines Lebens gerne das Wort Gottes. Er war ein treues Glied unserer evang. Kirche und nahm an ihren Freuden und Leiden innigen Antheil. Besonders stand er in inniger Verbindung mit den heimgegangenen Zeugen Gottes in unserer Kirche: Henhöfer, Dietz, Käß, Frommel, Rein, Mann und Andern. In den 40er und 50er Jahren pflegten in Langenbrücken größere Textbesprechungen stattzufinden. Henhöfer hatte den Vorsitz und Stern leistete Mithülfe, besonders auch durch sein ernstes Gebet und durch Bemerkungen über den Text, welche auf gründlichem Schriftstudium beruhten. Die Winke und Beiträge aus dem praktischen Leben und für dasselbe kamen mehr von Henhöfer. Es ist zu verwundern, wie Stern immer doch die Zeit erübrigte, gemeinsam mit seinem älteren Freunde auf die berührte Weise für die Anregung und Förderung der jüngeren Geistlichen (bei Schulconferenzen auch der Lehrer) thätig zu sein. Wie Mancher wurde, wenn auch nicht erst gewonnen, so doch befestigt und erhalten durch solche um des Herrn und Seiner Sache willen von diesen Gottesmännern übernommene Arbeit. Man darf sich fragen, heißt es

denn auch bei uns in dem Grade: „Die Liebe Christi dringet uns?“ Sehr viel hielt er auf reine Lehre. Eine Irrlehre ließ er nicht hingehen. Da hatte er das Herz und den Muth, persönlich Vorstellungen und Vorhalte zu machen. Er war überzeugt, daß eine Irrlehre nie gleichgültig ist. — Ferner hatte er sich in Yverdun bei Pestalozzi, dem Begründer der neueren Pädagogik, dem eifrigen, edeln Mann mit seiner Liebe zur Menschheit, dem Studium der Pädagogik fleißig gewidmet und konnte nun seine theologischen, pädagogischen, naturwissenschaftlichen und andern Kenntnisse treulich verwerthen in 40jähriger Arbeit am evang. Schullehrerseminar, dessen erster Lehrer und langjähriger Direktor er war. Er war der angehenden Lehrer väterlicher Freund und Berather. Er trug dieselben treulich auf dem Herzen und ward dabei auch vielen israelitischen Zöglingen zu großem Segen. Die, die seine Schüler waren noch vor seiner Bekehrung und denen gegenüber daher sein Gewissen sich schuldig fühlte, trug er Alle nachmals noch besonders und namentlich im Gebet in's Heiligthum des Herrn und der Herr schenkte ihm Viele derselben, die da gewonnen wurden für sein Reich. Zugleich verfaßte er für das Seminar und für die Schulen des Landes viele Schulbücher, die noch jetzt mit großem Segen zu gebrauchen sind. Ward er, z. B. in den Landtagen und sonst, angefochten, so ging er in's Gebet und holte sich noch eine Beterschaar herbei und der Herr hörte auf ihn und hielt ihn aufrecht. — Er nahm an allen christlichen Bestrebungen des Landes Theil. In den Vereinen für äußere und innere Mission, sowie am Hardthaus, das besonders seine Liebe und seinen Rath so oft erfahren durfte, war er bis in die letzte Zeit seines Lebens, in der seine Kraft allmählig abnahm, Vorstand. Und auch der andern Rettungshäuser, der Kleinkinderschulen u. dgl. nahm er sich treulich an. — In den letzten Jahren seines Lebens verfaßte er noch verschiedene Erklärungen über das Wort Gottes (die Evangelien, Apostelgeschichte, 15 messianische Psalmen), von denen Professor Delitzsch in seiner „Saat auf Hoffnung“ urtheilt: „Einfältiger, inniger Glaube ist der innere Schmuck dieser in schlichtem, zum Herzen sprechenden Tone geschriebenen Schriften.“

Wo Stern ging und stand, sann er über das und sagte von dem, was den Herrn und Seine Sache angeht. Er freute sich auch von Herzen, sobald er ein wesentliches Werk des Herrn bei einem Menschen entdeckte. Zugleich war er auch sehr genau und

sorgfältig in Beobachtung der üblichen Umgangsformen. Ueberhaupt hatte er, wenn er Jemandem einmal sein Herz zugewandt, etwas sehr Zartes im Umgange. Stern war stark als ein Mann und kindlich wie ein Kind, so leicht zugänglich und doch auch wieder so fest. Sein Gedächtniß wird unter uns, unter Vielen, Hoch und Nieder, im Segen bleiben. So sandte auch ein „dankbarer Schüler" Stern's einen Kranz, den er auf das Grab seines lieben Lehrers legen möchte. Mit diesem Liede wollen wir schließen:

Vater Stern.

Sanft und selig in dem Herrn
Ist nun auch hinweg gegangen
Unser lieber Vater Stern,
Um bei Jesu dort zu prangen,
Wo der Lehrer sel'ger Kranz
Leuchtet wie des Himmels Glanz.

Theurer Vater, ernst und heiß
War Dein Arbeitstag hienieden;
Nun ist abgewischt der Schweiß,
Nun ruhst Du in süßem Frieden;
Und vor Gottes Angesicht
Fehlt es Dir an Garben nicht.

Emsig hast Du ausgestreut
Guten Samen in die Herzen,
Und gestärket weit und breit
Deiner Brüder Glaubenskerzen;
Einem Segensbache gleich,
Förderteſt Du Jesu Reich.

Recht und schlecht und ohne Scheu,
Standhaft wie ein Fels im Meere,
Standest Du mit selt'ner Treu
Ein für Deines Gottes Ehre;
Und im Kampf mit dieser Welt
Bliebst Du unbesiegter Held.

Nicht auf Schätze, nicht auf Ruhm
War Dein Sinnen hier gerichtet;
Aber dort im Heiligthum,
Von des Höchsten Glanz durchlichtet,
Stehst Du nun vor Deinem Herrn,
Leuchtend als ein heller Stern.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.





